# Die Pflanzen im Volksaberglauben.

Ein Beitrag

zur Pflege des Volkstums in Schule und Haus

von

**C. Rosenkranz,**

Lehrer an der städt. höheren Mädchenschule und am Lehrerinnenseminar in Kassel.

Preis brosch. 4,50 ℳ, geb. 5,50 ℳ.

Kassel,

Verlag von Ferd. Keßler.

1893.

# Vorwort.

Das vorliegende Buch soll ein Beitrag zur Pflege des Volkstums in Schule und Haus sein. Auf die hohe Bedeutung des Volkstums hat in schwerer Zeit zuerst Fr. Ludwig Jahn in seinem „Deutschen Volkstum“ hingewiesen. Mit dem Turnvater verstehen wir unter Volkstum das Gemeinsame des Volkes, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft. Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Frohsein und Trauern, Leiden und Handeln, Entbehren und Genießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben. Das bringt alle die einzelnen Menschen des Volkes, ohne daß ihre Freiheit und Selbständigkeit untergeht, sondern gerade noch mehr gestärkt wird, in der Viel- und Allverbindung mit den übrigen zu einer schön verbundenen Gemeinde. Anerziehung zu diesem Volkstume, Volkserziehung, ist ein fortgesetztes Indiehändearbeiten für die Staatsordnung, die heilige Bewahrerin des Volkes in seiner menschlichen Ursprünglichkeit.*)

Und diese Volkserziehung wird vorbereitet durch die volkstümliche Erziehung der Jugend. Schon Herder hat gefordert,**)

---

*) Jahn, Deutsches Volkstum. Recl. Ausg., Seite 117.

**) Freybe, Die Pflege der christlichen Volkssitte (Gütersloh 1887) Seite 24 u. 28.

die Jugend in den Kreis ihrer Welt einzuführen, daß sie für diese ihre eigene Welt gesunde Begriffe, herzliche, fröhliche Neigung gewinne und sich in ihr ungestört, unverrückt, ohne ein untergelegtes fremdes und falsches Ideal, ohne Schielen auf auswärtige Sitten und Beziehungen übe. Der Jugend, sagt er, soll von keiner fremden Buhlerin das Herz gestohlen werden.

Das ist das Erste und das Letzte, was die Schule zur Erhaltung und Wiedererweckung christlicher Volkssitte thun kann und muß: Einführung in die eigene heimatliche Welt.

Der Zusammenhang des persönlichen Lebens mit den geheimnisvollen Tiefen heimatlicher Bestimmtheit, wie er z. B. in den sogenannten Jugendeindrücken sich geltend macht, ist an sich schon eine pädagogische Macht, die noch ganz anders als bisher verwertet werden muß.

Da gilt denn das Wort: „Es ist das kleinste Vaterland der größten Liebe nicht zu klein; je dunkler es dem Fremden ist, je näher wird's dem Herzen sein." Nach deutschen Sagen erhalten drei Brotkrumen, vom heimischen Tische mitgenommen, die Seele in ungestörtem Zusammensein mit der verlassenen Stätte, bewahren vor Bezauberung und feindlichem Anfalle. So ist's mit der heimischen Sitte. Das „Bleibe im Lande und in der Sitte der Väter!" hat die Schule als das höchste Glück darzustellen und Heimatslust zu pflanzen ohne lehrhafte Schulmeisterei. Da gilt es, aufzumerken und der Jugend zum unverlierbaren, lebendigsten Bewußtsein zu bringen, was sie an der Heimat, zunächst an der engeren und allerengsten hat. Welche Zauber liegen doch in dem kleinen Worte: „Daheim!" Welche Jugendeindrücke umschließt es! Und kommt nicht erst aus der Liebe zur gottgegebenen irdischen Heimat die zur himmlischen? Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Die rechte Liebe zur Heimat, wie sie in unseren Volksliedern, in Geschichten und Sagen so herrlich zum Ausdrucke

kommt, bedarf gerade in unserer Zeit recht sehr der Pflege. Noch bildet sie einen tiefen Zug im Wesen unseres ganzen Volkes. Denn wenn der Deutsche draußen in der Fremde weilt, dann steigt das Bild der trauten Heimat wie eine Wundersage der grauen Märchenwelt vor ihm herauf, das Weh nach diesem schönen Heim ergreift ihn allgewaltig, und mit dem Dichter*) klagt er:

Ich kenn' ein Land,
Wo milde Lüfte wehen,
Wo Heldenmale stehen;
Ich kenn' ein schönes Land,
Und meinem Herzen ist es nah verwandt.

Ich kenn' ein Thal,
Da wohnt in armer Hütte
Die alte, fromme Sitte;
Ich sah in diesem Thal
Im Mutterarm den ersten Sonnenstrahl.

Ach, könnt' ich dort
In jene Berge fliehen,
Wo graue Wolken ziehen;
Ihr Tannenberge dort,
Könnt' ich zu euch im Flug des Adlers fort!

Am Felsenrand,
Da schaut auf grünen Matten,
Ein Dach aus Walnußschatten;
Im Haus am Felsenrand
Da ist der Platz, wo meine Wiege stand.

Die Bäume hier,
Ich weiß sie wohl zu nennen,
Sie müssen mich noch kennen;
Die Blütenbäume hier,
Sie wuchsen jung und fröhlich auf mit mir.

---

*) Aloys Schreiber, Gedichte. Wien 1817, I, 75. 76.

Am Hügelgrab
Gefall'ner Alemannen,
Im Schauer schwarzer Tannen,
Am eingesunknen Grab,
Da singt der Hirt, gelehnt auf seinen Stab.

Sein Horn erklingt
Und weckt der Heimat Sehnen
Und weckt mir Schmerz und Thränen!
Des Hirten Horn erklingt —
Wer ist's, der mich hinüber bringt?

Daß der botanische Unterricht in hohem Grade geeignet ist, diese Liebe zur Heimat zu wecken und zu pflegen, ist längst allgemein anerkannt. Es ist daher auch nicht meine Absicht, hier ausführlich nachzuweisen, wie er erteilt werden muß, wenn dieses schöne Ziel erreicht werden soll; nur auf die Punkte, welche durch mein Buch berührt werden, möchte ich etwas näher eingehen. Das Kind muß auf Grund eigener Beobachtung zu der Überzeugung kommen, daß die Pflanze ein lebendes Wesen ist, das viele andere (auch den Menschen) beeinflußt und von diesen wieder beeinflußt wird, das — wie der Mensch — abhängig ist von dem Boden, der Witterung u. a. m. Wird diese Beobachtung richtig geleitet, so stellt der Schüler Vergleiche an zwischen der Pflanze und sich selbst, er gelangt zu der sinnigen Betrachtung der Natur, zu der Sympathie mit allen Lebewesen der Schöpfung, welcher Faust so unvergleichlichen Ausdruck gegeben hat in dem Monologe*):

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Worum ich bat; — —
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen.

---

*) Vergleiche Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht 1891, 3. Heft, Seite 173 u. 174!

Nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen . . .

So werden dem Kinde die Blütenbäume, in deren Schatten das Vaterhaus stand, die Tannen, Buchen und Eichen des heimischen Bergwaldes zu trauten Freunden. Ihr Anblick zaubert dem Erwachsenen die schöne Jugendzeit und die Führer durch dieselbe herauf; er erhält so Schutzengel, die ihn an manchem gefahrdrohenden Abgrunde sicher vorüberführen.

Diese Wechselbeziehungen zwischen Pflanze und Kind geben uns Gelegenheit, auf die Verhältnisse hinzuweisen, welche sich zwischen den Völkern, so lange sie auf der Kinderstufe ihrer Entwicklung standen, und den Gewächsen bildeten. Und diese Verhältnisse sind so mannigfaltig und reichgestaltig! Gehört z. B. nicht alles, was unsere Sprache über Volk, Abkunft, Geschlecht Besonderes auszudrücken vermag, dem Baumleben an? Stammbaum, Abstammung, Volksstamm, Zweig betrifft den Baum und das Menschengeschlecht zugleich. „Leute" heißen zu deutsch die Gewachsenen, gleich dem aus der Erde entsprossenen Waldbaume. Erle und Esche (altnordisch Askr) sind die Namen der beiden erstgeschaffenen Menschen, denen von der Gottheit Blut und Seele verliehen ward, wie auch die Pflanze Wasser und Lebenskraft durch sie erhielt.*)

Anklänge an jene alte Zeit finden sich aber in unserem heutigen Volksleben in viel größerer Menge, als gar mancher glaubt. Wir haben sie in dem Volksaberglauben, den Märchen, Sagen u. dergl. m. Was aber der Volksgeist schafft, ist immer

---

*) Rocholz, Seite 84.

bedeutsamer und dauernder als das, was der Einzelne hervorbringt. Das größte in den Nationaldichtungen der Völker ist aus der Überlieferung des Volkes geflossen oder schließt sich ihr wenigstens an. Die Überlieferungen sind der naturgemäße Grund und Boden für nationale Poesie und Kunst, und dieselben entarten, je weiter sie sich von diesem Boden entfernen.*)

Selbstverständlich darf aber dem Kinde nicht alles geboten werden, was nach dieser Seite hin von der zu betrachtenden Pflanze bekannt ist. Es muß dem Lehrer überlassen bleiben, mit Rücksicht auf das Gesamtziel des botanischen Unterrichtes und die Verhältnisse seines Wirkungskreises eine zweckentsprechende Auswahl zu treffen. Das Sprichwort: „Allzuviel ist ungesund!" ist auch hier recht zu beherzigen. Die Art und Weise, in der Rudolf Hildebrand den Schülern im deutschen Unterrichte zeigt, wie die Sprache altes Leben fortführt, kann auch hierbei nach mancher Seite hin als vorbildlich gelten.

Der Aberglaube jedoch, der dem einzelnen Menschen oder der Gesamtheit schaden kann, muß als eine furchtbare Krankheit bezeichnet werden, gegen die aber nur der erfolgreich ankämpfen kann, der sie richtig kennt. In reichem Segen wird also der Lehrer wirken können, der das Volkstum der Bewohner seines Wirkungskreises kennt. Es ist daher nötig, daß der Lehrer das Volk genau beobachtet und einschlägige Schriften mit Liebe studiert. Thut er das, so kann er werden, was Diesterweg wünschte: ein Volkspädagoge.

Führt der Lehrer das Kind so auch in die Pflanzensagen und -Geschichten ein, so giebt er ihm damit zugleich ein bedeutsames Stück Kulturgeschichte; er wird dem Worte unseres Kaisers gerecht: „Die Schüler müssen eine Anschauung von den Wurzeln und der Entwicklung unserer Kultur gewinnen."

---

*) Vernaleken.

Nun könnte man mir aber einwenden, daß alles das, was ich vorstehend über die Bedeutung des Volksaberglaubens für die Erziehung gesagt habe, unter der Überschrift der Einleitung (Seite 19): „Wie müssen wir uns dem Aberglauben gegenüber verhalten?" hätte stehen müssen; in dem Vorworte sei es demnach nicht berechtigt. Dies würde richtig sein, wenn mein Buch nur für die Schule bestimmt wäre. Da ich aber hoffe, daß es auch in Familien gelesen werden möge, so ließ ich das nur für die Schule Geltende aus dem Hauptteile weg und brachte es in das Vorwort.

Daß die benutzten Quellen in genauester Weise angegeben sind, wird dem Buche hoffentlich zum Vorteile gereichen. Der Lehrer, der es gebraucht, weiß, woher das stammt, was er da liest; er kann danach beurteilen, was er davon zu halten hat und wo er sich noch eingehender darüber informieren kann. Lange habe ich in Bezug auf die Form der Einleitung geschwankt. Schließlich hielt ich es für besser, auch hier die benutzten Autoren wörtlich anzuführen, anstatt die Sache in etwas verändertem Gewande als eigene Weisheit darzubieten.

Die angeführten ausländischen Sagen 2c. (der Griechen und Römer) sind vorzugsweise für den Lehrer bestimmt. Durch Vergleichung der niederen Mythologien dieser Völker lernt er die gleiche Abstammung derselben erkennen.

Und nun zum Schlusse noch eins. Es ist nicht „Buchmacherei" oder etwas Ähnliches, das mich zur Herausgabe dieses Buches veranlaßt hat; es ist erstlich die Liebe zur Sache und dann auch die Überzeugung (der ich in bescheidener Weise Ausdruck zu geben mir gestatte), manchem Lehrer — und nicht nur dem für Botanik — damit einen Dienst zu erweisen. Denn daß es mit vieler Mühe und großem Zeitverluste verbunden sein würde, wenn sich jeder den betreffenden Stoff aus den

verschiedenen Werken selbst zusammentragen wollte, ist bekannt. Ein Buch aber, das den Stoff nach den Gesichtspunkten geordnet enthält, wie es bei dem meinigen der Fall ist, und das dazu die benutzten (guten) Quellen genau bezeichnet, ist mir bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

Kassel, im Juni 1893.

**C. Rosenkranz.**

# Inhalts-Verzeichnis.

---

# Litteratur.


1. **Leunis**, Synopsis der drei Naturreiche. Botanik. Hannover 1877.
2. **Witzschel**, Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatskunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen. Wien 1866. 1878.
3. **Vernaleken**, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich. Wien 1859.
4. **Busch**, Deutscher Volksglaube. Leipzig 1877.
5. **Schwartz**, Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum. Berlin 1862.
6. **Schwartz**, Indogermanischer Volksglaube. Berlin 1885.
7. **Haltrich**, Die Macht und Herrschaft des Aberglaubens in seinen vielfachen Erscheinungsformen. Schäßburg 1871.
8. **Fischer**, Das Buch vom Aberglauben. Leipzig 1790.
9. **Strackerjan**, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Oldenburg 1867.
10. **Bechstein**, Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes. Leipzig 1854.
11. **Rocholz**, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867.
12. **Hoffmann**, Nachklänge altgermanischen Götterglaubens im Leben und im Dichten des deutschen Volkes.
13. **Grimm**, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835.
14. **Wagner**, Nordisch-germanische Götter und Helden. Leipzig 1874.
15. **Wuttke**, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860.
16. **Rogge**, Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch der Gegenwart nach ihrer Entstehung aus altgermanischem Heidentum. Leipzig 1890.
17. **Dierbach**, Flora mythologica. Frankfurt 1883.
18. **Freybe**, Die Pflege der christlichen Volkssitte durch die Schule. Gütersloh 1887.
19. **Bowitsch**, Mariensagen. Leipzig, Reclam.

20. von **Pfister**, Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau. Marburg 1885.
21. **Masius**, Naturstudien. Leipzig 1869.
22. **Lange**, Deutsche Götter- und Heldensagen. Leipzig 1887.
23. **Roth**, Nassau's Kunden und Sagen. Wiesbaden 1881.
24. **Strack**, Der Blutaberglaube bei Christen und Juden. München 1891.
25. **Scherr**, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Leipzig 1870.
26. **Warnke**, Die Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte. Leipzig 1878.
27. **Heßler**, Sagenkranz aus Hessen-Nassau und der Wartburggegend. Kassel 1889.
28. **Wagner**, Malerische Botanik. Leipzig 1872.
29. **Wagner**, Entdeckungsreisen in Feld und Flur. Leipzig 1863.
30. **Wagner**, Im Grünen. Leipzig 1869.
31. Sagen- und Märchengestalten, sowie Geister-, Wunder- und Aberglauben des deutschen Volkes. Berlin 1874.
32. **Gillwald**, Die Sagen des Harzes. Thale.
33. **Grube**, Biographieen aus der Naturkunde. Stuttgart 1870.
34. **Mannhardt**, Wald- und Feldkulte. Berlin 1875.
35. **Lyon**, Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Leipzig.
36. **Götzinger**, Reallexikon der deutschen Altertümer. Leipzig 1885.
37. **Junge**, Kulturwesen der Heimat. Kiel 1891.
38. Des Knaben Wunderhorn. Leipzig, Reclam.
39. **Putlitz**, Was sich der Wald erzählt. Berlin 1885.
40. **Richter**, Deutsche Redensarten. Leipzig 1889.

## Wesen des Aberglaubens.

Bei dem Worte „Aberglaube" ist man wohl zunächst geneigt, an einen Glauben zu denken, bei dem ein „aber" mit unterläuft; diese Erklärung muß indes verworfen werden. Auf die rechte Fährte führt uns das Niederdeutsche; dieses hat in der Altmark und in Pommern die Form „Öwerglow" aufzuweisen, und daneben ist, wenigstens in einigen Gegenden der Altmark, auch die Form „Biglow" oder „Beiglow" gebräuchlich. Aus dem Niederdeutschen ist das Wort erst seit Luther ins Neuhochdeutsche durchgedrungen. Bei der Herübernahme wurde aber infolge eines Mißverständnisses die Präposition „öwer" = über mit der Form „aber" vertauscht. [Thatsächlich fallen im Plattdeutschen der Altmark die Präposition „über" und die Konjunktion „aber" lautlich in der Form „öwer" zusammen, und das konnte die Verhochdeutschung von „öwer" (über) als „aber" leicht zur Folge haben.] Es ist also dem Wortsinne nach bei „Aberglauben" an religiöse Vorstellungen gedacht, welche neben dem kirchlichen Glauben hergehen (bîglow) oder über denselben hinausschreiten (öwerglow). Gebildet aber ist das niederdeutsche Wort ganz offenbar nach dem lateinischen superstitio. (Rogge, 4.)

Das Wort Aberglaube brauchen wir gewöhnlich vom Standpunkte der fortgeschrittenen Kultur aus im Sinne eines Vorwurfs gegen denjenigen, welcher sich solcher Anschauung schuldig macht. Ich verstehe hier alles das darunter, was in Sitten, Sagen, Gebräuchen und Meinungen an altes Heidentum erinnert.

## Entstehung und Erhaltung des Aberglaubens.

Eine feste Begrenzung des Aberglaubens ist nicht möglich; es wird stets Glaubenssätze geben, welche zwischen Glauben und Aberglauben gleichsam eine Vermittlung bilden, die von dem einen hierher, von dem andern dorthin gerechnet werden. Lassen wir aber diese Übergänge und zweifelhaften Punkte ganz außer acht, so bleibt bei jedem Volke doch eine Menge von Glaubenssätzen zurück, welche unstreitig, so in den Augen des Priesters wie des gebildeten Laien, als Aberglaube anzusehen sind. Denn der Aberglaube ist im geschichtlichen Sinne eine Notwendigkeit, es muß Aberglauben geben, und keine Bemühungen der Kirche, der Schule und der aufklärenden Litteratur sind vermögend, ihn gänzlich auszurotten. — Wie bei verschiedenen Völkern sich verschiedene Religionen entwickeln mußten, so muß auch in einem und demselben Volke der Glaube im Laufe der Zeit einer Umgestaltung unterliegen. Ein Volk gleicht einem Menschen, der von der Kindheit zum Mannesalter vorgeht. Das Kind weiß nichts, es glaubt alles. Mit der wachsenden Erkenntnis legt der Mensch seine Allgläubigkeit ab, gewöhnt sich zu prüfen und die Ursachen der Erscheinungen zu erforschen, und lernt er auch nicht alles begreifen, so zieht sich doch der Kreis seines Glaubens immer enger. So auch das Volk. Ein jugendliches Volk, das mit empfänglichen Sinnen und frischer Einbildungskraft seine Umgebungen betrachtet, muß mit starken religiösen Gefühlen erfüllt werden. Die Natur mit allen ihren großartigen Erscheinungen, die unberechenbar und unabwendbar auf den Menschen eindringen und Segen oder Verderben über ihn ausgießen, der Wechsel des Schicksals, den er an sich und anderen erfährt, erwecken in ihm das Bewußtsein seiner Kleinheit, seiner Abhängigkeit von Kräften und Mächten, deren Unwiderstehlichkeit er empfindet, die zu bemessen er außer stande ist. Wohlbegabte Völker gelangen in der Regel dahin, hinter

den Naturkräften einen Willen zu suchen oder wegen des Widerstreites der Kräfte hinter jeder Kraft einen besonderen Willen. Als Träger des Willens schafft sich die Phantasie Persönlichkeiten und bevölkert bald die ganze Natur mit Göttern und anderen außerhalb der gewöhnlichen Welt stehenden Wesen. So thaten die Römer und Griechen, so thaten die alten germanischen Völker. In der Religion eines solchen jungen Volkes ist also nicht nur das Gefühl der Abhängigkeit von Gott befaßt, sondern auch das Gefühl der Abhängigkeit von Naturgesetzen, die es als solche noch nicht erkannt hat, deren Wirkungen es vielmehr aus dem jedesmal unmittelbar eingreifenden, die gewöhnlichen Naturgesetze störenden und überspringenden Willen eines der Götter ableitet. Aber es kommt eine Zeit, wo das Volk aus und neben seinem Naturglauben eine Naturkunde hervorgehen läßt. An die Stelle der von der Phantasie verarbeiteten Eindrücke treten Beobachtungen, aus denen Schlüsse gezogen werden, und nach manchem Irrtum wird wirklich ein Gesetz gefunden. Mag man das Gesetz auch ferner noch auf eine Gottheit zurückführen, so ist doch dem Glauben, daß die Gottheit in jeder einzelnen Äußerung des Gesetzes unmittelbar und wunderthätig auftrete, der Boden entzogen. Dieser Glaube ist zum Aberglauben geworden. Immer mehr Teile des religiösen Gebietes werden allmählich von der Religion an die Wissenschaften der natürlichen Gesetze abgetreten, immer mehr streift der Glaube von sich ab, und was er von sich abgestreift hat, das nennt er selbst fortan Aberglauben. So ist denn der größte Teil des Aberglaubens früher Glaube gewesen, und in gewissem Sinne ist der Aberglaube ein Erzeugnis der höheren Bildungsstufe. Nicht sein Inhalt ist durch die Bildung geschaffen, wohl aber das Verständnis seiner Irrtümlichkeit, die Erkenntnis, daß er nicht Glaube, sondern Aberglaube sei. Schritte das Volk in seiner Bildung gleichmäßig fort, so könnte es in keiner Zeit einen lebenden Aberglauben geben, es würde immer nur der über-

wundene Glaube eines vergangenen Geschlechts dem gegenwärtigen Geschlechte zum Aberglauben geworden sein. Aber das Volk ist kein so einheitliches Wesen. Man kann sich allenfalls eine Zeit denken, wo alle Menschen, die in einer Gemeinschaft lebten, nur einen Glauben hatten. Ein solches Volk stand in allen seinen Gliedern auf derselben Stufe geistiger Bildung und religiöser Anschauungen. Gleiche Umgebungen, gleiche Arbeiten und gleiche Erholungen prägten allen gleiche Eindrücke ein und weckten gleiche Empfindungen und Gedanken. Erst als Verstand, Mut, Reichtum einzelne Männer aus der großen Menge hervorhoben, als etwa in weiterer Folge besondere Stände der Priester und Krieger sich ausschieden, als die überschüssigen Produkte der Handarbeit des ganzen Haufens abgegeben wurden an einzelne bevorzugte Personen und Klassen, gewannen diese Muße zu geistiger Arbeit, Muße nachzudenken, zu forschen und Kenntnisse zu erwerben. Bald mußten diese Bevorzugten einsehen, daß manche religiöse Vorstellungen, die sie bis dahin mit dem Volke geteilt hatten, falsch oder doch roh und unrein waren, und sie stellten neue Lehren auf. Damit war der lebendige Aberglaube geschaffen. Von nun an machten die neuen Lehren, die zunächst nur bei den herrschenden und gebildeteren Klassen des Volkes Eingang fanden, den Glauben aus; der ehemalige allgemeine Glaube aber, welcher bei der hart arbeitenden und darum geistig zurückbleibenden Menge haftete, war zum Aberglauben herabgesunken. Je weiter der Abstand an Bildung zwischen den herrschenden und den beherrschten Klassen, desto stärker der Gegensatz zwischen Glauben und Aberglauben, und immer, wenn sich der Glaube der herrschenden fortschreitend von einer irrigen Vorstellung befreite, ließ er sie bei der langsam folgenden Masse als Aberglauben zurück. Verschwinden kann der Aberglaube nur dann, wenn das Volk in seinen Höhen und Tiefen durch Verallgemeinerung der höchsten Bildung sich wieder so nahe gerückt ist, wie an jenem Anfangspunkte,

wo gleiche Unwissenheit alle auf einer Stufe hielt. (Strackerjan I, 2—5.)

Auch unsere Urväter verehrten anfangs nur Naturkräfte und Naturgegenstände. Sie sahen im Winde, Nebel und Winter, in den schroffen Felsgipfeln und wilden Wasserfällen unbändige, menschenfeindliche Riesen. Die stetig wirkenden Elementarmächte waren ihnen weltbeherrschende, aber von jenen ebenfalls bedrohte Gottheiten. Die stiller schaffenden Mächte der Natur, sowie die mehr an die Örtlichkeit gebundenen Kräfte derselben betrachteten sie als Untergötter. Allmählich aber rückten diese Vorstellungen vom natürlichen auf das sittliche Gebiet, und namentlich die Hauptgottheiten wurden, als das Volk der Germanen sich mehr und mehr aus einem überwiegend friedlichen in ein kriegerisches verwandelte, aus segenspendenden Feld- und Ackerbeschirmern zu grimmigen und blutigen Schlachtenlenkern, wenn sich auch ihre freundlichere Seite nie ganz aus der Erinnerung verlor. In der letzten Zeit des Heidentums traten dazu Vorstellungen aus den Kreisen der Römer, der Kelten und anderer Nachbarn, ja wohl auch des Christentums, das aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens auf die Gestalt eingewirkt hat, welche in der Edda das Bild von der Götterdämmerung zeigt.

Als Oberster und Vater der altdeutschen Götter galt Wodan, ursprünglich der personifizierte Himmel mit seiner Sonne und seinen Wolken. Im Hinblick auf jene dachte man sich ihn als alten Mann mit nur einem Auge, in der Erinnerung an diese gab man ihm einen breitrandigen Hut und einen weiten grauen Faltenmantel. In Friedenszeiten saß er auf hohem Stuhle, die Welt überschauend und regelnd. Während der Zeit der Sonnenwende des Winters zog er bald als saatensegnender und opferempfangender Gott, bald als Führer des Totenheeres über die Gefilde hin. Im Kriege stürmte er auf seinem weißen Rosse den Kämpferscharen voran, verlieh den Sieg und rief die Gefallenen in seine Burg. Außerdem galt er bei einzelnen

Stämmen als Begründer der gesellschaftlichen Ordnung, als Verleiher der Wahrsagekunst und als Vater der Dichter, allgemein aber als Gewährer von Wünschen — eine Eigenschaft, an die sich von Seiten der Menschen allerlei Zauber knüpfte. Unter den Tieren waren ihm der Wolf und der Rabe heilig.

Ein anderer hoher Gott, der ursprünglich nur eine Seite Wodans war und deshalb sein Sohn hieß, war Donar, die Personifikation des himmlischen Feuers, des Gewitters. Da die läuternde Kraft dieses Elementes bald erkannt wurde, sah man ihn als Helfer und Bewahrer vor Seuchen und Krankheiten an, zugleich aber war er der Bekämpfer der Riesen und in friedlicher Zeit der Vorstand von Volksversammlungen und Gerichtssitzungen. Seine Attribute waren ein roter Bart und ein mächtiger Hammer; von den Tieren waren ihm der Ziegenbock, dann alle, welche rote Farbe zeigten, z. B. der Fuchs, die Schwalbe mit ihrer roten Brust, der Storch mit seinen roten Beinen, von den Pflanzen die Eiche, die Eberesche und eine große Anzahl Kräuter heilig, welche irgendwo seine Farben trugen.

Wodan, rein als Kriegsgott gedacht, war Ziu, der bei den Völkerschaften zwischen Niederrhein und Elbe Sachsnot, d. i. Schwertgenoß, bei den Bayern Eor hieß. Allgemein verehrt wurde Fro, der zur Person gewordene Erntesegen, dann der Gott des Reichtums überhaupt, der alljährlich durch einen Umzug auf seinem goldborstigen Eber, dem Symbol des reifen Gerstenfeldes, die Saaten segnete. Endlich kannten die Deutschen unter dem Namen Paltar oder Fol auch den Gott, der in der Edda als Baldur eine Rolle spielt, und zwar scheint er eine Personifikation alles Lichten und Reinen in der Natur, ursprünglich etwa der milden, ungetrübten Frühlings- und Herbstsonne gewesen zu sein.

Von den Göttinnen haben sich in den Quellen, aus denen wir dies schöpfen, d. h. in den Volkssagen, Bräuchen und Mei-

nungen der deutschen Landschaften, nur einige wenige erhalten: Frigg, Wodans Gemahlin, auch Fria, Herka, Frau Holle und (vorzüglich in Süddeutschland) Perchta genannt, dann die ihr ähnliche und vielleicht nur eine besondere Seite derselben vertretende Frouwa, endlich Ostara, die ebenfalls mehr oder minder mit Frigg identisch ist. Letztere wurde als hohe weiße Frau gedacht, welche die Saaten segnete, dem Flachsbau und dem Spinnen vorstand, über Ehe und Haushalt wachte und die Kinderseelen vor ihrer Geburt und wenn sie jung gestorben waren, unter ihrer Obhut hatte. Ihr scheint die Katze heilig gewesen zu sein. Ferner standen der Storch und der Marienkäfer zu ihr in Beziehung. Endlich gehörten ihr vermutlich alle Pflanzen und Blumen in Wald und Feld, welche jetzt der Mutter Gottes geweiht oder wenigstens nach ihr benannt sind.

Sehr reichlich fließt der Quell der Überlieferung in Bezug auf die übernatürlichen Wesen niederer Klasse, die kunstreichen, aber meist boshaften Zwerge in den Bergen und Erdhöhlen, die Schwanenjungfrauen, die als Boten Wodans die Seelen der gefallenen Krieger nach der himmlischen Metbank zu führen hatten, die bald gefälligen, bald neckischen Hauskobolde, die grünhaarigen Nixen, die Feld- und Waldgeister und wie diese Gestalten der Phantasie alle heißen mögen. Der Grund hiervon wird darin zu suchen sein, daß sie, als das Christentum vom Rhein und von der Donau her in Deutschland eindrang, ihrer Unschädlichkeit wegen zunächst von der Kirche unbehelligt blieben. (Busch, 5—7.)

Bei der Bekehrung zum Christentume ließen sich die alten Gottheiten nicht so rasch beseitigen. Um sie indessen den Bekennern der neuen Religion recht widerwärtig zu machen, suchte man ihnen wilde und grausame Züge, sowie schädliche Eigenschaften beizulegen, während man alles milde und gütige Thun der Bewohner von Asgard auf die Engel und Heiligen übertrug. Auf den Bergen und in den Hainen, wo man ehemals

den Göttern opferte, erhoben sich bald zahlreiche Bethäuser; und um den neuen Gottesdienst angenehmer zu machen, verlegte man die Gedächtnistage zu Ehren der neuen Heiligen vorzugsweise gern in die Zeiten, zu welchen unsere Voreltern ihre heidnischen Feste feierten. Hoch-, Wy- oder Weihezeiten nannten die alten Deutschen ihre alljährlich wiederkehrenden Festtage, die, wie sehr auch der Götterkultus hervortritt, doch sich ursprünglich von Naturerscheinungen oder den vier Jahreszeiten ableiten lassen. Als die beliebteste, vornehmste und heiterste Festzeit der alten Germanen darf das Jul- oder Joelfest vorangestellt werden, das Fest der Wintersonnenwende, das Geburtsfest der Sonne, deren Sinnbild das Rad (altnordisch hiol oder jol) war. Noch heute ist Weihnachten die von jung und alt ersehnte Periode allgemeiner Herzensfreudigkeit. Das heidnische Fest begann den heiligen Abend und endigte mit dem Dreikönigstage. Im skandinavischen Norden, wie bei uns, lebt die Sitte fort, sich zu Weihnachten und Neujahr gegenseitig zu beschenken, zu begrüßen und zu besuchen, alte Bande der Freundschaft zu erneuern oder fester zu knüpfen. Wenn „St. Nikolas“ am Rhein, „Knecht Ruprecht“ im nördlichen und mittleren Deutschland den Kindern die herannahenden Wonnetage verkündet und sie nach Umständen belobt, beschenkt oder bestraft, so erscheint in Pommern der „Julklapp,“ spendet willkommene Gaben und erinnert also an den obersten Gott unserer Voreltern. Da geht's sowohl im hohen Norden, wie auch bei uns, recht lustig zu, und wenn unsere deutschen Kinder sich an Zuckergebäck, Kuchen und Lebkuchen laben, so erscheinen in den Nordlanden „Julbrot“ und „Julgrütze“ neben Schinken, Stockfisch, Fleisch, Käse und Butter auf den gastlich geschmückten Tischen. Ale und Branntwein fehlen nicht, jeden Ankommenden zu laben, und um die „Julfreude“ nicht zu verderben, darf das Gebotene nicht verschmäht werden. Die vornehmste Labung, auf welche sich aller Augen richten, bildet der „Juleber“ oder „Julbock,“ ein schmackhaftes Gebäck

in Gestalt eines Ebers oder Widders. — Um diese Zeit herrschte auch bei unseren Vorfahren Behagen und Heiterkeit in den Hütten und Herrschersitzen; aller Streit ruhte, und die Götter hielten während der zwölf Tage ihre feierlichen Umzüge. Bei frohen Gelagen vereinigten sich die Sippen, und als Festgericht ward der mit Grün gezierte Eber aufgetragen, welcher dem Fro oder Freyer geheiligt war. Zur Wintersonnenwendzeit verließen die Götter ihre Himmelsburgen, um auf die Erde hinabzusteigen, und die Erdenbewohner jubelten der Ankunft der Himmlischen entgegen. Das Wasser wurde von ihnen gesegnet, und man schöpfte zu Mitternacht sogenanntes „Wywasser" aus den heiligen Quellen, um es als „Weihwasser" aufzubewahren. Auch im Reiche der Pflanzen ging es lebhaft her; die im Winter ruhenden Bäume wurden gerüttelt, um zum Empfange der Götter sich mit zu rüsten. Auf den Höhen und in den Hainen brannten die Feuer, und große Opfermahle fanden statt. — Ein guter Teil dieser Bräuche ist auf das Geburtsfest Christi übergegangen, für welches der heidnische Name „Weihnacht" beibehalten worden ist.

Besonders in Schwaben und der Schweiz haben sich Jahrhunderte hindurch viele alte Sagen und Gebräuche erhalten. Das Verlangen des „Bechteli-Weins" in den nördlichen Kantonen ist erst 1529 abgeschafft worden, dafür aber das „Berchtolds-Fest in Zürich als Bezeichnung für den 2. Januar geblieben. Dieser Brauch erinnert auffallend an das „Berchteln" und das im südlichen Deutschland übliche „Perchtenlaufen", sowie an das Berchteljagen in Kärnten, wobei mit Bändern verzierte und auf alle mögliche Weise unkenntlich gemachte Vermummte in den Straßen und Häusern Possen und Unfug aller Art treiben. Es sind Volksschnurren, die teils am Vorabend des Berchtentages (6. Januar), in der Regel aber zwischen Weihnachten und Dreikönigstag vor sich gehen, Nachklänge der Verehrung der Berchta, deren Thun noch immer in der Sage fortlebt.

In Thüringen erzählt man noch den Kindern, wie die gute Holla oder Berchta jeden Dienst vergelte, ähnlich wie die in der Uckermark wandernde Frau Harke, die nachsieht, ob die Mägde ihren Flachs fein säuberlich gesponnen haben. Daher heißt auch der Dreikönigstag, an welchem die vornehmsten der germanischen Göttinnen ihren Umzug beendet hatten, in Österreich, Tirol und Bayern Perch- oder Prechtag. In Zürich nannte man ihn früher Brechtentag. Auch in der weißen Frau hat sich die Erinnerung an Hulda oder Berchta forterhalten.

Ferner lassen sich die vielbeliebten Gestalten des Fastnachtsbären, eines Repräsentanten des Winters, welcher gefesselt herumgeführt, gehetzt und schließlich begraben wird, gleich wie der Schimmelreiter auf Wodan, den germanischen Göttervater, zurückführen. Nicht minder mahnen die herkömmlichen Larven und Masken des Faschings, wie der Grimes, Geckenbähn ꝛc. an den ruhmumglänzten Odin (hruod peraht), daher Knecht Ruprecht (d. h. der Ruhmglänzende), wenn er in den zwölf Nächten als Sturmgott mit seinem wilden Heere dahinbraust. Der Schimmelreiter zählt in einigen Gegenden von Hannover, Friesland und Oberschlesien noch immer zu den gern gesehenen Fastnachtsfiguren. Ostereier und Osterhase finden sich in der mannigfaltigsten Weise in Schwaben, Tirol, im Hessischen, überhaupt im größten Teile von Deutschland. Eierklauben in Tirol, Eierlaufen, Eierlegen, Eierlesen sind von der Eifel bis nach der Schweiz hin in steter Übung geblieben. Ebenso sind die Osterfeuer, sowie manche Volkslustbarkeiten zu Ostern und Pfingsten größtenteils Überbleibsel der heidnischen Feste, welche dem anbrechenden Lenze oder dem Beginne des Sommers galten, dessen Nahen das Eintreffen der Schwalben und Störche verkündet. Selbst die üblichen Speisen in der Kar- und Osterwoche rühren zum Teil vom Feste des Frühlingsempfangs her und haben nur christliche Deutung erhalten. — Ein guter Teil der Aufzüge, welche in Flandern, England, Dänemark und

vielen Orten Deutschlands im Mai vor sich gehen, entstammt gleichfalls der heidnischen Vorzeit. Nach der nordischen Mythe hat in den ersten zwölf Tagen des Mai die Vermählung Wodans mit Frigg stattgehabt, und es sind daher diese Tage von unseren Urahnen festlich begangen worden. Jene zwölf Nächte galten für heilig, und an ihnen wurde später das sogenannte Mailag oder Maifeld, der altdeutsche Landtag, abgehalten. Nachklänge jener Feier sind die Feste der Frühlings-Einholung, gewissermaßen zur Feier der Rückkehr Wodans nach seiner Brautfahrt, und sie hat sich in zahlreichen Gebräuchen zum großen Teil auf das christliche Hochfest Pfingsten übertragen.

Ebenso findet der zu Walpurgis statthabende Blocksbergritt in der germanischen Mythe seine Erklärung. Nach dem Blocksberge begaben sich die ihrem alten Glauben treu gebliebenen Sachsen, welche nur im Geheimen wagen durften, den Göttern ihrer Väter zu dienen. Aus den Anhängerinnen des alten Glaubens, den Hagediesen, Hägäsen oder Hainbesucherinnen wurden die gefürchteten Hexen, und aus den mannigfachen heidnischen Gebräuchen, welche das Maifest mit sich gebracht, erwuchsen allmählich alle jene Spukgestalten, welche in der Walpurgisnacht ihren Sabbath gefeiert haben sollen. Daher auch die noch heute in deutschen Distrikten Böhmens vorkommenden Hexenfeuer, sowie die vielfachen Umzüge zur Austreibung der Unholdinnen, bei welchen es nirgends an Lärm, Possen, Peitschenknallen, Vermummungen und Unfug schlimmer Art gebricht.

Die alte Feier der Sonnenwende, welche auf St. Johannes übertragen wurde, erhielt sich bis zum heutigen Tage. Schon zur Zeit des Frühlingsanfangs begannen diese Feste, und noch heute liefern sich in Mitteldeutschland, sowie an anderen Orten, die Blumengrafen förmliche Gefechte. Ebenso ist als Überrest der heimlichen Opferfeste die Gewohnheit zu betrachten, sich am 1. Mai „Mark in die Knochen zu trinken“ und alte, ver-

schobene Händel an diesem Tage zum Austrag zu bringen. Vom Maigrafen, Maireiten ꝛc. hört man noch überall; das Fest der Maibraut und der Maifrau gehört zu der Gattung von Festen, welche von der Göttermutter herrühren. Auch wissen wir, daß die Frühlingsgöttin Ostara bei unseren Vorfahren eine besondere Verehrung genoß. An verschiedenen Orten Deutschlands traten an die Stelle des Mairittes die Pfingstritte. Die altüblichen Johannesfestfeuer leuchten heute noch besonders in Schlesien, Böhmen und Nieder-Österreich; sie finden noch überall statt, wo die Sonnenwendfeuer in der Erinnerung sich erhalten haben. Es ist das Fest des Lichtes und des Feuers, welches sich an die Vorstellung von dem Gott der Liebe und der Ehe, nämlich Freyer, knüpft. Das Fest der Scheiterweihe in Tirol, ja selbst die Judasfeuer gemahnen an die Frühlingsgöttin. Ihr, vielleicht auch dem Thunar und Freyer, galten jene Feste, welche in Schwaben, Tirol und Böhmen ehedem üblich waren. Die „Verbrennung des Judas“ trat an die Stelle der üblichen Opfer, als das Heidentum sich vom Christentum verdrängt sah. Da jedoch der rothaarige Judas im Norden Deutschlands weniger Anhänger fand, so hat man an seiner Stelle zu Kamin in Pommern, sowie in Bräunrode am Harze statt des häßlichen Verräters das Eichhörnchen als Opfergegenstand sich erkoren, wohl nur der Haarfarbe wegen, wie denn ja auch Fuchs und Rotkehlchen dem Thunar zugehörten. Auch der auf den 25. Juli fallende Gedächtnistag des heiligen Christoph war ursprünglich ein Festtag zu Ehren des Donnergottes. Als man den neuen Patron zu verehren begann, hoffte man von ihm, daß er in besserer, gefügigerer Weise gegen Blitz, Hagelschaden und Unwetter schütze als sein Vorgänger.

Das große Herbstfest der Germanen, ein Dankfest für die glücklich eingebrachte Ernte, ward je nach dem Reifen der Früchte bald auf den Michaelistag, bald auf den Martinstag

übertragen, oft auch zur Kirmes begangen. Noch heutigen Tages leuchten in den Nordlanden die Höhenfeuer, wie bei uns zu Johanni und Martini. In früheren Zeiten galten sie Wodan, dem Spender des Erntesegens; später verwandelte sich der alte Heidengott in den Anführer des gespenstigen Heeres. An seiner Stelle nimmt nun St. Michael, der Bannerträger der himmlischen Heerscharen, die christlichen Dankopfer entgegen, und es galt seitdem den Bewohnern des Harzes St. Michaelstag gar lange für einen schlimmen Hexenfeiertag, indem das Erscheinen der Herbststürme zusammenfiel mit dem Glauben an den Umzug des wilden Jägers. An anderen Orten ging die Verehrung Wodans, als Gott des Landbaues und der Ernte, auf den heiligen Martin über, den Schutzpatron alles Geflügels. Betrachtet man die in den verschiedenen Gauen Deutschlands bei den Kirchweihfesten üblichen Gebräuche, so erkennt man in ihnen gar bald die Fortsetzung heidnischer Gewohnheiten. Der im östlichen Deutschland übliche „Hahnenschlag“ und der „Hammelritt“ in Thüringen sind Überreste eines alten Dank- und Opferfestes, wofür auch der Gebrauch spricht, daß der Hammel auf dem Steine unter der Linde sein Blut vergießt.

In den letzten Monaten des Jahres erinnern eine Menge Sitten und Gebräuche an verschiedene heidnische Gottheiten, wie an Berchta, die gütige Spenderin von Gaben an die harrende Kinderwelt.

Weiter werden wir an den Glauben unserer Vorfahren durch die ursprünglich recht sinnige Benennung der Monate erinnert, die zwar im Hochdeutschen den römischen Monatsnamen weichen mußten, aber in vielen Gegenden noch üblich sind, nämlich Schneemonat, Hornung, Lenz-, Oster-, Wonne-, Brach-, Heu-, Ernte-, Herbst-, Wein-, Wind- und Wintermonat. Man ersieht leicht, daß sie sich teils auf die Jahreszeiten, teils auf die in denselben üblichen Verrichtungen bezogen. Als Jahresanfang galt bei den meisten germanischen Stämmen der

24. Dezember (Mittwinternacht), die „Mutternacht“ der Angelsachsen, in welcher nach damaliger Annahme die Sonne ihren Lauf von neuem beginnen sollte, um am 24. Juni in der Sonnenwendzeit ihren höchsten Stand zu erreichen. Die „Mittwinternacht“ und „Mittsommernacht“ fielen sonach in die Mitte der Hauptjahreszeiten, Winter und Sommer, in welche ursprünglich das Jahr eingeteilt worden sein mag, wiewohl Tacitus noch von einer dritten Jahreszeit der Germanen, dem Frühling oder Lenz, berichtet. Noch deutlicher erkennt man den alten Götterglauben in den Namen der Wochentage. Die siebentägige Woche war bei vielen Völkern in den entlegensten Ländern bekannt und eingeführt; denn sie beruht auf den Mondphasen, den Wandlungen des Mondes, der in ungefähr 28 Tagen als Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel erscheint. Es scheint, daß die Woche den Germanen schon bekannt war, ehe sie mit den Römern in Berührung kamen. Sie wollten nach römischen Berichten gerne zur Zeit des Neumonds eine Schlacht liefern, sie hielten eine andere Zeit für minder günstig zu wichtigen Unternehmungen; sie glaubten also an den Einfluß der Mondphasen auf die menschlichen Geschicke. Indessen ist es gewiß, daß die Benennung der Wochentage erst im Verkehr mit den Römern entstand. Letztere weiheten nach der von Ägypten überkommenen Einteilung die Wochentage den verehrten Wesen und zwar den ersten Wochentag dem Gotte der Sonne, Phöbus, den zweiten der Mondgöttin Diana, den dritten dem Kriegsgotte Mars, den vierten dem Götterboten und Seelenführer Merkur, den fünften dem Himmelsgotte Jupiter, der die Blitze schleuderte, den sechsten der Liebesgöttin Venus, den siebenten dem unglückbringenden Saturn. Die Germanen bezeichneten nun ihre Wochentage in ähnlicher Weise nach den Namen ihrer Götter. Sie behielten also den Sonntag bei, da Sunna (Sonne) nach den Merseburger Heilssprüchen eine verehrte Göttin, nach nordischer Mythe ein Wagen war, den die

Jungfrau Sol auf der Himmelsbahn lenkte. Ferner wurde der Montag nach dem vom Knaben Mani gelenkten Mondwagen benannt. Der dritte Wochentag, den die Römer dem Kriegsgotte geweiht hatten, hieß im Norden Tyrsdag (Thirsdag) nach dem Schwert- und Kriegsgotte Tyr, in Schwaben Ziestag nach Zio, demselben Gotte, in Bayern Erktag oder Erchtag nach dem Schwertgotte Er, Eor oder Erich, was gleichbedeutend ist mit Riger oder Heimdal. Mittwoch hieß Wodanstag, im Englischen noch jetzt Wednesday, in Westfalen Godenstag, schwedisch Odenstag von Odin (Wodan), der, wie Merkur, als Seelenführer betrachtet wurde. An die Stelle des blitzschleudernden Jupiter trat natürlich der starke Thunar, nordisch Thor, der wahrscheinlich in ältester Zeit für den obersten Gott galt. Nach ihm wurde daher der Donnerstag benannt. Freya, sonst Frea, die Göttin der Liebe, gab dem sechsten Tage den Namen, da man sie mit der römischen Venus verglich. Der Sonnabend, gleichsam die Vorbereitungszeit für den Sonntag, war bei den Germanen keinem besonderen Gotte geweiht. Er hieß im Altnordischen Laugardag, d. i. Badetag, weil man am Ende der Wochenarbeit ein Bad zu nehmen pflegte. Im Englischen hat man den römischen Namen (dies Saturni) Saturday beibehalten, der auch in Satertag nachklingt, einer noch hin und wieder üblichen Benennung. Den im Süden und Westen Deutschlands üblichen Namen Samstag leitet man von Sabbathtag ab, was freilich seine Schwierigkeiten hat.

Wie bei den Römern der Saturntag für unglücklich und zu wichtigen Unternehmungen für ungünstig gehalten wurde, so hatten auch die alten Deutschen ihre „glücklichen“ und „unglücklichen“ Tage, nnd darauf wurde noch in christlicher Zeit großer Wert gelegt. Daher erschienen in Synodalbeschlüssen scharfe Edikte gegen Tagwählerei; sie waren jedoch schwer durchzuführen, da der Volksglaube fest in den Gemütern haftete und noch jetzt nicht vertilgt ist. Man glaubt z. B. in Tirol an 42

verworfene Tage, und in Deutschland bringt man bei rechtem Nachzählen noch 39 unglückliche zusammen. Wer an einem solchen Tage geboren wird, stirbt zeitig; wer erkrankt, lebt nicht mehr lange; wer heiratet, schätzt sich glücklich, wieder von seiner Frau loszukommen; wer abreist, gerät in Unglück u. s. w. — Ähnlich verhält es sich mit dem Glauben an zauberische Kräfte mancher Bäume und Pflanzen. Dieser Glaube ist sehr alt, und die Germanen brachten ihn wohl aus ihrer Heimat in Asien mit, denn er findet sich bei ihnen, wie bei den indischen Ariern. Sonnenschein und Regen sind zum Wachstum der Pflanzen notwendig; daher war das Gewitter den alten Völkern von großer Bedeutung. Der Blitz spaltet den Wolkenberg, das wohlthätige Naß strömt reichlich zur Erde, und dann tritt die Sonne wieder hervor, die nach ältester Vorstellung von Dämonen geraubt und in finstere Höhlen verschlossen worden war. Der indische Gott Indra hat mit dem Blitzstrahl den räuberischen Dämon erlegt und die Sonne befreit. Die indischen Arier bezeichneten aber auch den Blitz und dann überhaupt das Feuer als einen Gott und nannten dies Agni. Das Feuer, welches der Blitz entzündet, galt für heilig und gilt dafür noch jetzt bei den Guebern. Nun gewann man aber auch Feuer durch Reibung zweier Hölzer, eines weichen und eines harten. Ersteres hatte die Form einer Scheibe mit einem Loche in der Mitte, letzteres war ein Pflock, der hineingesteckt und mittels eines Strickes heftig umgedreht wurde. Die Scheibe verglich man mit der Sonne, daher die Vorstellung von einem Rade und weiter von dem Sonnenwagen. Der Pflock war der Blitz, der Strick eine Schlange, die das Niederzucken des Blitzes bezeichnete. Der Blitzgott Agni — so dachte man — holt das Feuer vom Himmel herunter, aber er steigt auch selber darin nieder, und so kam man auf die Vorstellung, er sei der erste Mensch gewesen. Das Feuer wird ferner aus dem Holze hervorgebracht, daher die vielfachen Sagen vom Entstehen der ersten Menschen aus Bäumen. (Wägner, 137—145.)

Von dem eigentlichen aus dem Heidentume überkommenen, in und aus dem Volke selbst erwachsenen Volksaberglauben ist wesentlich verschieden ein von außen her (obgleich nicht tief) in das Volk erst eingedrungener Aberglaube ganz fremdartigen Ursprungs, welcher sich zu dem Volksaberglauben verhält wie die Kunstpoesie zur Volkspoesie; wir meinen jene aus dem Orient, besonders von den Arabern, den Kabbalisten und den neoplatonischen Pflegern der Mantik und Theurgie nach dem christlichen Abendlande herübergekommene und im Mittelalter sehr ausgebildete Magie, die in ihren letzten Wurzeln nach Ägypten und Indien führt, und während sie als „weiße Kunst" mehr in das Gebiet der praktischen Naturwissenschaft überging, als „schwarze Kunst" das Gebiet des Widerchristlichen, Dämonischen betrat. Dieser in Form einer geheimen Wissenschaft, als Theorie und System, und einer praktischen, auf Theorien beruhenden Kunst auftretende Aberglaube ist von dem Volksaberglauben ungemein verschieden, und obwohl er in der Wirklichkeit des vorhandenen Aberglaubens vielfach mit demselben verwachsen ist, so dürfen wir doch den wesentlichen Unterschied zwischen beiden nicht aus dem Auge verlieren. Der Kunstaberglaube, man gestatte diesen Ausdruck, ist das Erzeugnis des einzelnen Geistes und ruht auf bewußter Berechnung und Theorie, ist das Ergebnis einer irre gegangenen mystischen Wissenschaft, weiß überall Rechenschaft zu geben von dem, was er annimmt und was er thut, hat ein System zur Voraussetzung. Der Volksaberglaube dagegen ist durchaus naturwüchsig, ohne Berechnung und Theorie instinktartig und unbewußt aus dem heidnisch getrübten Volksgeiste hervorgewachsen, weiß nicht, woher, warum und wohin, trägt durchaus den Charakter der Naivetät, spekuliert nicht und macht kein System, sondern glaubt einfach und handelt. Dort waltet die vermeintlich geniale Erfindung und Ergründung, hier die gläubig aufgenommene und festgehaltene Überlieferung von unbekanntem ins Urgraue sich verlierenden Ursprung; dort werden Namen genannt

von hochberühmten Männern, es müssen Doktores und Magier sein, — hier giebt es nur eine Sache, den Glauben und das Zaubern selbst, die schon von den Urvätern als etwas Urväterliches vorgefunden wurde; dort werden Salomo, Hippokrates, bis zu Dr. Faust und Albertus Magnus und Theophrast Paracelsus als die Höhenpunkte menschlicher Weisheit und der „berühmten Kunst“ vorgeführt, hier hält man sich bescheidentlich an Schäfer, Schmiede, Hebammen und alte Mütterchen und weiß von keinem Salomo und keinen Doktores.

Der Unterschied ist gar nicht etwa bloß ein formeller und äußerlicher, sondern schneidet durch bis auf den Grund, und es kann gar keinem Zweifel unterworfen sein, auf welcher Seite der meiste vernünftige Inhalt, der tiefere Sinn, die meiste Wahrheit enthalten ist; — der Volksaberglaube steht in allem diesem unleugbar bei weitem höher als der andere. Wie sich der Geist ganzer Völker fast nie so weit verirrt, so tief erniedrigt, so luftig versteigt, als der einzelne Geist, wie jener im allgemeinen mehr das gesunde Gefühl und das gesunde Urteil bewahrt, wo einzelne ausschweifende Geister bis zur Verkehrung aller Vernunft und alles verständigen Urteils fortgehen, so hat der Volksaberglaube bei weitem mehr, obgleich unbewußt, die Vernunft und das Sinnige bewahrt als jene „Kunst“, die in ihrem prunkenden Reifrock und rauschenden Flitter zwar viel anlockender auftritt, aber auch der ernsteren Prüfung so gar nichts bietet als hohle Masken und strohgefüllte Bälge, während der viel bescheidenere Volksaberglaube doch meist wenigstens die Ahnung von etwas Vernünftigem zu Grunde liegen hat. Der größte Unsinn in allen Gebieten des Geistes ist nicht von dem Volke ausgegangen, sondern von den Gelehrten und denen, die sich weise dünkten; und so reicht an Unsinn der Volksaberglaube auch nicht entfernt an den, der von den Gelehrten und „Gebildeten“ ausgegangen ist. Suum cuique. (Wuttke, 4. 5.)

## Wie müssen wir uns dem Aberglauben gegenüber verhalten?

Wollen wir noch die Frage beantworten, wie man sich den aus einer entschwundenen Kulturepoche stammenden Anschauungen gegenüber stellen müsse, so könnten wir mit den Worten des Philosophen Spinoza antworten: neque ridere neque flere neque detestari, sed intelligere. (Weder verlachen, noch beweinen, noch verwünschen, sondern verstehen.) Zuerst nicht verlachen! Nur zu lange hat man mit einseitiger Überschätzung verstandesmäßiger Aufklärung allem aus früherer Zeit Überlieferten, was sich vor dem Richterstuhle des philiströsen sogenannten gesunden Menschenverstandes nicht sogleich rechtfertigen konnte, dadurch den Krieg erklärt, daß man es von dem Bewußtsein seiner Zeit aus, „die es so herrlich weit gebracht," verachtete und beiseite schob. So ist manche schöne Sitte und mancher freundliche Brauch auf immer verschwunden, und mag auch mit dem Alten stark aufgeräumt sein, der Aberglaube ist doch nicht verschwunden. Zu demselben Ergebnis führte das Verhalten derjenigen, welche in religiösem Eifer das flere (Beweinen) und detestari (Verwünschen) übten und voll Entrüstung das Volk wegen seiner Gottlosigkeit schalten, wenn sie Dinge wahrnahmen, welche gegen das zweite Gebot verstießen. Was bisher nicht genug in Anwendung gekommen, das ist das intelligere, das Verstehen.

Seitdem durch die Brüder Grimm eine deutsche Altertumswissenschaft begründet und von anderen Männern weiter ausgeführt ist, läßt sich für alle Seiten des Volksglaubens glücklicherweise ein geschichtliches Verständnis gewinnen. Es scheint aber leider, daß die vorhandenen Hilfsmittel nur wenig dazu benutzt werden, und diejenigen, welche sich mit Liebe den mannigfaltigen Erzeugnissen des Volkslebens zuwenden, werden wohl

gar so angesehen, als ob sie mit altem Gerümpel einen sonderbaren Sport trieben. Es war rührend, fast möchte man sagen, tragisch zu sehen, wie Wilhelm Mannhardt, der ein entsagungsvolles Leben dem Ausbau der deutschen Mythologie widmete, immer wieder vergeblich um Freunde für seine nationale Sache warb. Endlich, da der Erfolg immer ausblieb, verstand er sich zu solchen Darlegungen, welche den Zusammenhang seiner Bestrebungen mit „allgemeiner gekannten und allseitiger geschätzten Wissensgebieten" — gemeint ist das klassische Altertum — deutlich erkennen ließen; aber obgleich in dem zweiten Bande seiner Wald- und Feldkulte ein ungeahntes, neues Licht auf das ganze Geistesleben des Altertums fällt, so ist auch dies Werk in weiteren Kreisen so gut wie unbeachtet geblieben. Wenn wir die religiösen Überreste aus einer vergangenen Kulturstufe mustern und nach ihrer ursprünglichen Bedeutung ins Auge fassen, so müssen wir bekennen, daß jene Anschauungen des tastenden Kindesalters der Volksphantasie nicht so widersinnig sind; jedenfalls schauen wir in eine kulturgeschichtlich interessante Geisteswelt zurück, in welcher einst unsere Vorfahren gelebt und die Lösung für viele Rätsel des Daseins gefunden haben. Freilich, das muß noch zur Einschränkung hinzugefügt werden: die religiösen Vorstellungen, von denen hier die Rede ist, der Geist des Pflanzenwachstums in seiner Beziehung zum Menschen, Krankheiten, entstanden aus Bäumen, und anderes, sind nachweislich außer den Germanen auch den Slaven und den Romanen, so z. B. den Franzosen, eigen. Selbst bei Völkern semitischer Abstammung findet sich Ähnliches; das Molochfeuer z. B., durch welches auch die Kinder Israel zu Zeiten ihre Kinder hindurchtrugen, gleicht aufs Haar unseren Sommersonnenwend- oder Johannisfeuern. Solche Übereinstimmungen hat besonders Mannhardt aufgezeigt.

Und ein Zweites hat vornehmlich die mythologische Forschung über Jakob Grimm hinaus — Schwartz ist hier der Entdecker — festgestellt, daß man eine Buch- oder Litteraturmythologie unter-

scheiden muß nach der Art von Volkssprache und Schriftsprache. Der griechische Bauer hat sich die Natur um sich mit ähnlichen Geistern bevölkert gedacht wie der Deutsche, und Homer mit seiner von Dichterphantasie ausgestalteten Götterwelt wurde ihm ebenso wenig vertraut wie die Edda dem Landmanne des Nordens zu geistigem Eigentume geworden sein wird. Diese niedere Mythologie nun ist es, welche in Kopf und Herz unserer unteren Volksklassen fortlebt; und auch das Leben der Gebildeten hat solche Überlebsel noch aufzuweisen. Und mag es uns mit Dank erfüllen, wenn wir uns bewußt werden, geistig weit über das Erkenntnismaß der Ahnen hinausgekommen zu sein; wir sind nicht sicher, daß überlebte Anschauungen der Vergangenheit in weiten Kreisen des Volkes wieder zur Herrschaft kommen. Der Hexenglaube, welcher das ganze Abendland Jahrhunderte heimsuchte, war vorher schon einmal tot; und der moderne Spiritismus ist auch nichts als der alte Gespensterglaube in neuer Gestalt. So mag das Studium des Altertums „die Quelle einer Macht werden," sagt Tylor, „welche dazu bestimmt ist, den Lauf moderner Ideen und Handlungen zu beeinflussen." So verwandelt sich das theoretische Interesse, welches die heidnische Anschauungswelt der religiösen Phantasie bietet, in ein praktisches. Das rechte geschichtliche Verständnis für jene Überlebsel wird auch das rechte Verfahren ihm gegenüber an die Hand geben. Was insbesondere den Aberglauben im engeren Sinne des Wortes angeht, so würden, glaube ich, unsere Geistlichen und Lehrer auf dem Lande durch ein liebevolles rein sachliches Eingehen auf jene verwitterten Überreste eines uralten Gefühlslebens mancherlei Unheil verhüten können. Und darüber kann natürlich kein Zweifel sein: der Aberglaube als solcher muß bekämpft werden, aber in schonender und rücksichtsvoller Weise, sonst nimmt man die sittlichen Kräfte, welche allen religiös gearteten Vorstellungen, auch nachdem sie sich überlebt haben, noch innewohnen, aus der Seele der Unmündigen hinweg und ist nicht imstande, etwas Besseres

an die Stelle zu setzen. Auf Erfolg kann man nur rechnen, wenn man das Vertrauen der Verblendeten unter Zurückstellung der eigenen Überlegenheit zu gewinnen sucht und, ohne ihr Verhalten und Denken zu schelten oder zu verlachen, ihnen die Thorheit desselben aus dem auch den Zurückgebliebenen bis zum gewissen Grade eigenen modernen Zeitbewußtsein heraus erklärt und den ursprünglichen heidnischen Sinn diesem gegenüberstellt.

Aber nicht nur ein Bekämpfen gilt es den aus grauer Vorzeit ererbten religiösen Überlieferungen gegenüber. Alle jene Sagen, welche von Mund zu Mund gehen, sollten sorgfältig gehütet und gehegt werden; sie sind für uns vielfach doch mehr wert als die schönsten Sagenblüten des klassischen Altertums. Denn hier ist Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein.

Vor allem aber bedarf für alle, welche es mit unserm deutschen Volke wohl meinen, das altererbte Geistesgut, welches in schönen Sitten und Gebräuchen fortlebt, liebevoller Pflege. Die Zeit des Rationalismus, der ohne geschichtliches Verständnis an alle Überlieferungen den Maßstab des modernen Denkens anlegte, hat leider nur zu sehr aufgeräumt. Im Gegensatze zu ihm gerade hat sich die Sitte des Weihnachtsbaumes zur Geltung gebracht; warum sollte es daher nicht möglich sein, manchen schönen Brauch, der im Absterben begriffen ist, zu stützen und zu erhalten! Wenn der Gutsherr die Erntegebräuche belacht, so gehen sie ins Meer der Vergessenheit hinab; wenn er sein Auge freundlich auf ihnen ruhen läßt, so wird man sie weiter üben. Kommt der gebildete Städter aufs Dorf und macht über die feierlichen Formen bei der Hochzeit seine Witze, so wird er zum Untergange derselben mitwirken und tilgt aus dem ländlichen Dasein einen Schmuck, welcher das Leben vieler verklärte und nicht bloß dies, — auch veredelte. Man hat neuerdings einsehen gelernt, was die äußeren Formen zu bedeuten haben — ich erinnere daran, daß man sie bei der Rechtsprechung wieder mehr zur Verwendung zu bringen sucht; sie sind für die niederen

Volksklassen, für welche Kunst und Wissenschaft sozusagen nicht vorhanden sind, ein Moment, welches die Vorkommnisse der Alltäglichkeit mit einem schönen Schein umkleidet und dadurch auch die Menschen über das Gemeine des Tages erhebt. Diesen Geist echt deutscher Sitte fördern und pflegen, heißt zugleich christlichem Sinne die Stätte bereiten und sichern; echt christlicher und echt deutscher Geist sind wohl miteinander verträglich, das meint auch Schenkendorf, wenn er singt:

Doch jedem Volke ward ein Grund
Zum Bau des Reiches Gottes kund,
Da soll sein Tempel stehen;
Aus tiefem Grund von unten aus
Soll sich das ew'ge Gotteshaus
Erheben zu den Höhen.
Im schönen deutschen Vaterland,
Da Jüngling! Jungfrau! sei dein Stand,
Da führe du dein Leben.
Da will ich stehn, ein grüner Baum,
Will träumen manchen sel'gen Traum
Und nach dem Himmel streben.

(Rogge, 29—32.)

## Komm mit!

Komm mit, verlaß das Marktgeschrei,
Verlaß den Qualm, der sich dir ballt
Ums Herz, und atme wieder frei,
Komm mit mir in den grünen Wald!

Wir gehn auf taubeperltem Pfad
Durch schlankes Gras, durch duft'ges Moos,
Durch frischer Lüfte stärkend Bad
Dem grünen Dickicht in den Schoß;

Gehn in der Hallen weite Pracht,
Wo endlos Säul' an Säule steht
Und durch der Schatten hehre Nacht
Des Unsichtbaren Schauer weht;

Wir gehn hinab zum Felsenborn,
Wo schaumgeboren, goldbeschwingt,
Wie aus des Knaben Wunderhorn
Ein Märchen aus der Tiefe dringt,

Und in der Tiere Lustrevier,
Draus unverkünstelt, unverstellt
In wechselnden Symbolen dir
Entgegentritt die eigne Welt.

Komm mit, verlaß das Marktgeschrei,
Verlaß den Qualm, der sich dir ballt
Ums Herz, und atme wieder frei,
Komm mit mir in den grünen Wald!

Gustav Pfarrius.

# Der Wald.

## Waldmärchen.

Die Sonn' ist niedergesunken,
Ich lieg' im Waldesmoos
Und neige schlummertrunken
Mein Haupt in den grünen Schoß.

Ich bin so müde, so müde,
Die Augen fallen mir zu
Wie einst, als mit süßem Liede
Die Mutter mich wiegte zur Ruh'.

Da neigten die Bäume sich leise
Und flüsterten stille mit mir,
Die alten erzählten mir weise
Von ihrem grünen Revier.

Da kamen die Vögel und sangen
Mir liebliche Lieder vor,
Beim Blütenflüstern klangen
Mir reizende Märchen ins Ohr.

Auf Mondesstrahlen steigen
Hernieder die Elfen licht,
Und schimmernde Perlen reihen
Zu ihren Kronen sich dicht.

Viel nächtliche Stimmen erwachen,
Der Wald träumt seltsamen Traum,
Das ist ein Lispeln und Lachen
Am leuchtenden Wiesensaum.

Der Waldbach raunet Sagen
Aus lang entschwundner Zeit,
Die Nachtigallen tragen
Tönend zur Schau ihr Leid.

In heimlichem, träumendem Lauschen
Lag ich im Moose lang,
Das Flüstern und Rieseln und Rauschen
Wurde mir holder Gesang.

So sing' ich nun wieder und wieder,
Wie einst ich gehöret sie,
Die nächtlichen Waldeslieder
Voll seltsamer Melodie.

Georg Freiherr v. Dyherrn.

## Der schlafende Wald.

Hoch im Gebirge steigt so hell
Aus morscher Buche Rumpf ein Quell;
Ein schattenkühles Plätzchen dort,
Ein heimlich stiller Ruheort:

Das ist des Feldbergs Töchterlein,
Die Ursel, die so munter
Durch Heidenröschen und Gestein
Springt in das Thal hinunter.

Da oben hab' ich oft gelauscht,
Wie sie den Blümlein zugerauscht,
Was da geschehn vor alter Zeit
In wilder Waldeseinsamkeit.
Geschwätzig that mir jüngst ihr Mund,
Hinschäumend über Kiesel,
Ein Märchen sondergleichen kund,
Mit murmelndem Geriesel.

Sprach von des Waldes Einsamkeit,
Wie er zur heil'gen Weihnachtszeit
Manch trüben Tag, manch bange Nacht
Gehüllt in starre Eisespracht.
Ach so verlassen und allein
Sind dann die hohen Berge;
Kein blühend Hälmchen schmückt den Hain,
Es schallt kein Lied der Lerche.

Von Schnee die Höhen all bedeckt,
Kein Lüftchen, das die Zweige reckt,
Denn schlafumfangen wiegt den Baum
Des Wipfels Wucht in stillem Traum.
Wer da, von bösem Sinn bethört,
Des Waldes Schlaf verwegen
Durch frevelhaftes Thun gestört,
Ist jähem Tod erlegen.

Dereinst ein Bürschlein jung und fein,
Ein Hirschlein konnt' nicht flinker sein,
Ward von dem Bösen jäh umgarnt,
Obwohl die Mutter ihn gewarnt.
Er rief: „Ich will den Forst gar bald
Vom Schlafe auferwecken!"
Keck zog er hin, den stillen Wald
Mit blanker Axt zu schrecken.

So stieg zum Altking er empor,
Wo noch des Himmels Wolkenthor
Das stolze Haupt zwiefach beringt,
Ein Felsendiadem umschlingt.
Und mit dem Schlitten angelangt,
Beginnt er ohne Zagen
Am stärksten Baum, der oben prangt,
Sein frevelhaftes Wagen.

O, solch ein Thun, es ist nicht gut —
Laß ab, du keckes, junges Blut!
Die Axt, sie dröhnet Schlag für Schlag,
Bis daß der Stamm darnieder brach.
Dann wird der Schlitten hochgetürmt,
Und fort mit einemmale
Der Knabe laut frohlockend stürmt
Den jähen Pfad zu Thale.

Es pfeist der Nord so hell und grell;
Wie wirbeln doch die Flocken schnell,
Als wollte schier das Himmelszelt
Im Schnee sich senken auf die Welt.
Die Wölfin flieht aus ihrem Horst,
Dem felsigen Verstecke,
Laut heult sie durch den öden Forst
Dem weiten Gau zum Schrecke.

Vergebens sucht der Knabe Rast,
Es drückt so schwer des Holzes Last;
Er kann den Schlitten hemmen nicht,
Fast zehnfach dünkt ihn das Gewicht.
So gleitet pfeilschnell durch den Schnee
Die glatte Bahn er nieder —
Weh! — überschlägt von schroffer Höh'
Und bricht die schlanken Glieder.

In eines Abgrunds finstrem Schlund
Da liegt er sterbend auf dem Grund,
Und wie sein letzter Odem flieht,
Des Sturmes Grimm von dannen zieht.

Da ward so still es in dem Wald,
Kein Reislein that sich regen;
So hat er einsam, bleich und kalt
Im blut'gen Schnee gelegen.

Das ist's, was ich vom Bach gelauscht,
Der murmelnd in das Thal gerauscht,
Als Rast ich hielt zur Sommerzeit
In kühler Waldeseinsamkeit.
Ein Rauschen bebte durch den Hain,
Es klang so fromm, erhaben,
Tief grub ich in das Herz mir ein
Das Lied vom wilden Knaben.

G. Listmann.

Der Aberglaube vom schlafenden Walde und der Bestrafung des Frevlers, wie er in der vorstehenden Sage enthalten ist, läßt sich auf altgermanisches Heidentum zurückführen. „Der Wald war der Urväter Tempel. Was wir uns als gebautes, gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte. Da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in den rauschenden Blättern der Zweige. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß diese Waldverehrung alle Vorstellungen, die sich unsere Vorfahren von der Gottheit und ihrem Aufenthalte machten, erschöpfe; es war nur die herrschende, hauptsächlichste. Einzelne Götter mögen auf Berggipfeln, in Felsenhöhlen, in Flüssen hausen, aber der feierliche, allgemeine Gottesdienst des Volkes hat seinen Sitz im Hain; nirgends hätte er einen würdigeren aufschlagen können. Zu einer Zeit, wo erst rohe Anfänge der Baukunst stattfanden, muß das menschliche Gemüt durch den Anblick hoher Bäume unter freiem Himmel zu größerer Andacht erhoben worden sein, als es innerhalb der kleinlichen, von unmächtiger Hand hervorgebrachten Räume empfunden hätte. Die

lange nachher eingetretene Vollendung eigentümlich deutscher Architektur, hat sie in ihren kühnsten Schöpfungen nicht eben gesucht, die aufstrebenden Bäume des Waldes nachzuahmen? Wie weit hätte die Unform ärmlich geschnitzter oder gemeißelter Bilder von der Gestalt des Gottes abgestanden, den die kindliche Einbildungskraft der Vorzeit sich auf dem belaubten Wipfel eines heiligen Baumes thronend vorstellte! In dem Wehen unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele des Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt. Welchen tiefen Einfluß das Waldleben von jeher auf alle Verhältnisse unseres Volkes hatte, bewähren die Markgenossenschaften. Die ältesten Zeugnisse für den Waldkultus legt Tacitus in seiner „Germania" ab. Götter wohnen in diesen Hainen, namentlich genannte Bilder sind nicht aufgestellt, keine Tempelwände aufgeführt. Aber heiliges Geräte, Altäre stehen in dem Walde, Tierhäupter hängen an Baumästen. Da wird Gottesdienst gehalten und Opfer gebracht, da ist Volksversammlung und Gericht, überall heilige Ehrfurcht und Erinnerung des Altertums. Durch lange Jahrhunderte und bis zur Einführung des Christentums hielt der Brauch an, die Gottheit in heiligen Wäldern und Bäumen zu verehren. Ein solcher Hain durfte nicht von Unbefugten betreten, ein solcher Baum nicht seines Laubes, seiner Zweige beraubt und nie umgehauen werden. Auch einzelnen Dämonen, Elben, Wald- und Hausgeistern sind Bäume geheiligt." (J. Grimm, 41—43 u. 371.)

Die Benennungen „heiliger Wald", „heiliger Forst", „heiliger Hain" finden sich auch heute noch vielfach vor. Kirchen stehen in diesen Wäldern selten oder gar nicht, nach ihnen können sie daher auch nicht benannt sein (wie dies auch Grimm annahm); wohl aber erinnert daselbst noch manches an die heidnische Zeit. Ein solcher „heiliger Wald" findet sich z. B. bei dem nassauischen Dorfe Altenkirchen; die höchste, von Felsblöcken gebildete Stelle desselben führt den Namen „Kanzel", und jeder-

mann weiß dorten noch zu erzählen, daß die alten Heiden auf dieser Stätte ihren Göttern Opfer darbrachten.

Die königlichen Bannwälder des Mittelalters sind aus den heiligen Hainen der Heidenzeit hervorgegangen; das Recht des Königs trat an die Stelle des Kultus, der den heiligen Wald der Benutzung und Gemeinschaft des Volkes entzog. Auch die Bannwälder der Alpenlandschaft dürfen nach dem Glauben des Volkes nicht verletzt werden; den Frevler aber, der dies doch wagt, wird die Strafe der Götter ereilen. — Dieser Aberglaube hat jedoch eine sehr natürliche Grundlage. „Die Wälder sind ein vielbewährter, allgemein anwendbarer Damm gegen Lawinen, ein Bauwerk, das sich selbst erhält. Die Älpler würdigen auch diese Wohlthat der Wälder vollkommen. An lawinengefährlichen Stellen hegen sie über jedem Gebäude mit eifersüchtigster Sorgfalt einen Schutzwald, der gebannt ist gegen jeden frevelnden Eingriff. Fast heilige Scheu hält selbst den Holzdieb vom Bannwalde fern, weshalb diese Wälder meistens die schönsten der ganzen Gegend sind." (Masius I, 413.)

Im dritten Auftritt des dritten Aufzuges seines „Tell" läßt Schiller den kleinen Walther also fragen: Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort die Bäume bluten, wenn man einen Streich drauf führte mit der Axt — Tell. Wer sagt das, Knabe? Walther. Der Meister Hirt erzählt's — die Bäume seien gebannt, sagt er, und wer sie schädigt, dem wachse seine Hand heraus zum Grabe. Tell. Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit. — Siehst du die Firnen dort, die weißen Hörner, die hoch bis in den Himmel sich verlieren? Walther. Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern und uns die Schlaglawinen niedersenden. Tell. So ist's, und die Lawinen hätten längst den Flecken Altdorf unter ihrer Last verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht als eine Landwehr sich dagegen stellte.

Auch sonst glaubt man noch heute, daß frevelhafte Be-

schädigung des Waldes durch Anzünden u. dergl. m. den Zorn und die Rache der Gottheit heraufbeschwöre. Dieser Glaube verdankt seine Entstehung der Liebe des Volkes zum Walde, der seiner Natur so nahe verwandt ist, und dem — wenn auch dunklen — Bewußtsein von der Bedeutung desselben für seine Existenz. „Deutschland hat sich nicht allein den Wald, sondern, wie Riehl bemerkt, den freien Wald gerettet, der seine Kinder in einem gemeinsamen Heiligtume zusammenführt und unaufhörlich Keime eines Naturtumes in ihnen erzieht, welches in der Neuzeit allen übrigen Völkern der Erde eine neue Geistesbefruchtung verspricht. Deutschland vor allen übrigen Ländern war es, das zuerst an eine Waldkultur dachte, und Deutsche hinwiederum sind es, die noch gegenwärtig in allen Winkeln der Erde dieses schöne Aposteltum der Natur pflegen. Das ist auch die große Naturgarantie, daß das deutsche Volk solange das Salz der Nationen sein wird, solange es noch seinen Wald, seine Natur sich gerettet hat. Mit seinem Verschwinden wird auch selbst seine politische Existenz, welche nur in seiner geistigen Kraft wurzelt, beendet sein. Der Wald gehört zum Menschen wie Gemüt zum Herzen. Der Wald ist in hochzivilisierten Ländern die letzte wahre Natur; wo auch sie verschwindet, ist der gute Genius von den Völkern gewichen. Ihres Natursinnes verlustig, den nur der Wald pflegt, werden sie notwendig ins Abstrakte verfallen, und es wird ihnen ergehen, wie es den andern erging, die sich von der Natur befreit, sie werden in Despotie und Knechtschaft untergehen.“ (Karl Müller II, 363.)

Die beiden folgenden Aufsätze über Nadel- und Laubwald haben nur deshalb hier Aufnahme gefunden, weil sie manches bieten, was das Verständnis der folgenden Abschnitte erleichtert, und weil sie außerdem in überaus anmutiger Form zeigen, welchen Einfluß der Wald auf die Gestaltung unseres Seelenlebens hat.

## Der Nadelwald.

Natur! Hier fühl' ich deine Hand
Und atme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
Dein Herz in meines auch.
Fr. Schlegel.

In großem Maßstabe wiederholt die Überkleidung des Erdreichs durch geselliges Gras und Kraut der Wald. Massenhaft bedeckt er den Boden, von Wurzel zu Wipfel tausend Adern schwellend. Er sammelt zahllose Pflanzengeschlechter um sich her, birgt und erhält zahllose Tiere, und die Wolken des Himmels und die Quellen der Tiefe nähren sich aus seinem Schoße. So umschließt er eine ganze Welt. Die Natur, in der wir sonst fast überall der Arbeit des Menschen begegnen, ist hier mehr als irgendwo noch mit sich allein, und indem sie ihre Stille und alle die verborgenen Wunder öffnet, versinkt hinter uns das gewohnte Dasein mit seinen Kämpfen und Wirren.

Der Wald wirkt daher ganz anders als Heide und Wiese. Könnte man jene elegisch, diese naiv nennen, so würde er romantisch heißen dürfen.

Denn der Wald hat ein Mysterium. In ungestörter Ursprünglichkeit schafft und webt die Erdenkraft; blühendes und welkendes Leben, Licht und Dunkel, die kühnsten und die weichsten Gestalten mischen sich labyrintisch, ein unsichtbares Sausen und Flüstern zieht durch die stillbewegte Wildnis, der klare, herrschensgewohnte Sinn des Auges fühlt sich überwältigt in der verworrendrängenden Fülle; das Ohr wird von den leisen schwebenden Stimmen wie in einen Traum gesungen, und hundert Fäden spinnen geheim ums Herz. Alles vereinigt sich zu einem einzigen großen und ahnungsvollen Gesamteindrucke. Wie wenig anderes in der Natur regt er die Phantasie auf. Aber der Zauber des Waldes ist ein heilender; aus seinem Liede hört

der Dichter den Gesang der Himmel, und aus seinem Odem weht Frieden in die Seele.

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische,
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle;

Es rauschte wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodien. Lenau.

Allein wer so den Wald preist, pflegt dabei vorzugsweise an den grünen, fröhlichen Hag zu denken, wo zwischen Eichen- und Buchenstämmen die Birke sich schaukelt, wo unter Hasel- und Brombeergesträuch Maiblume und Waldmeister duften, die Anemone weiße Sterne säet, und im Grase eine Sylvie ihr heimliches Nestchen baut.

Und allerdings zeigt nur das Laubholz die volle Schönheit des Waldes. Der Nadelwald ist ihm gegenüber arm und reizlos, und ungastlich schließt er das Thor, während jener mit tausend offenen Armen winkt. — Sein höchster Mangel ist der des Laubes. Zwar fehlt es auch ihm nicht ganz; aber aus dem lieblichen Schmucke ist beinahe eine Waffe geworden, denn streng alles Leben in sich zurückziehend, umkleidet sich dieses Baumgeschlecht mit einem Gürtel dunkler, starrer Spitzen. Wer erkennt in seinen grätenartigen Nadeln noch das Blatt? Sind das jene immer bewegten, immer flüsternden Zeugen des Waldes? jene grünen, zierlichen Fächer, in deren durchsichtigem Gewebe die Lichter buhlend spielen? jene luftigen Flügel, die im Frühling unsere Seele so freudig mit in den Himmel hoben, und die im Herbst so matt herabfallen und auch uns zurufen: Hinab! hinab!? Ein welkes Blatt, langsam und lautlos niederzitternd zu tausend lautlos dahingesunkenen, stillgebetteten Blättern, vom mitleidigen Strahle und doch vergebens umspielt — o wie rührt dieser Anblick immer von neuem das Gemüt! Im Nadelwald tritt er uns nicht entgegen, und wie wir da das Sterben der Natur nicht sehen, so sehen wir da auch nicht ihre verjüngte

Lenzgestalt. Es scheint, als sei die Nadel ohne Empfindung des Lichtes und des Lebens. Der Frühling, der Winter geht an ihr vorüber, und wenn sie nach Jahren, ja nach einem Jahrzehnt vom Baume bricht, sprangen längst unzählige andere hervor.

Ebenso dürftig-einfach als der Blattwuchs ist auch die Zweig- und Stammbildung und selbst die Umgebung der Bäume. Im Schwarzwalde darf man nicht die wechselvollen Gestalten und Trachten des Laubholzes suchen. Einförmig steigt die grade Linie der Stämme empor, in regelmäßigem Winkel ein Stockwerk von Zweigen auf das andere setzend. Der ganze Umriß des Waldes ist scharf, wandartig-starr und dicht, die lockeren Linien der Laubbäume fehlen durchaus. Kein duftiges Geisblatt, kein flatternder Hopfen schlingt seine Windungen um den ehrwürdigen Trotz alterszerrissener Stämme; keinen lustigen Busch, keinen blühenden Dorn dulden die düsterschattenden Gänge; spärlich unterbrechen Blumen den Moosteppich, und auch das Lied der Vögel klingt einsam durch die Stille. Nur das weichere Abendlicht scheint zu diesen Bäumen zu stimmen; das taufrische, heiter-kräftige Bild eines Morgens im Walde giebt ein Tannicht verhältnismäßig am wenigsten.

Aber was dem Nadelwalde in dieser Weise abgeht, ersetzt sich in anderer, und niemand wird den dunklen Forsten des Harzes oder des Erzgebirges charakteristische Schönheit absprechen wollen. Schon daß sie allein fortgrünen mitten in der weißen Nacht des Winters, ist ein Vorzug, welcher viele Mängel aufwiegt und diese Wälder dem Menschen gleichsam näher ans Herz pflanzt. Am wenigsten schön ist der Kieferwald (Föhre, Pinus silvestris). Über sandige Ebenen hinziehend, mit einer trübstaubigen, schwülen Atmosphäre erfüllt, ermüdet sein ödes Einerlei, das noch entschieden an die Unwirtlichkeit der Heide erinnert. Die monotone Linie des Bodens läßt die Monotonie der Pflanzenform in ihrer ganzen Armut hervortreten. Nur am Rande, wenn Wind und Sturm die Flanken des Waldes

fassen, heben sich aus der Masse einzelne malerische und oft bizarr verknorrte Bäume ab. Wir verlassen sie, und nachdem uns Ahorn und Buche ein munteres Geleit hinaufgegeben haben zu den Hügeln und Bergen, empfängt uns oben, auf freieren Gipfeln, die ernste Pracht der Tanne (Weißtanne, Abies pectinata) und Fichte (Rottanne, Abies excelsa, Picea vulgaris).

Mit diesen Bäumen deckt sich der Rücken unserer Gebirge, und hierher gehören die grünen, stolzen Türme. In der Fläche würde auch der Tannenwald nicht viel wirken. Auf den Stuhl der Wolken, wo aus granitnen Pforten die Wildwasser brechen, stellen sich die Mauerstürmer und pflanzen siegendes Leben. — Ein kleines, geflügeltes Samenkorn treibt aufwärts mit den Frühlingslüften, endlich fällt es müde in die Mooshülle der Felsen. In der warmen Feuchte keimt es, streckt suchend die Wurzelfinger umher, klammert sich an den geöffneten Spalt und saugt die Nahrung einer Erdkrume. Je tiefer, je dreister steigt es hinab. Tau und Nebel und Licht kommen dem Flüchtling zu Hilfe, der Sprühregen des Gebirges wird seine Amme: mutig und schlank wächst er hinan. Aber der Geist der Berge hat ihn gezeichnet. Dichter zieht er um sich den Nadelmantel, schwerer senken sich die Zweige, es ist über ihn gekommen wie ein dunkles Geheimnis. So steht auf ihrem Throne die Tanne, die Fichte, als fühle sie ein Sehnen nach dem Rauschen der Haine dort unten, als horche sie vergebens in die Wolkenöde hinauf nach dem uraltgoldenen Märchen vom Frühling und seinen Blumen und Nachtigallen.

Und zu Millionen drängen sie sich über die Höhen, hinab zu den Schluchten und wieder hinan, reihenweis übereinander emporsteigend: ein einziges, in immer gewaltigeren Bogen hinausgreifendes Waldmeer, dessen Wellen plötzlich erstarrten. Denn so dicht und fest stehen die Wipfel zu den Füßen des Wanderers, als könne er über sie hinschreiten, bis wo dorten die Bergketten zu Thal ziehen und ferne flimmernd die Ebene sich dehnt.

Nur eine Farbe sieht das Auge, aber in welchen unendlichen Abstufungen und in welcher unendlichen Ruhe! Vom Schwarz beschatteter Klüfte, durch Lichtgrün sonnebeschienener Höhen geht es fort in dunstendes Grau, in schieferiges Blau und schwimmt immer weiter, immer zarter hinaus bis zum duftigsten Gedämmer des Horizontes. Da und dort wallt die langsame Dampfsäule eines Meilers oder die wirbelnde eines Hochofens, wie Eilande leuchten die Bergwiesen, während die nackten Giebel der Felsen abenteuerlichwild hinunterblicken. Draußen aber über die Ferne gleiten Wolkenschatten breit und verdunkelnd und dann wieder helle Felder aufdeckend, eine Flußlinie blitzt auf, eine Ruine, ein Turm hebt die graue Spitze aus dem Schimmer. Das alles liegt weit und verschollen hinaus. In diese Einsamkeit dringt nichts von dorther, und man denkt an Uhlands Wort:

Wir sehen in die weiten Lande
Und werden doch nicht gesehn.

Der heiße Sonnendunst lagert sich dichter. Die Waldnacht winkt in ihre endlos dämmernden Hallen. Aber durch sie hin zieht die Stille eines Münsters schwermütig=einsam, feierlich=düster, und das Auge blickt staunend und fragend die Pfeiler hinan, deren schwarze Zweige wie Trauerfahnen herabhangen. Mit bannender Gewalt tritt die Sphinx des Waldes, tritt das alte Naturrätsel den Menschen an: es ist das Ahnen und Sehnen der Kreatur, das seine Seele ergreift. In der That, wenn irgend etwas in der Pflanzenwelt an die große Verwandlung und Erlösung zum Leben mahnt, welcher alles Geschaffene entgegenringt, so ist es das ragende Dunkel, die schauernde Stille dieser Wälder. Die Wasser rauschen von den Hügeln in alle Lande, das Ewige zu suchen; das Feuer richtet sich geraden Weges zum Himmel hinauf, es zu finden: so gleicherweise türmt das Gebirge das Gedräng seiner Gipfel empor, und darüber hinaus schauen die Waldhäupter, die Warten der harrenden Erde. Und wie das Gemüt in gläubigem Sinne die Hieroglyphen

der Natur sich deutet, so erzählen auch dem betrachtenden Forscher diese Baumgestalten von den erschütternden Wandlungen des Erdenlebens. Sie führen ihn zurück in jene unvordenklichen Zeiten, da die Feste noch unbetreten von dem Fuße des Menschen, unfähig, höhere Formen zu entwickeln, sich in das Gewand nadeltragender Wälder hüllte, da ungeheure Wasserstürze die finstern Waldinseln unter Trümmern begruben und in langem Wechsel aus der Zerstörung neues Leben wuchs, um von neuem unterzugehen. Jene Lager der Steinkohle, welche unserem Gewerbfleiße unerschöpfliche Schätze geöffnet haben, sind ja nichts anderes, als die Riesengräber untergegangener Nadel- und Farnvegetationen, und Jahrtausende haben an ihnen gebaut. Daher blickt uns denn wirklich von diesen Bäumen statt des „jugendfrischen Antlitzes“ der Gegenwart ein altersgraues der Vorzeit entgegen, und jene Waldpatriarchen im grotesk-ehrwürdigen Schmuck ellenlanger Flechtenbärte (Usnea) scheinen wie Häuptlinge, die ihre schwarzen verfolgten Völker sammelten, um hier oben, in der Wildnis der Berge, eine Zuflucht zu suchen. Und freilich, Kultur und Barbarei, beide haben seit Jahrhunderten unermessene Waldstrecken niedergeworfen. Deutschland, Frankreich, Spanien waren nach den Zeugnissen der alten Römer von großartigen Waldungen bedeckt; selbst über viele jener steppenähnlichen Heiden schattete vormals prangender Baumwuchs. Und der edelste dieser Bäume, die „duftgesalbte“ Ceder, durch deren Schatten einst Israels fromme Harfe klang — wer wüßte nicht, daß sie längst aufgehört hat, der Stolz des Libanons zu sein, und schon fast selber zu einer heiligen Sage geworden ist?

Doch die Phantasie sucht nach anderen, erfreuenderen Bildern. Sie durchbricht die melancholische Verschlossenheit umher und findet auch hier überall Leben und Wechsel. Das Auge unterscheidet den frischgrünen Schimmer junger Nadeltriebe von dem satten Dunkel der älteren, den strafferen Wuchs der Tanne mit gehaltenem, derben Geäst und keck aufgerichteten Zapfen von dem weicheren

des Schwesterbaums und dem dichten Behang seiner Zweige und Früchte. Jene baut hohe Kuppeln, diese gipfelt sich zu Pyramiden. Dazwischen tritt, wie verschüchtert, mit den lockerzerflirrenden Nadeln die Lerche (Pinus larix), und über all den Bogen und Spitzen haucht der Odem des schlafenden Waldgeistes. Langsam und ruhig säuseln die Nadeln, zuweilen lauter aufwallend und dann wieder leise ausschwingend, als verinne droben der Strom der Lüfte. Es liegt etwas wunderbar Stillendes in diesem Getön; alle Leidenschaft löscht aus, alle Hast des Strebens ist beruhigt. Und würziger Duft quillt nieder. Voll und warm schwellt er die aufatmende Brust, und wie ein längst vergessenes, plötzlich uns entgegenklingendes Jugendlied mit einem Male die alten lieben Bilder weckt, so zieht mit diesem stillen, tiefsinnigen Duft, der um die Christnachtfreuden wehte, wonniges Erinnern in die Seele.

Aber auch zu unsern Füßen sproßt und regt sich Leben in Fülle. Dann und wann streckt ein Trupp von Pilzen die Köpfe hervor. Giftrote Fliegenschwämme (Agaricus muscarius) stellen sich prunkend um den alten Ziegenbart (Clavaria crispa), dessen wunderlich wirres Haupt mit herabgefallenen Nadeln bedeckt ist, oder ein anderer dieses „Dämmergeschlechts" breitet seinen mückenumsummten Teller aus. Hier zwischen Steintrümmern und Platten wuchert dichtes, zähes Gebüsch der Preißel- und Heidelbeere. Fußhoch steht es, und tropfengleich hängen daran die zarten Blüten; auch die fremdgestaltige Moorbeere (Orycoccus) zeigt sie mit feinem, frischen Myrtenblatt, und dazu gesellen sich tausendfüßige, tausendfingrige Flechten und Moose. Über Stein und Stamm und Pfad ziehen sie die lebenzeugende Decke. Hier sind es lange Fasern oder Fäden, da kriecht es raupenartig hin, und dort streckt es Korallenzacken; bald tragen sie ein Hörnchen, eine Tasche, einen Becher und bald ein lustiges Hütchen. Unerschöpflich wechseln die Formen dieser zwerghaften Pflanzenlarven und -Masken.

In einer Sandblöße zeigen sich dem schärferen Auge Trichterchen, klein und regelmäßig, als habe der spielende Finger eines Lüftchens sie gebildet. Es sind die Festungen des Ameisenlöwen. Bis zum Kopfe im Grunde versteckt, lauert das listige Insekt auf seine Beute, und sobald eine Fliege, eine Ameise an den Rand des Kraters gerät, beginnt es, einen Hagel von Sandkörnchen zu speien, und setzt das Bombardement so lange fort, bis das Opfer zur Tiefe sinkt und unter den Zangen des Wegelagerers sein Leben läßt. Nicht weit davon sonnt sich eine Kreuzotter. Unwillkürlich schreckt der Fuß zurück vor der widrig unheimlichen Kreatur. Aber kaum hört sie den nahen Schritt, so löst sich die schillernde Spirale und gleitet raschelnd ins Heidekraut.

Wo aus verborgenen Zellen Wasser sickert, da riecht es frisch und kühl, und auf den dunklen Sammet streut der Sauerklee (Oxalis) sein Blätterdrei. Die liebliche Pyrola (Waldmangold) stellt sich ein, nach Schneeglockenart das weiße Blumenrad neigend, der Stern des Schirmkrauts (Trientalis europaea) grüßt, Adlerfarren wiegen ihre Wedel, der Huflattich (Tussilago) entfaltet das große unbewegte Tropenblatt. Wie gern folgt man dem grünen Saume, dem unter Blöcken fortbrodelnden Wasser nach! Es führt durch trauliche Kammern und Nischen, unter eng verschränkten Bogen hin, von denen die Nadeln leise rieseln. Über uns hat das Eichhorn Haus und Scheuer, hackt von Baum zu Baum fliegend der Specht, gurrt die Wildtaube. Ein Reh springt erschreckt unter Epilobiumstauden in die Höhe Seine zierlich aufschnellenden Läufe schlagen knackend zusammen, und ehe man's noch recht gesehen, ist es verschwunden.

Inzwischen hat sich am Himmel eine dunkle Wolkenlast zusammengeballt, und Bergfink und Ammer, die Regenstimmen des Waldes, werden laut. Bald weht es feucht und wird tiefstill. Der Wald steht atemlos lauschend. Jetzt rollt ein Donner langsam in die Ferne hinaus. Ein Augenblick noch,

dann stäubt es die langen Rücken heran, mit einem Male alles verhüllend und verlöschend. Brausend strömt der Guß herab, aber unter dem dichten Zweigdache steht man sicher und horcht mit Lust in die Musik des Regens, in das Rauschen und Rieseln, in das Gepoch und Geklopf des Wassers allenthalben. Und bald blickt die Sonne siegend wieder hindurch. Über fernen Gründen verdampft die feuchte Fülle und wandelt in Nebelgewinden um die Kuppen, dort von neuem sich zu sammeln. Denn der Wald ist der große Wasserspeicher der Länder. Ebensogut wie in den Boden ist er auch in die Luft gepflanzt. In sie greift er hinauf, und „wie der Blitzableiter den Blitz", so zieht er die Wolke zu sich hinab, fängt mit den grünen Schirmen Regen und Schnee, häuft sie in seinen Kammern und läßt sie in Quellen und Bächen oder als Nebel und Gewölk wieder in die Ebene hinausziehen, Leben und Gedeihen zu verbreiten.

Der schwülen Spannung ist erquickende Frische gefolgt. Auf den Erdbeerblättern und den Ranken der Waldwicke schimmern Tropfen. Der Harzgeruch zieht stärkend wie Bernsteindampf durch die Bäume, und mit ihm mischt sich das Gewürz der Beeren.

Die Bäume schreiten abwärts, breite Gassen öffnend. Gras sproßt auf, saftige Halme nicken, weißblütiges Galium (Labkraut) zieht saubere Stickereien durchs Grün, ein Grasmückchen läßt sich vernehmen. Alles weist thalhinunter. Da fällt hoch durch den Gurt der Wipfel ein Strahl, und gleich einem Sonnenflügel streift er bis tief vor uns zum Boden hinab. Lichtelfen ziehen die goldene Leiter auf und nieder; sie halten ihre Kerzen an die dunkeln Stämme, daß sie leuchten, hinter den Kanten des Granitblockes schießen sie blitzende Pfeile hervor, und wo aus dem Nadeltrum klugspitzig ein Farnkraut schaut, zünden sie es an, und so seltsam heimlich gleißt das grüne Flämmchen, als wolle es uns zu gefeiten Schätzen winken.

Hört ihr drunten das Rauschen und Murmeln? Es ist ein rühriger Bach, der eine Bretterschneide treibt. — Wie schüttert das Brausen des Sturzes, das Schwingen der Räder, das Arbeiten der Säge so wundersam durch die grüne Stille! Saubergeschnittene Bretter liegen geschichtet, daneben Stämme übereinandergerollt; frischer Holzgeruch erfüllt alles umher. Aber man sieht keinen Menschen, das graue Mittelding von Haus und Hütte scheint für sich selber zu schroten und wie zu irgend einem Märchen zu gehören. Man fühlt sich beengt und steigt gern aus dem Druck des Thales zur Berglehne hinauf.

Ein ganzes Purpurfeld zieht da empor: nichts als Fingerhut! Oben aber dröhnt die Axt; dort treiben die Holzschläger ihr Wesen. Sie fällen die Fichte, die Tanne, die vielhundertjährige Eibe. Die Scheiter werden geklaftert, große Blöcke gespalten oder gesprengt; in einer Grube knistert bei kleinem Gezweig ein Feuer. Auch die Waldwand gegenüber ist bloßgelegt. Mächtige Stämme werden im Frühjahre gehauen und ihrer gerbstoffreichen Rinde beraubt; nun liegen sie in langen Rinnen, in „Holzschurren" umher, in denen sie später den Berg hinabgeschleift werden. Wie riesige Gebeine leuchten sie herüber, wirr und starr hingeworfen: auch dies ein Bild des „langhinstreckenden" Todes. Sprechen sie schon so stumm daliegend die Phantasie an, so noch ungleich mehr in ihrem Fall und Sturze selber. Wer schon einem Holzschlage zugesehen, der wird bekennen, daß es eine aufregende, ja fast eine ergreifende Scene ist. Zwei, drei Fuß über der Wurzel setzt die Säge ein. Sacht, sicher dringt sie vor, frißt immer tiefer ins Mark, und ihr schriller Ton wird dumpfer. Aber unerschüttert, unahnend ragt der Baum in die Lüfte. Um seinen Wipfel spielt noch froh das Licht und manch bunter Flügel, er schaut noch prangend und freudestolz über Höhen und Thäler hinweg und hinweg auch über die Menschen, die unten ihn stürzen

werden. Indes hat schon die Säge ihr Werk gethan: der Stamm ist bis zu zwei Dritteilen durchschnitten. Nun werden die Keile in den Schnitt gesetzt. Die Holzhauer greifen zur Axt, und gellend hallt die Wucht ihrer Schläge durch den erschreckten Wald. Ein Zittern geht durch den Stamm — ein Schwanken — die Krone sinkt vor den schwindelnden Blicken oben durch die Luft, erst langsam, dann schnell, und im wachsenden Übergewicht immer jäher, bis sie brausend, krachend, splitternd durch alle die grünen Nachbararme hindurchschlägt. Unter dem donnernden, alles verschlingenden Sturze bebt der Boden. Ein dunkles Echo wälzt durch die Tiefen des Gebirges, und dann ist's still, und keine Zweigspitze rührt sich mehr.

Ist die Fichte gefällt, so quillt aus dem Stumpfe noch lange der Saft, bis endlich die Wurzel abstirbt. Aber mittlerweile deckt sich die Blöße allgemach mit Grün. Die Senecioarten (Kreuzkraut) mit ihren fliegenden Samen säen sich an, den Vögeln zur Lust; nach Jahren folgt ihnen die hohe Glockenstaude des Fingerhutes; erst wenn auch diese ausgelebt haben, siedelt Gras und Erdbeere und manch andere Blume sich an, und zwischen ihnen schaut ein neues Geschlecht von Waldschößlingen hervor. Acht Jahre daure dieses Zwischenreich des Kreuzkrautes und des Fingerhutes, so sagen die Holzschläger.

Weiter ins Dickicht hinein sammeln ihre Buben die Fichtenzapfen. Die schöngeformte Walzenfrucht, die auch in dem knappen Gefüge ihrer Schilder noch den krystallinischen Charakter des Nadelholzes spiegelt, liegt zu Bergen gehäuft. In den harzigen Samen wühlen Heere von Ameisen. Hier ist das Sammeln der Zapfen eine leichte Kinderarbeit, dagegen ist es auf den Höhen, wo die Tanne herrscht, ungleich mühevoller. Die Früchte drängen sich bei diesen Bäumen nach oben, kerzenartig auf die Zweige tretend, und da in der Maiwärme mit den reifen Samenkörnern auch der Schuppenleib sich löst, so müssen sie

im Herbst gebrochen und geschlagen werden. Das ist denn oft ein wagehalsig Stück. Doch der Zapfensucher klettert mit der Gelenkigkeit einer Katze bis in die schwindelnde Spitze, und stehen die Tannen dichter, so schnellt er wohl zuweilen, den Wipfel im festen Schluß der Kniee beugend und schwenkend — ein kecker Reiter — mit einem einzigen Satze auf die nächste Baumspitze hinüber, um sein Geschäft von neuem zu beginnen.

Bergan, thalab führt der dunkle Pfad. Wir überschreiten wilde Klippenfelder, wo um den einsamen Horst der Falke kreist, wo der Marder lauert, im Gestrüpp die Nachtschwalbe (Ziegenmelker, Caprimulgus punctatus) schläft. Schnarrend, wie ein fliegendes Rad, fährt sie beim Schall der Tritte auf. — Es ist ein großartig wüstes Trümmerbild, das uns umgiebt. Unter diesen steinernen Schwellen, tief im Geklüft, grollt der Wildbach; hierher schleudert der Blitz seine Wetterkeile, hier tobt die wilde Jagd der Winde. Verwitterte Baumruinen stehen umher, Waldgespenster, die starre Arme emporheben und uns grausig-skurril anglotzen. Der Sturm schlägt die gewaltige Fichte mitten durch, daß sie knickt wie ein Halm, und hat ein solcher Windbruch („Gotteshau" nennt ihn in frommem Sinn der Erzgebirger) einmal eine Lücke gerissen, so ist damit ein Angriffspunkt gegeben, von dem immer zerstörendere Wirkungen ausgehen.

Wie kontrastiert gegen dieses Chaos die freundliche Bergwiese! In sanftgeschwungener Linie, oft muldenartig vertieft, liegt sie ruhig in dem dunklen, schroffen Tannenrahmen: ein reizender Teppich, gegen welchen keine Wiese der Ebene kommt. Kamille, Orchis, gelb und roter Klee, Ampfer, Vogelwicken, zahllose würzige Kräuter drängen sich aus dem saftigen Grase. Hier schwirrt der Bergfink um tauige Kelche, bunte Schmetterlinge schweben darüber hin, aber jetzt in der Dämmerung kommt das Reh zur Weide. Denn immer tiefer dunkelt es zwischen

den hohen Stämmen, und langsam zieht das Gebirge in den Abend hinein. Schon ruft auch die Baumeule über uns, in den Gründen beginnt's zu murmeln, am Wege die alten Fichten ächzen, alles reckt und streckt sich phantastisch-formlos, so daß man eilender das Licht eines Gipfels sucht.

Dort glühet die Sonne aus. Wie aus Grals heiliger Schale ergießt sich segnend der purpurne Strom. In das niederbrennende Rot auf den Höhen schlagen die Glocken der Thäler, und nun verhallen auch sie wie ein stammelnd Gebet; aber durch die Bäume wandelt mit schwarzen Augen die Nacht.

Masius I, 177—188.

## Der Laubwald.

Hier lebt des Lebens welche Fülle!
Ein stummes Rätsel, das sich nie verraten;
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Thaten.
Die Wurzel holt aus selbstgegrabnen Schachten
Das Maß des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern. — Lenau.

Wie der Nadelwald die Gipfel der Gebirge sucht, so tritt der Laubwald gern auf Hügel und Ebenen herab. Jeder stimmt zu der Eigentümlichkeit seines Standortes: der düster-unbewegte Baumwuchs dort ist nicht charakteristischer als der luftig-heitere hier. Näher gerückt an die Grenze der menschlichen Wohnstätten, grüßt der Laubwald im Spiel seiner schwankenden, tauigen Wipfel wie mit heimischerem Laut, und indem er mit der Mannigfaltigkeit seines Grüns das Land überkleidet und die Linie des Gesichtskreises wechselnd bricht, verleiht er der Niederung den ausdrucksvollsten landschaftlichen Schmuck. In welche Fernen er sich auch verliere, fesselt er immer den Blick und lockt den sehnenden Sinn als ein klingender, singender Garten der Wunder.

Wirklich hat die Pflanzenwelt in ihm die ganze Fülle ihrer Kräfte und Reize offenbart und ein Bild entfaltet, das je nach Milde oder Strenge des Himmels, nach Form und Fruchtbarkeit des Bodens, nach Alter und Zusammensetzung der Vegetation sich auf das überraschendste verwandelt. Wie schön, wenn im Frühling der Hauch wärmender Lüfte die starren Bäume rührt und sie nun den Schnee von der Schulter werfen wie ein drückendes Gewand und wieder frei hinaufstreben in den jugendlichen Äther! Um die Birke zieht das schüchterne Laub wie ein sonnig-grüner Nebel, die Buche wölbt die Kuppel, und auch um die schwarzen Zacken der Eichen schimmern golden Tausende von Knospen. Alles treibt und ringt hinauf, hinaus ans Licht. Dann wieder im Herbst. Welche unendliche Ruhe liegt da über den Wipfeln! Wie neigt sich alles zur Rüste! Zwar steht an geschützten Stellen wohl noch ein einzelner Baum im Grün aber drinnen die hohen Laubgänge leuchten rot und gelb, als blicke farbendämmernd das Licht durch bunte Kirchenscheiben; jedes Blatt glüht aus wie eine Flamme — dann fällt es — das Licht verlöscht. Und selbst der winterliche Wald übt noch seine Zauber. Oder wen hätte es nicht ahnend ergriffen, wenn er in die verödeten beeisten Hallen hinaustrat und überall das stumme, bleiche Glänzen lag? Man glaubt in einem Mausoleum zu wandeln — da faßt ein Windstoß alle die glitzernden Säulen und Säulchen, daß sie durcheinander klingen und klirren; ein blitzendes Splittern geht die Wände hinab, bis wieder alles die alte Ruhe deckt.

So bietet der Laubwald immer neue und immer poetische Scenen. Aber er ist nicht allein ein Schmuck, sondern auch ein Erhalter und Nährer der Erde. Für die Schönheit desselben mag es sogar dem Wilden nicht an Empfindung fehlen; die große kosmische Bedeutung des Waldes aber lernten erst die späten Zeiten einer alles brandschatzenden Kultur würdigen. Erschreckt haben sie erkannt, daß die Vernichtung der Laubwälder

gleichsam den Boden unter ihren Füßen aushöhle, und daß ihre Arbeit, wie sie einst mit dem Chaos begann, fortschreitend mit dem Chaos enden müsse. Denn mit den zahllosen Fächern seiner immer bewegten Zweige und Blätter erregt der Wald, einem Wehre vergleichbar, den Luftstrom zu unaufhörlichen Kreisungen; Gase steigen in ihm auf und ab; was dem Menschen- und Tierleben Verderben bringen müßte, atmet er begierig ein und haucht es wieder aus als Luft des Lebens; Wolken und Nebel, Regen und Tau, Ströme und Quellen gebiert er in seinem Schoße, und die länderdurchschweifenden Winde sättigt er mit nährenden Elementen. Wie in den Alpen der „Bannwald" den Sturz der Lawine hemmt, so wehrt er am Meeresufer dem Zuge des Dünensandes, und während er um die Saat des Nordländers einen wärmenden Mantel hüllt, deckt er sie im Süden vor dem Strahle der sengenden Sonne. Wo die Laubwälder vertilgt sind, da nehmen die Winde jene Eigenschaften an, welche ihnen Hippokrates beilegt: sie streichen trocken über die Flächen, Vampyren gleich das Mark der Erde saugend, und statt, wie die Orphiker von ihnen sangen, Träger des Lebens zu sein, zeugen sie Siechtum und Tod. Man erinnere sich der Campagna, deren blühende Gefilde seit Jahrhunderten in eine fieberbrütende Öde verwandelt worden. Oder man durchwandere die Westküste des baltischen Meeres und sehe, wie die Düne leisen, aber sicheren Schrittes ins Land schleicht und über ehedem fruchtbare Striche das zehrende Nessushemd wirft. Meilenweit führen die Winde den losgewühlten Staub, bis dichte Vegetation einen Damm entgegensetzt. Aber auch diese vermag, ihrer alten Vormauern beraubt, auf die Dauer nicht mehr zu widerstehen. Bald versinkt das Unterholz in der Überwehung, selbst die ältesten Bäume erliegen. Denn in alle Fugen und Poren, in die verborgensten Adern des Stammes und Geästes drängt sich die erstickende, versteinernde Saat, und die Menge der gebrochenen oder mastgleich emporstehenden Säulen mehrt sich von Jahr zu Jahr,

und immer tiefer hinein verfolgt man die Siegeszeichen der Verheerung. Und mit dem Absterben des Pflanzenlebens verschwand auch das Menschenleben von diesen Strecken. Viele Dörfer, in denen sonst Fischer und Hirten sich nährten, sind vom Sande begraben.

Doch ist Deutschland wenigstens nicht waldarm zu nennen; der Süden ist sogar reich daran. Im Norden unseres Vaterlandes aber zeigt die Tiefebene noch manches frische, selbst großartige Waldbild, und über die Berge Thüringens und des Harzes spannt sich noch wie vor Uralters der rauschende Bogen. Man wird eben nicht fragen dürfen, wo die schönere Waldlandschaft sei. Denn der Wald entwickelt hier andere Eigentümlichkeiten als dort, und wenn es gilt, ein allgemeines Charakterbild zu entwerfen, wird es erlaubt sein, den Blick wechselnd auf beide, auf Höhe und Niederung zu lenken.

Was den Laubwald, zumal in der Ebene, sogleich vom Nadelwalde unterscheidet, ist das vor ihm her und in ihn hineinziehende Unterholz. Das Tannicht springt plötzlich und mauerartig hervor, aber den Laubwald melden lange zuvor die Gruppen der Sträucher und Büsche an. Schwarz- und Weißdorn zeigen den Weg, Brombeer kreuzt umher, die Hasel mit schlanken Schossen, sprödzackiger Wachholder, Buschweide, Faulbaum und Pfaffenhut mischen sich ein, und unter ihrem Gezweige blüht Ehrenpreis und Gundelrebe, summen Bienen und Hummeln. Es ist ein krauses, fröhliches Gewirr von Dorn und Blüten, Stumpf und Loden. In den Senkungen wächst hohes Riedgras, und wo ein Wässerchen sich verhält, steht Schilf und Iris. Der feuchtschwarze Boden verrät alte Fruchtbarkeit. Bei jedem Fußtritt schwankt er elastisch, aber bald führt ein fester Damm waldeinwärts.

Birken drängen sich anmutig herbei und dunkelblickende Erlen; über sie hinweg schaut die alte Ulme mit wüster Hopfenperrücke auf dem Haupte. Sie nicken und winken weiter, immer

weiter hinein in die Waldburg selber, wo Eiche und Buche sich sammeln. Und schon sind wir mitten in ihren irren Gängen. Atem der Gesundheit strömt aus allen Röhren, der saftige Geruch ringsum verkündet das unerschöpfte Leben der Natur, das stumm die großen Wunder thut. Fremd und bekannt weht's uns an: es ist, als habe ein Meer geheimnisvoller Kräfte sich ergossen, und mit jedem Schritte senkt sich's tiefer, stiller in die Seele. In diesen Frieden scheint der alte Haß nicht dringen zu können, der die lebendigen Geschlechter entzweit; hier umrauscht uns die nahe Gottheit selber, wir sehen, wir hören droben ihren Gang, und ihre Ferse trieft von Segen. So war schon unseren Vorfahren der Wald ein Haus der Götter, und wie der altrömische Philosoph gesteht, daß er nie den Hain betrete, ohne von Schauern des Unendlichen ergriffen zu werden, so sagt ein frommer Christenlehrer der Vorzeit, daß ihm die erhabensten Entzückungen bei stillen Waldgängen überkommen seien, und daß er keine beredteren Lehrmeister gehabt als die Bäume seines Heimatthales. Unsere Dome endlich mit den kühn aufspringenden Pfeilern und den vielgebrochenen Bogen — was sind sie anders als steinerne Wälder, als die Natur in ihrem herrlichsten Schmucke auf das christliche Kreuz gestellt? Und wie in alten Tempelräumen fließt's dämmernd um Wurzel und Wipfel. Allenthalben webt das Grün, das lebendige Grün seine duftigen Schleier, von Licht zu Schatten, von Schatten zu Licht verschwebend, und beschwichtigt und ahnend zugleich sinkt der Blick in seine Tiefe. In der That, wenn in allen den andern Farben der Erde noch immer ein verborgener Hader der Elemente gährt und glüht, so atmet hier Ruhe und Fülle. Dies Grün,

„Der Zeuge des ewigen, schönen Lebens der Welten",

fällt wie linder Tau in Seele und Sinn. Es quillt und schwillt in tausend Blättern und Halmen über uns, unter uns, nah und fern, und mit ihm verschmilzt das himmlische Blau zu einer Herrlichkeit.

Überall ruht heiter-ernstes Schweigen; nur hoch durch die Wölbung klingt rauschend der Zug der wandernden Lüfte. Zwar auch der Tannenwald rauscht. Aber dort ist es immer der eine mächtig-breite, schwermütig-dumpfe Grundton, als rolle fern ein Meer. Hier in den vielverwobenen Hallen und Lauben, wie unendlich wechselt da das luftige Spiel! Man hört das Flattern der Espe und das Geschwirr der Büsche, das Brausen der Eiche und das Rascheln am verdorrten Reis. — Aus Wolkenklüften springt die Windsbraut! Hochherschreitend, wie im Klange der Waffen, kommt sie gezogen und stürzt sich über die Gipfel, die alten Kronen schwanken, die Äste beugen sich knarrend, und alle die hundert und tausend Stimmen münden zusammen in ein wilddröhnendes Titanenlied. Das ist der Schlachtgesang des Waldes. Aber die Wolkenrosse stürmen vorüber. Leiser wehen die Lüfte, sie flüstern, sie säuseln, sie rieseln dir zu — nur in weiter Ferne klingt's verworren nach, und um die Glöckchen der blauen Blume spielt noch ein neckender Hauch.

Wie malerisch windet sich die Linie des Fußsteiges durchs Dickicht, mit jedem Augenblicke neue Thore öffnend und schließend! Die Sträucher bilden dunkle Gänge. Sie fassen dich mit grünen Fingern, hauchen dir entgegen, hauchen dir nach, rühren dir die Schulter, und du blickst nun halb erschreckt, als rufe etwas hinter dir. Da liegt eine bunte Feder. Dort steigt ein Rotschwänzchen vom Neste auf. Hier stehen ein paar Pilze, die sich viel wissen mit ihren spitzen Mützen. Hüte dich! Es ist die Ehrenwache irgend eines Koboldkönigs; sie werden dich weglos immer tiefer ins Zauberverließ locken. Hüte dich! ruft das warnende Vögelchen. Aber du bist gefangen, ehe du's noch weißt. Die Eichen schlagen ihr Sturmdach immer zackiger zusammen, immer grandioser schwingen sich ihre dunklen Leiber hinauf, und wie um alte Turmzinnen schlingt Epheu die Ranken hinan. Die Hagebuche hat längst den schlanken Schwesterbaum verdrängt. Aus dem eisenharten

Stamm quellen seltsame Wulste, die aus dem struppigen Gewirr fratzenhaft hervorgrinsen. Auch der freundliche Teppich verschwindet, nur die Orobranche (Schuppenwurz, Lathraea squamaria) streckt ihren Totenfinger aus dem Moder, und eine Ophrys zeigt ihr Hexengesichtchen. Es wird dumpfstill. Du hältst den Atem an, du lauschest und horchst. Aber du hörst nichts als fern aus den innersten Tiefen den Ruf des Wiedehopfs, über dir das Knarren eines Astes oder den scharfen Schrei eines Raubvogels.

Alles verkündigt, daß wir aus dem heiteren Garten der Feen uns in das düstere Reich gespenstischer Unholde verirrt haben. Die Dämmerung umher ist zur Nacht geworden, der fromme Waldfriede dem Alpdruck der Furcht gewichen. Dort jener schwarze Kolk, blickt er uns nicht an wie ein starres, gebrochenes Auge? Die Nymphäen, die eine breite Straße darüber ziehen, sind es nicht die Fußtapfen finsterer Wassergeister? Die Birken hangen tief und stumm hinein, auch das immer flüsternde Schilf steht unbewegt. Das ganze dämonische Grauen der Wildnis, ihr ewiges Gebären und ihre ewige Vernichtung zeigen sich in allen Abstufungen. Uralte Stämme liegen umher, gebrochen, zerborsten, verwittert, wie Blitz und Sturm sie niederwarfen; andere stehen rindenlos, oft bis aufs Mark verfault, empor oder hangen mit losgerissener Wurzel zwischen Leben und Tod. Oft auch brach ein Baum mitten in der Fülle der Kraft, und stürzend schlug er ganze Reihen zu Boden. Aber die Verwesung selber zeugt immer neues Werden. Auf der Leiche des Gefallenen drängt sich schon wieder ein anderes Geschlecht gigantisch empor, und wo nicht Bäume den Grund bedecken, da starrt in undurchdringlicher Dichte wüstes Gestrüpp und wucherndes Buschwerk. Betäubender Qualm lagert am Boden; bricht ein spärlicher Sonnenstrahl herab, so steigt er dunstend auf und vermehrt nur noch das Schrecken des Chaos. Hier ist nirgends ein Pfad — selbst der Holzfäller wagt diese

Stätte nicht zu betreten, denn allenthalben schleichen trügerische Wasser, die sich unter einem Filze gährender Moose verbergen oder zu grundlosen Sümpfen zusammenrinnen. In ihnen brütet ekelhaftes Gewürm; aber zur Nachtzeit steigen Irrlichter auf und schweifen mit blauen Flammen ums modernde Geweih des Elens, und über die Wipfel heult der Uhu.

Das ist der Wald der Ebene, ein Stück deutschen Urwaldes. Schon muß man weite Striche durchwandern, um zu solchen Schauplätzen einer wildwuchernden Natur zu gelangen. Denn die Kultur schwingt immer schonungsloser ihre Waffe, reißt immer neue Trümmer nieder, und will man am kleinen Beispiel die Größe ihrer Opfer ermessen, so möge man sich etwa nur einmal daran erinnern, daß der Bau eines einzigen mäßig großen Kriegsschiffes über zweitausend völlig ausgewachsene Bäume, d. h. also den Ertrag von vierzehn Acker Waldland hinwegrafft.

Ehedem war das anders. Cäsar und Tacitus sprechen von Wäldern, die ganz Deutschland überdeckten, und Plinius findet kaum Worte für die Großartigkeit der herzynischen Urforsten. Dort standen Eichen, Mitgeborene der Erdfeste selber, die unsterblich den Druck der Jahrhunderte zu überragen schienen. Unabsehbar drängten sich die Stämme, und ihre Wurzeln ineinanderklammernd, hoben die gewaltigen Ringer sich selber empor, so daß die Erde borstend aufsprang und sich Thore wölbten, die weit genug waren, um ganze Reitergeschwader hindurch zu lassen. Und mit gleicher Bewunderung schildert zwei Jahrhunderte später der Dichter Claudian die Schauer jener Waldwüsten und die Riesengestalten der Eichen, an denen die römische Axt den Kampf begann. Wer wollte diesem Kampf sein Recht absprechen? Wer wollte die Zeiten zurückwünschen, in welchen die Saat des deutschen Ackers fast regelmäßig dem Froste erlag und der Rhein, den noch kein Rebenufer schmückte, Monate hindurch vom Eise starrte? Und nicht dem Pfluge bloß und dem Lichte der Sonne

— jene eisernen Legionen haben auch dem anderen Lichte Bahn geschaffen, in dessen Glanze das alte Heidentum erblich. Gewiß, wir danken dieser Kultur nicht weniger als alles. Aber es giebt auch einen Vandalismus der Kultur, eine Barbarei der Civilisation, und diese ist es, die wir verklagen.

Aber wir wenden uns gern ab von solchen Erinnerungen. Denn noch winkt auf Hügeln und Höhen mancher stattliche Wald. Wie schön baut da das grüne Lustzelt sich auf! Wie schwillt und sinkt es im Fluß der Linien und Farben! Frei wiegt sich der Blick auf den bekränzten Firsten oder verliert sich in dämmernden Buchten.

Ein Erlenpfad zieht gemach hinein; muntere Stimmen grüßen heraus: Grasmücke und Meise in den Büschen, im Wipfel Pirol und Häher, Finkenschlag und Drosselpfiff, und weit herüber ruft Kuckuck, der alte Waldprophet — Kuckuck! Wie schallt, wie hallt das in die Runde! Dazu blühen die Blumen so sorglos bunt; selber die Schnecke kriecht ohne Dach durch Gras und Moos. Draußen brennt die Sonne, aber laß sie brennen! Hier wandelt sich's wie in kühlen Grotten. Jeder Baum ist ein Brunnen, dem aus jedem Blatt die süße Labe quillt, und wenn dir's nun frisch um Brust und Schläfe weht und dein Auge auf all' dem tausendfältigen Leben haftet, das er mit seinen Armen deckt, so mag der milde Schattenspender auch dir wohl wie einer jener Patriarchenkönige erscheinen, die ihre Völker segnend und schützend um sich sammelten. Wer hätte das je im Nadelwalde empfunden? Dort drücken die schroffen Wände schwül zusammen, selbst ihr Harzduft erinnert immer an Feuer, und mit den düstern, schweigenden Bäumen schweigt auch der Mensch. Aber hier, wo alles blüht und klingt und duftet, öffnet die volle Lust des Lebens wie von selber Herz und Mund und weckt das Echo mit Gesang.

Bemoostes Geröll wechselt mit samtnem Rasen. Der Weg klettert auf und ab durch dunkle Nischen, an sonnigen Plätzen

vorbei. Manche zierliche Eidechse schlüpft darüber hin und auch wohl einmal ein Haselmäuschen, das erschreckt zwischen Wurzeln verschwindet. Rechts und links aber durch Stamm und Zweig thut unergründliches Grün sich auf. Da stehen, wie zum Reigen verschlungen, die Eichen, die trotzigen Waldhünen, die Birke wiegt ihr jungfräuliches Haupt im Licht, Ahorn und Buche spreiten die Fächer, und Geisblatt rankt duftend hinauf. Siehst du hoch oben im Wipfel das Eichhorn? Dort lauscht's mit klugen Augen. Und nun ein Sprung — ein Pfeifen — weg ist's — nur die Blätter rauschen, nur die Zweige schwanken noch nach. Seitwärts in den Gründen glitzern und sprudeln die Wasser in hundert Rinnen munter hinunter. Herden läuten fernheran. Immer dichter, immer reizender verwirrt sich's umher. Durch's grüne Gezitter zucken silberne Lichter: alles schillert und atmet und wallt, und doch wieder ruht alles wie verzaubert. Auch die Libelle steht bewegungslos über Farnkrautschirmen, und der Weih dort oben im Blau scheint mitten im Fluge eingeschlafen.

Du streckst dich ins Moos, in die einsame Stille. Es ist so süß, ganz aufzugehn ins große Schweigen der Natur. Die Blicke sinken träumend hinab in die grünen Tiefen von Kuppe zu Kuppe und ahnen draußen das freie fernliegende Gelände, und nun wieder steigen sie die schlanken Säulen hinauf von Zweig zu Zweig durchs Geschling der Wipfel bis hoch ins leuchtende Blau, und weiße Wolken ziehen darüber hin wie Traumbilder des Himmels, und du ziehst mit ihnen sehnend und selig durch die ewigen Räume. Aber während dein Auge schlummerberauscht sich schließt, geht dir ein neues Fühlen auf. In dem Sprossen und Drängen umher meinst du die Pulse der Erde näher und lauter klopfen zu hören und möchtest lauschend hinabneigen zu den Lebensherden der Tiefe. Jeder Baum wird dir zur Welt.

Wie aus Quadern mauert sich der Stamm empor, faßt mit unzerreißbaren Ankern die Erde, aber mit der Krone rührt

er strebend den Äther und läßt die Wimpel spielen. Und sprengt nun der Riesenleib den ehernen Zwang — wie treiben und wirken die verborgenen Kräfte! Da schwillt der Zellen labyrinthischer Bau —, Simse schwingen sich aus, und Treppen, Kammern und Schreine sind aufgethan, und wie goldene Schlangen winden sich Adern und Ströme. Unsichtbare Hände keltern geschäftig in krystallenen Schalen der Elemente Mark und Saft und tragen die Lebensspende auf und ab zu tausend Röhren. Hier sprudelt es wie ein Springbrunnen, dort sickert ein blitzender Tropfen, ein stilles Quellchen herab. Doch oben in den Giebeln hauchen die Erd- und Luftgeister ihren Odem ins zarteste Geäder. Da weben sie aus Himmelstau und Blumenduft den grünen Kranz. Zahllos sprießt Blatt um Blatt, und die Winde kommen, und die Sonnenstrahlen kosen um das liebliche Kind, und die Vögel singen ihm, und die Wolken tränken es; aber es vergeht, verweht nach kurzer Sommerlust, und nun schwebt es

„als freundlich bleiche,
Schimmerreiche
Leiche,
Unter des Windes Klagen
Vom Herbst zu Grabe getragen.“

Rückert.

Das sind Waldträume. Wem hätte sie nicht schon der Mittag im Schatten der Buche erzählt? Und wen hätte nicht in solchen Stimmungen immer wieder mit aller Kraft das ewige Gleichnis der Natur ergriffen, das die Sagen und die Dichter deuten?

„Gleich wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.“

Homer.

Aber die volle mystische Glorie des Waldes sieht doch erst die Mitternacht. Wenn da der Mond sein Geisterlicht herabgießt

und die Zweige von den Berührungen des Himmels flimmern und beben, dann wehen Ahnungen einer längst versunkenen Welt. Der Berg liegt wie ein schlafender Riese, und die Bäume stehen schwarz und groß. Nur zuweilen rauscht's in den Wipfeln auf, seltsam feierlich wie Runensprüche. Ein Tauschen und Neigen geht von Baum zu Baum, und die alten Helden greifen träumend nach dem Schwerte, und ihre Nebelmäntel wehen. Durchs Dickicht schallt dumpf der Trott des fliehenden Rudels und das Rufen der Hinde: denn auch die Tierwelt faßt es mit dunkler Gewalt und treibt sie irrend um. Dann sinkt alles wieder still zusammen, und die hohen Kronen ragen ruhig hinauf.

Aber lausche genauer! spähe schärfer! wie dennoch alles summt und atmet, spinnt und webt! Gleich elektrischen Flämmchen knistern die Blätter; in der gespaltenen Rinde der Bäume, in der aufgelockerten Erde wühlt und gräbt verborgenes Leben; ein Igel raschelt den Abhang hinab; ein Vogel flattert auf; tausend geheime ungehörte Stimmen schlagen ans Ohr auftauchend und verschwindend, jetzt plötzlich nah, und dann weit, weit hinaus verloren. Unbestimmt-bestimmt rinnt alles zusammen in ein melodisches, schimmerndes Getön. Du weißt nicht, ist es das Licht, ist es der Bach, der so wunderbar rieselt, oder singt droben auf ihrem Kahne die Nacht, die einsame Himmelsseglerin, sich selber in Schlummer. Auf feuchtem Steine sitzt der Nix und strählt den greisen Bart, im Grase glimmen grüne Funken — das Elfchen rüstet sich zum Tanz und huscht vorüber,

„Vorüber jagt auf Flammenhufen
Erlkönig sein goldmähnig Roß,
Die Geige tönt, die Cymbeln rufen,
Er reitet auf sein Geisterschloß.“

Lingg.

Masius I, 189—200.

## Die Linde. Tilia.

### Die Blutlinde zu Frauenstein.

Unfern des bekannten Weinortes Schierstein in nächster Nähe des Groroder Hofes, etwa ein und eine halbe Stunde von Wiesbaden entfernt, liegt das bescheidene Dörfchen Frauenstein, bekannt durch seine treffliche Kirschenzucht und einen kräftigen Rheinwein, der an den Berglehnen der nach dem Rheine zu geöffneten Schlucht am Ausgange des Ortes gedeiht. Das Interessanteste aber, was dieser Ort bietet, ist die volle siebenundzwanzig Fuß im Umfang messende „tausendjährige Linde“ vor der Kirche, ein Riesenstamm mit mächtiger Krone, den vier Männer kaum umspannen können und dessen Äste anscheinend selbst wieder Stämme bilden. Die fünf Äste ruhen auf einem kräftigen Gerüst, den Stamm selbst umgiebt eine niedrige Mauer. Simrock scherzt über den Riesenbaum: „Man kann die Äste mit Brettern belegen und so über ihnen ein ganz ebenes Stockwerk gewinnen, wodurch sich die Ratsversammlung der Frauensteiner von selbst in ein Ober- und Unterhaus abteilen würde.“

Die Sage verlegt die Pflanzung der Linde in die Zeit der Kreuzzüge, und ein poetischer Kranz windet sich um diesen altehrwürdigen Baum, welcher vielfach als die „Blutlinde zu Frauenstein“ bezeichnet wird.

Woher dieser Name? Häufig werden die Sagen ja erst nachträglich erfunden oder bilden sich doch aus den Erzählungen des Volkes nach und nach heraus. Die „Blutlinde zu Frauenstein“ wird indessen von namhaften Schriftstellern so häufig erwähnt, daß wir vielleicht auch hier eine Erinnerung an Gesetze oder Schutzvorrichtungen gegen Beschädigungen vor uns haben, gesetzliche Vorschriften, welche altehrwürdige Bäume durch Gemeindebeschluß als unantastbar erklären. Der Volksaber-

glaube stand mit der Strafe für Überschreitung derartiger Gesetze in engster Verbindung. Unsichtbare Mächte drohten dem Verbrecher, der sich beifallen ließ, alte als geheiligt geltende Bäume anzutasten. Der Glaube an blutende Bäume war zudem im Mittelalter durchaus nicht selten. (Was Schiller im Tell über die schweizerischen Bannwälder sagt, s. u. Wald!)

Jedenfalls hat sich die heilige Scheu, welche entweder durch die erwähnten gesetzlichen Vorschriften, oder auch durch das imponierende Äußere des lange schon mächtigen Baumes erregt war, denselben in seiner stattlichen Pracht erhalten. Erzählt doch auch die Sage, daß die heilige Eiche zu Romova blutete, als die Ordensritter sie fällten, und kennt doch auch die Schweiz und der hohe Norden gar mancherlei Erzählungen von „blutenden Bäumen."

Die Sage aber von der Linde zu Frauenstein giebt der um die Hebung der rheinischen Mineralquellen sehr verdiente Engländer Major Sir Francis Head in seinen Bubles from the brunnens of Nassau schon vor etwa fünfzig Jahren ungefähr in folgender Weise wieder:

Vor langen Jahren kam ein junger Mann in ritterlicher Tracht in das enge Thal. Der hatte ein Weiblein bei sich, schön und zart, aber wie's schien, von dem langen Wege übermüdet. Bleich waren ihre Wangen, und ihr Haupt hing auf des Führers Schulter, seitwärts die schönen gelben Locken. Scheu blickte der Geleiter um sich; er schien jeden Menschen zu fürchten. Doch jammerte ihn des Mägdleins, und er wollte sie zu einer sicheren Hütte führen, wo die zarten Füße ausruhen könnten. Dort unter der epheubewachsenen Burg von Frauenstein steht ein einsames Haus, dem alten Burgherrn gehörig. Dahin wankte der Arme mit seiner teueren Last. Der Mann des Hauses nahm ihn freundlich auf. In der Stube drinnen aber saß der Burgherr. Mit scharfem Blick faßt der Finstere den Eintretenden ins Auge, schleunig stand er dann

auf und winkte seinen Dienstmann hinaus. Der Fremde, nichts Gutes ahnend, wollte weiter, aber die halb ohnmächtige Geliebte bat ihn, daß er bleibe. Da trat der Wirt mit freundlichem Gesichte wieder herein, bot den Labetrunk und erquickte das Herz der beiden Ermatteten. Mit einem „Vergelt dir's Gott“ wollten sie am Abend weiter, aber draußen vor der Thür standen des Burgherrn Geharnischte, die beide ergriffen und auf die Feste führten. „Willkommen,“ schrie dem Gefesselten der tückische Burgherr entgegen, „willkommen du Räuber! Dein Brautbett ist fertig. Führt ihn hinab und richtet ihn. Meines Bruders Tochter ist es, die du raubtest, und die Kunde hatte ich, ehe du kamst, von deiner Gestalt und deinem Ansehen!“ Da ward der edle Jüngling gebunden, fortgeführt und da, wo jetzt die Linde wurzelt, floß sein Blut. Das Fräulein ging ins Kloster, ließ aber auf das Blut ihres Geliebten, ehe sie schied, die Linde pflanzen. Seitdem ist es, als ob ein Leben in dem Baume wäre, das nicht ersterben kann, und niemand wagt es, ein Ästlein abzuschneiden oder eine Blüte zu brechen, weil er fürchtet, es würde Blut herausfließen.

Diese Sage hat wenigstens das eine für sich, daß sie kein neuerfundenes Märchen der Jetztzeit ist, ihre Überlieferung ist schon ebenso alt als eine andere Tradition, wonach der verstoßene Sohn des ehemals ritterbürtigen Besitzers des nahebeiliegenden Groroder Hofes hier an dem in Blut gepflanzten Baum den Vater und dessen Verzeihung wiederfand.

Thatsache ist es, daß die kleine Gemeinde Frauenstein hier unter der Linde zu „dingen“ pflegte und daß sie sich hier noch allsonntäglich nach dem Gottesdienst zu versammeln liebt, um ihre gemeinlichen Angelegenheiten zu besprechen.

Den Bäumen eines schweizerischen Bannwaldes gleich aber steht die alte Linde, und keine Hand wagt es, sich frevelnd an ihrem Geäste oder Blätterschmuck zu vergreifen.

Daß die Dichter des Rheinlandes sich den poetischen Stoff

nicht entgehen ließen, ist nicht mehr als natürlich, und so finden wir in den nassauischen und rheinischen Sagen von Alois Henninger und anderen (Siehe Roth, Nassaus Kunden u. Sagen II., 27!) manche poetische Gabe, welche die Blutlinde zu Frauenstein feiert.

„Stolz reckt dort in der Lüfte Reich mit dichtem Laubgewinde
Fünf Arme, selber Stämmen gleich, des Dorfes alte Linde.
Die Sage hält in ihrer Hut den Baum schon graue Zeiten;
Denn ob der Furcht, es möchte Blut aus seinen Zweigen gleiten,
Wird, seit der Frühling ihn belaubt, kein Ästchen ihm, kein Blatt geraubt.
Und seit sie grünt auf diesem Raum, scheint ein geheimes Leben,
Das nicht ersterben kann, im Baum zu walten und zu weben:
Und noch steht in der Sage Hut, er als entsproßt unschuld'gem Blut!"

Ferdinand Hey'l im Daheim 1883.

## Der Gefangene.

Liegt ein Schloß im grünen Thal,
Golden malt der Sonne Strahl
Mauer, Turm und Zinnen.
Klingend durch die Seele zieht
Mir ein halbvergeß'nes Lied
Von getreuer Minne.

Schritt ein Hauf' zum Zwingerthor,
Hellebarde und Feuerrohr
Klirrten durch die Gassen,
Dumpfen Schall die Trommel gab.
Armer, gefangener Reiterknab'
Muß sein Leben lassen.

Mägdlein an dem Fenster stund,
Weinte sich die Äuglein wund
Hinter den Blumenscherben.
„Ist Dein Haar so blond und lang
Und so adelig Dein Gang,
Knabe, Du sollst nicht sterben."

An die Rotte unverzagt
Trat heran die schöne Magd,
Still die Knechte standen.
„Gebt mir den Gefangnen frei,
Daß er mir zu eigen sei.
Löst ihm Strick' und Banden!"

Neigte sich der Weibel tief,
Und der Landsknechthaufe rief:
„Laßt ihn los und ledig!
Was sie fordert, ist ihr Recht,
Freu' Dich, junger Reiterknecht,
Preise den Himmel gnädig!"

Ward der Reiter frei zur Stund'?
Nein. Er sprach mit rotem Mund:
„Jungfrau, laß Dein Werben.
Bräch' die Treu' ich meinem Lieb,
Ehrlos wär' ich wie ein Dieb,
Lieber will ich sterben."

Stumm die Magd die Hände rang.
In den Tod mit festem Gang
Thät der andre gehen.
Dumpfen Schall die Trommel gab;
Bald, du armer Reiterknab',
War's um dich geschehen.

Aus des Knaben Grab hervor
Stieg ein Lindenbaum empor
In des Himmels Bläue.
Im Gezweige nimmermüd
Singt ein Vögelein das Lied
Von des Knaben Treue.

Rudolf Baumbach.

Die Sagen von den beiden vorstehend erwähnten Linden, von denen die eine auf dem Grabe des Geliebten gepflanzt, dessen Blut in sich aufgenommen hat und nun ewig weiter grünt, die andere aber ohne menschliches Zuthun als Wahrzeichen treuer Liebe daraus hervorsprießt, konnten nur dadurch entstehen, daß die Linde der Lieblingsbaum unserer Vorfahren war. Verwandt mit ihnen in ihrem ganzen Wesen — dem Weichen, Elegischen, Zierlichen und Anmutigen, dem jedoch Kraft und Stärke nicht fehlen — war sie mit ihnen verbunden und verwachsen in Freud' und Leid, in Jubel und Trauer, in Not und Tod. Inmitten der Dörfer und Flecken, vor den Kirchen und Mauern der Stadt, in Gehöften und auf Hügeln fand man sie als alten Ding- und Rechtsbaum. Unter ihr versammelten sich die Ältesten und Väter der Gemeinde, um das Wohl und Wehe derselben zu beraten; unter ihr versammelten sich die Richter des Kaisers und jenes mächtigen Gerichtes, das in der Zeit des Faust- und Fehderechts der Schrecken des wegelagernden Adels war.

Unter der Linde trafen sie sich auch zu heiterer, zwangloser Unterhaltung, zu Ernst und Scherz nach des Tages Mühen und Lasten. Hier tauschten sie ihre Erfahrungen und Anschauungen gegeneinander aus; hier fand der Schwerbedrückte Rat und Trost von treubewährtem Freunde. Hier ergötzten sie sich an den Vergnügungen und Freuden der Jugend, die am Sonntag Nachmittag zu Sang und Klang, zu Tanz und Reigen unter der Linde zusammenkam. Da hörte man's singen und klingen von dem gestrengen Hauptmann, von dem schwarzbraunen

Mädchen, von der untreuen Geliebten, die den Burschen zwingt, hinauszuziehen in das fremde Land, von Scheiden und Meiden, von Wiedersehen und Hoffnung.

Die Linde war aber nicht nur der Rechts- und Freudenbaum des Volkes, sie war auch der Baum der Liebe. Schon bei den alten Germanen war sie Frigga, der Göttin der Liebe, geweiht. Unter ihr trafen sich die Liebenden zu trautem und ernstem Gespräch, und gerade deshalb ist sie mehr als irgend ein anderer Baum in dem deutschen Volksliede erwähnt.

„Unter den Linden auf der Heide,
Wo ich mit meiner Trauten saß,

singt Walther von der Vogelweide, und seitdem singt das Volkslied in tausend Weisen von der Linde und der Liebe, von der Nachtigall, dem Vogel der Minne Lust und Leid.

„Und da sah ich mein Lieb unterm Lindenbaum stehn,
War so klar wie der Himmel, wie die Erde so schön,"

jauchzt der lebensfrohe Bursche.

Am Brunnen vor dem Thore,
Da steht ein Lindenbaum;
Ich träumt in seinem Schatten
So manchen süßen Traum;
Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich mußt auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht;
Da hab' ich noch im Dunkeln
Die Augen zugemacht,
Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
„Komm' her zu mir, Geselle,
Hier find'st Du Deine Ruh'!"

Die kalten Winde bliesen
Mir grad in's Angesicht;
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich rüttelte mich nicht.
Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
„Du fändest Ruhe dort!"

So klagt der müde Wanderer, dessen Lieb gestorben oder verdorben, und der nun ruhelos die Welt durchirrt.

In seinem Urteil über „des Knaben Wunderhorn" sagt Heinrich Heine: „Dies Buch enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblicke liegt das Buch vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linde. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern; in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens hat."

Die beiden oben angeführten Sagen hängen aber auch auf's innigste mit der Vorstellung zusammen, daß die Bäume nicht unbeseelt seien und auch der Aufenthaltsort einer Menschenseele werden könnten.

Nach dem Glauben der Griechen lebte in jedem Baume eine Dryade, die mit ihm geboren wurde und auch mit ihm starb.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Schiller.

Auch die alten Deutschen glaubten, daß elbische Wesen, Moosweibchen, Moosfräulein, Holzweibchen, den Baum bewohnten und mit ihm sterben müßten. Daher wird auch in vielen Sagen berichtet, daß diese Wesen dem Holzhacker erschienen und ihn anflehten, den Baum doch zu verschonen, weil auch sie sonst ihr Leben verlieren müßten.

In einigen Teilen Deutschlands herrschte früher die schöne Sitte, bei der Geburt eines Kindes einen Baum zu pflanzen. Meistenteils waren dies Obstbäume, doch wurden auch Linden dazu genommen. Diese Bäume wurden im Aberglauben des Volkes zu Lebensbäumen; die Art ihrer Entwicklung gab diejenige der Menschen an, für die man sie einst pflanzte. Von diesem Brauch erzählt auch das nachstehende schöne Gedicht:

## Nachbar Helm und seine Linde.

Im Häuslein gegenüber da wohnt ein Zimmermann,
Heut vor dem Haus die Linde hub er zu fällen an;
Ich sprach: „Gott grüß' euch, Nachbar! Doch sagt, was ihr beginnt!
Der Baum beschützt das Häuslein vor Wetter doch und Wind."

Da hielt er ein und schaute von seiner Arbeit auf
Und sah mich an und blickte zur Linde hoch hinauf;
Dann legt er beide Hände still auf sein Arbeitszeug,
Lehnt an den Baum und sagte: „Nachbar, ich danke euch!

Die Linde pflanzt' mein Vater, als ich geboren war,
Sie grünt und blüht alljährlich schon über siebzig Jahr;
Mein Weib am Hochzeitstage — sie war ein junges Blut —
Stak mir von diesem Baume ein Zweiglein an den Hut.

Viel Gäste thät ich laden, zu enge ward das Haus,
Hier unter dieser Linde, da hielten wir den Schmaus;
Ein Sohn ward uns geboren, da gab sich's viel zu freu'n,
Und seinen Namen grub ich in diese Linde ein.

Die Linde wuchs und prangte, der Knabe ward ein Mann;
Bei Leipzig in der Ebne stand er im Heeresbann.
Zum Kampfe ziehend, trug er zwei Lindenzweig am Hut;
Bei Leipzig an den Wällen verrann sein junges Blut.

Nun hängt in unsrer Kirche die Tafel an der Wand,
Da steht: „Franz Helm, gestorben für König und Vaterland."
Mein Weib und ich wir weinten viel um den guten Franz,
Wir wanden um die Tafel frisch einen Lindenkranz.

Seht, unsre besten Tage, die waren nun dahin;
Der Franz lag meiner Alten zu sehr in Herz und Sinn;
Sie konnt' sich nicht mehr freuen, ich konnt' es auch nicht mehr,
Gott hat sie heut' erlöset von Jammer und Beschwer.

Seht, Nachbar, nun beginn ich die Linde umzuhau'n;
Ich will für meine Alte draus einen Sarg erbau'n.
Ich hab' den Baum gemessen, wohl hält er Holz zu zwei'n;
Bald zimmer' ich auch den andern, und ihr legt mich hinein."

F. C. Honkamp.

Der Name eines der größten Pflanzenkenner und Pflanzenfreunde aller Zeiten knüpft sich an eine solche Linde. Der berühmte Naturforscher, den ich meine, ist kein Geringerer als Karl Linné, der Mann, welcher die neuere botanische Wissenschaft recht eigentlich ins Leben gerufen hat. Bekanntlich wurde der große Mann in Rashult nahe bei Stenbrohult in Smaland im Jahre 1707 geboren. In Stenbrohult lebte lange zuvor ein Bauer mit Namen Jöns, auf dessen Hof eine große Linde stand, welche der Mann wie alle schwedische Bauern hoch in Ehren hielt. Es war ein alter schöner Brauch, daß diese Nordländer im Frühling, wenn der geliebte Baum zu grünen begann, frische Zweige von der Linde auf die Gräber ihrer Toten pflanzten. Jene Linde des Bauern Jöns sollte aber noch eine historische Bedeutung erlangen, denn drei Familien, die alle von Jöns abstammten und berühmte Männer hervorbrachten, hatten ihre Namen von dem Baume entlehnt; es waren die Familien Tiliander (zu deutsch Lindenmann); Lindelius und Linnaeus (Linné). Als die Familie Lindelius ausstarb, soll — so erzählt das Volk — einer der drei Hauptäste der Linde vertrocknet sein. Nach dem Tode der letzten Tochter Linné's hörte der andere Ast auf zu knospen und zu blühen, und als der letzte Sprößling der Familie Tiliander starb, trieb der Baum gar keine Blätter mehr. War es auch nur die fromme Sage, welche das Absterben der Familienzweige mit dem Absterben der Baumzweige in so nahe Beziehung setzte,

so zeigt sich doch darin der tiefe Eindruck, den die Linde auf das Gemüt des Volkes gemacht hatte. Und Thatsache ist, daß, obwohl das ganze Geschlecht des Bauern Jöns ausgestorben ist, auf dessen Hofe noch immer der Baum mit seinen kahlen Ästen steht, und die gegenwärtigen Besitzer würden es für ein Verbrechen halten, von dem dürren Lindenbaume auch nur ein Zweiglein abzuhauen. Man gedenkt bei seinem Anblick vor allem des berühmten Naturforschers, dem das dankbare Vaterland Bildsäulen errichtet hat. „Der soll hier immer stehen" — so sagen die guten Leute — „so lange unseres großen Karls Name unvergessen ist, werden wir die alte Linde schützen!"

Grube IV, 209—211.

Die Neger von Kordofan erzählen von einem Baume, el Ségerat mohána (Baum der Vollendung), der so viele Blätter hat, als Menschen leben. Auf jedem Blatte steht ein Name, und wird ein Kind geboren, so wächst ein neues. Wird ein Mensch krank, so welkt sein Blatt; soll er sterben, so bricht Asrael, der Todesengel, es ab.

Auch sei hier an Freiligrath's Gedicht erinnert:

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf,
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir seh'n sie auf-, wir seh'n sie niederwehen,
Und jede Blüte ist ein Volk, ein Land.

Masius I, 416.

Die Linde gehört aber auch zu den heiligen Bäumen, denen die Gabe der Weissagung und heilende Kräfte verliehen sind.

Da die Linde in sehr nahe Beziehung zu der Gottheit gebracht wurde, war es natürlich, daß sie in mancher Hinsicht für wunderthätig galt. Man fabelte, sie sei gegen den Blitzstrahl

gefeit und berge der Götter Segen. War nach einem heftigen Gewitter der Regen vom Himmel geflossen, so eilte jung und alt unter ihre Krone und ließ die Tropfen, welche an den Blättlein hängen geblieben waren, auf sich niederrieseln, weil man glaubte, das Wasser schütze gegen allerlei Krankheiten und Unfälle. Ihr Bast diente als Schutzmittel gegen bösen Zauber, gegen den Teufel und alle bösen Geister und wurde daher mit heiliger Scheu betrachtet und aufbewahrt.

Im Gegensatz dazu war in manchen Gegenden der Aberglaube im Schwange, sie verleihe den Zauberern Gewalt, Menschen in Wölfe, Werwölfe genannt, zu verwandeln. Nach einer alten Erzählung kam einst eine böse Hexe auf eine Hochzeit, um aus Rache für eine ihr angethane Beleidigung die Neuvermählten in Werwölfe zu verwandeln. Sie drehte ihren Gürtel zusammen und legte ihn auf die Schwelle des Hochzeitshauses. Alsdann braute sie einen Trank aus Lindenholz und goß ihn den Hochzeitsgästen, denen sie Arges zugedacht hatte, unter die Füße. Als diese über die Schwelle traten, schrumpften sie plötzlich zusammen und wurden Werwölfe, die sich nur durch ihre Größe von den übrigen unterschieden. Voll Wut flohen sie und liefen drei Jahre in Wolfsgestalt mit furchtbarem Geheul um das Haus der Hexe herum. Niemand konnte ihnen helfen. Erst nach vielem Leid schlug für die Unglücklichen die Stunde der Erlösung. Die alte Hexe wurde gezwungen, sie wieder in menschliche Gestalt zu verwandeln.

Warnke, 35. 36. s. auch Wagner I, 6!

Der Samländer bauet zu Pfingsten eine Lindenlaube vor sein Haus, und ist die Zeit des Freudenfestes vorüber, so bricht er sie ab und bauet eine zweite von Weidengezweig. Die Walachen tragen zu Pfingsten ein Stückchen Lindenholz in ihrem Gürtel, um sich gegen die Zaubergöttin Sina zu schützen, die — gleich unserem wilden Jäger — mit ihrem Gefolge in der Luft vorüberjagt; denn die Linde gilt ihnen für einen geheiligten

Baum, der gegen die Dämonen Schutz verleiht. Auch in der christlichen Kirche flechten sich Legenden hold und weihend um Linden. Auf der nach Basel führenden Landstraße liegt eine Wallfahrtskirche „zur Linde", und Dörfer und Wallfahrtsorte haben ihren Namen von der geweiheten Linde erhalten, so der Wallfahrtsort „Heiligenlinde" nahe bei der Stadt Rastenburg mit einem wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau.

Grube IV, 203.

Von der Linde auf dem Stuckenbergsanger am Unterharze erzählt H. Pröhle in seinen „Harzsagen":

Einst standen sich auf dem Stuckenbergsanger zwei Heere im Streite gegenüber; auf beiden Seiten ward tapfer und ausdauernd gekämpft, und lange schwankte die Entscheidung. Es senkte sich der Abend hernieder, und noch immer war die Schlacht unentschieden. Endlich mußte sie der Finsternis wegen unterbrochen werden. Da stieß der Feldherr der westlichen Krieger sein Schwert in den Boden und rief: „Wenn bis morgen früh das Schwert zu einem Baum wird, ist der Sieg unser!" Am Morgen sah man anstatt der Waffe eine Linde, deren Blätter fröhlich im Winde rauschten. Durch ihren Anblick wurden die Krieger so begeistert, daß sie das östliche Heer besiegten und vollständig in die Flucht schlugen.

Die Sagen von Linden, deren Absterben den Untergang einer Stadt oder der ganzen Erde verkünden soll, sind zurückzuführen auf die Weltesche Yggdrasil. So erzählt Grube (IV, 200. 201. ): In Iserlohn leben noch heutzutage ältere Leute des Glaubens, daß, wenn die letzte der sieben Linden dieser Stadt fallen werde, die Pest hereinbrechen und den Ort verwüsten würde. — Einer der ältesten Bäume im Aargau ist die Linde am Bötzberge, die dem Dörfchen Linn den Namen gegeben hat. Unter ihr soll der von Irland gekommene Apostel St. Gallus, als er den Aargau betrat, sein Predigtamt begonnen

haben. Wenn der Schatten dieser Linde bis auf die Habsburg reicht, wird die Welt untergehen.

Es ist ein alter ehrwürdiger Brauch, daß zu Annaberg in Sachsen unter der großen Linde, die auf dem dortigen Friedhofe steht, alljährlich der Geistliche zur Osterzeit von der Auferstehung predigt. Der Chronist Richter berichtet von dieser Linde, sie sei statt mit der Wurzel mit ihren Ästen in die Erde gesetzt worden und habe auch mit letzteren Wurzel gefaßt und ein frisches Wachstum begonnen. Die Veranlassung sei diese gewesen: Der Oberkutscher bei dem Marstall von St. Annaberg habe einen ruchlosen Sohn gehabt, welcher nicht an die Auferstehung habe glauben wollen. Da habe ihn der Geistliche auf den Gottesacker geführt und ihm von den Toten gesprochen, daß diese Saat einst ebenso am jüngsten Tage aufgehen werde, wie der vom Landmann auf das Feld gestreute Same. Der Bursche habe aber dieser Lehre keinen Glauben geschenkt und dem geistlichen Herrn geantwortet, indem er auf eine junge Linde zeigte: So wenig diese Linde, wenn man sie ausreißen und mit ihren Zweigen in die Erde stecken wollte, wachsen würde, so wenig würden auch die, welche einmal tot seien, wieder auferstehen. Alsbald habe der Priester die junge Linde ausgegraben und sie aufs neue, aber die Wurzel nach oben gekehrt, mit den Zweigen in die Erde gepflanzt. Und Gottes Allmacht habe den jungen Baum gedeihen lassen, daß er als ein starker, mächtiger Baum noch heute prange zur Bewunderung der Gläubigen und Ungläubigen.

„Betrachten wir diese Linde aufmerksamer", äußert sich G. Stehle in seinem kurzen Bericht (Cypressen auf die Gräber unserer lieben Toten, nebst einer Tradition über die Linde auf dem Gottesacker zu St. Annaberg. Annaberg, 1867.), „so wird uns kein Zweifel bleiben, daß sie auf oben berichtete Weise gepflanzt wurde. Der Stamm hat einen Umfang von ziemlich 11 Ellen und eine Höhe von nur 3 Ellen; nach dieser Höhe

erstrecken sich die ehemaligen Saugwurzeln als 16 nahe an 12 Ellen lange Äste gleich einem flachen Dache aus, getragen von steinernen und hölzernen Säulen. Diese Stützung der Äste geschah das erste Mal 1693, wurde zum zweitenmal 1718, zum drittenmal wiederholt und vermehrt 1853, und besteht 1867 aus einem Gerüste, getragen von 11 steinernen und 8 hölzernen Säulen. Von der Mitte dieser Baumkrone aus erstreckt sich die sogenannte Pfahlwurzel als Fortsetzung des Stammes in einer Höhe von 50 bis 55 Ellen mit weitverzweigten Ästen."
Grube IV, 201. 202.

Dieselbe Sage findet sich in dem nachstehenden Gedichte:

## Die wunderbare Linde.

Adam Ries, der Rechenmeister,
Lehrt', daß dreimal dreie neun,
Dieses weiß er und beweist er;
Die Unsterblichkeit der Geister
Ging ihm desto schwerer ein.

Ach, und wie so manche Stunde
Er den Kopf sich drum zerbrach!
Wie er in des Friedhofs Runde
Recht in seines Herzens Grunde
Oftmals dacht' darüber nach.

Einst, der Herbst lag schon im [Scheiden,
Ging sein Beichtiger mit ihm;
Über Riesens Seelenleiden
Sprachen hochgelehrt die beiden,
Jener recht voll Ungestüm.

Daß der Geist im Tod nicht schwinde,
Predigt er, des Siegs gewiß;
Doch sein Wort verhallt im Winde,
Bis er eine junge Linde
Aus der feuchten Erde riß.

„Sieh! das Bäumchen will ich stecken
In das Erdreich, doch verkehrt;
Und so wahr es einst sich strecken
Und mit Zweigen wird bedecken,
Hab' ich Wahrheit nur gelehrt."

Ries versetzt: „Das ist die Frage."
Zweifler blieb er wie zuvor;
Doch mit bangem Herzensschlage
Sah er schon am dritten Tage,
Wie die Linde wuchs empor.

Wurzeln schlägt sie mit den Zweigen,
Und die Wurzeln tragen Laub,
Bis sie immer höher steigen,
Um dem Zweifler sich zu zeigen;
Doch der rief: „Ich glaub', ich [glaub'!"

Und er faltet seine Hände,
Betet thränenfeuchten Blicks,
Kauft zur Zierde seiner Wände,
Daß er selig auferstände,
Ein vergoldet Kruzifix. —

Schwanden schon dreihundert Jahre
In der Zeiten dunklen Strom;
Doch der Baum, der wunderbare,
Wuchs als Zeuge für das Wahre
Hoch empor zum Himmelsdom.

Wie auch Sturm und Wetter heulen,
In des Höchsten treuer Hut
Grünt er fort, der, wie auf Säulen,
Auf den vierundzwanzig Keulen
Seiner Wurzel-Äste ruht.

J. Schanz.

## Die drei Linden.

Auf dem Kirchhofe des Hospitals zum heiligen Geiste in Berlin haben vor vielen Jahren, wie das bejahrte Leute noch immer von ihren Eltern gehört haben, drei gewaltig große Linden gestanden, die mit ihren Ästen den ganzen Raum desselben weithin überdeckten. Das Wunderbarste an diesen Bäumen war, daß sie mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ein so herrliches Wachstum erreicht hatten; aber dieses Wunder hatte auch die göttliche Allmacht gewirkt, um einen Unschuldigen vom Tode zu erretten. Vor vielen, vielen Jahren lebten nämlich in Berlin drei Brüder, die mit der herzlichsten Liebe einander zugethan waren und mit Leib und Leben für einander einstanden. So lebten sie glücklich und zufrieden, als dies Glück plötzlich durch einen Vorfall zerstört wurde, den wohl keiner hätte ahnen können. Denn so unbescholtenen Wandels auch alle drei bisher gewesen waren, wurde doch der eine derselben des Meuchelmordes angeklagt und sollte, obgleich er noch kein Geständnis gethan, da alle Umstände die ihm zur Last gelegte That wahrscheinlich machten, den Tod erleiden. Noch saß er im Gefängnisse, als eines Tages seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen und jeder derselben sich des begangenen Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies der zum Tode Verurteilte vernommen, als auch er, indem er erkannte, daß seine Brüder ihn nur retten wollten, der That geständig wurde und so statt eines Thäters drei vor Gericht standen, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, daß er allein jenen Mord begangen.

Da wagte der Richter nicht, den Urteilsspruch an dem ersten zu vollstrecken, sondern legte den Fall zuvor noch einmal dem Kurfürsten vor, welcher verordnete, daß hier ein Gottesurteil entscheiden solle. Er befahl daher, ein jeder der drei Brüder solle eine gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so daß die Wurzeln nach oben stünden; wessen Baum dann vertrocknen würde, den hätte Gott dadurch als den Thäter bezeichnet. Dies Urteil wurde auch sogleich beim Anbruch des Frühlings vollzogen, und siehe da! nur wenige Wochen vergingen, und alle drei Bäume, die man auf dem Kirchhofe des Hospitals zum heiligen Geist gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe und wuchsen bald zu kräftigen Bäumen heran. So war denn die Unschuld der drei Brüder erwiesen, und die Bäume haben noch lange in üppiger Kraft an der alten Stelle gestanden, bis sie endlich verdorrt sind und andern Platz gemacht haben.

A. Kuhn.

In dem alten Schlosse Buchlau ist eine Linde, von der folgendes erzählt wird. Der Besitzer des Schlosses ward einst meuchlings angefallen, und der Knappe war dieser That verdächtig befunden. Der Knappe behauptete aber seine Unschuld und machte den Vorschlag, er wolle eine junge Linde mit der Krone in den Boden pflanzen. Würden nun die Wurzeln Blätter treiben, so sollte dies ein Zeichen seiner Unschuld sein. Und so geschah es; im folgenden Frühjahre wuchs die Linde, und die Wurzeln trieben Blätter. Darauf ward der Knappe freigelassen.

Eine andere Sage erzählt, der Schloßherr habe einen Bauern des Jagdfrevels beschuldigt. Als dieser es leugnete, gab ihm der Graf eine junge Linde mit den Worten: „Setze dieses Bäumchen verkehrt in die Erde und pflege es sorgsam. Wenn nach zwei Jahren die Wurzeln desselben Blätter treiben, so kannst du frei von hier fortziehen; wenn nicht, so bist du dem Tode verfallen.“ Der Gefangene that, wie ihm geheißen, und als

der zweite Frühling angebrochen war, hatten die Zweige Wurzeln gefaßt und die Wurzeln Blätter getrieben.

Nach einer andern Sage (aus Wischau) war ein Mönch zum Tode verurteilt von zwölf andern Mönchen. Er sollte lebendig begraben werden, und als er in sein Grab steigen sollte, bat er um die Erlaubnis, einen Lindenbaum pflanzen zu dürfen, und diese Bitte ward ihm auch gewährt. Als er den Baum in in die Erde gepflanzt hatte, sagte er: „So gewiß die Wurzeln dieses Baumes aufwärts, die Krone aber abwärts wachsen wird, so gewiß bin ich unschuldig.“ Es half nichts, sie warfen ihn in das Grab, mauerten es zu, und er mußte eines jämmerlichen Todes sterben. Als der Baum größer wurde, sah man ihn nach der Vorhersagung des Mönches wachsen. Die Richter sahen jetzt ein, daß er schuldlos gestorben war. Die Strafe blieb nicht aus; es kamen Feinde, welche das Land plünderten und das Kloster zerstörten. Nur diese uralte Linde bezeichnet den Ort, wo die Mönche hausten. (Vernaleken, 117. 118.)

Die oben angeführten Sagen sind im Mittelalter, der Zeit der Gottesurteile oder Ordale entstanden. „Mit dem erwachten Volksbewußtsein hat sich unzweifelhaft bereits in frühester Zeit die Ansicht herausgebildet, daß der Gerechtigkeitssinn des höchsten Wesens die Unschuld schützen und der Wahrheit selbst durch Wunder zum Siege verhelfen werde. Hierauf gestützt, glaubte man in Fällen, wo eine That dunkel oder ein Recht zweifelhaft war, die untrügliche Entscheidung Gottes anrufen zu dürfen. In Zeiten, wo die Gesetzgebung unzureichend war und es weder eine genügende Beweisführung, noch höhere Stufen des Rechtsweges gab, bildete daher jenes vermeintliche göttliche Zeugnis für die Wahrheit die einzige höhere Instanz, die alles entschied. Dasselbe bot scheinbar einen natürlichen Ausweg, und so erklärt es sich leicht, daß die Anwendung derartiger sogenannter Gottesurteile bei fast allen namhaften Völkern der Erde bis zu der Zeit einer höheren Entwicklung, wo die Verwegenheit und Un-

zulänglichkeit derselben erkannt wurde, gebräuchlich war." (Werner Hesse). Eine Art dieser Ordalien, der Zweikampf, besteht in unserem Duell noch heute fort.

Es sei jedoch hier noch erwähnt, daß das Wachsen der Linden in den angeführten Sagen nicht als Wunder bezeichnet werden kann, da es in der Natur des Lindenbaumes liegt, auch mit den Zweigen zu wurzeln und die Wurzeln in Zweige zu verwandeln. (Siehe Grube IV., 203!)

Ereignisse von großer Tragweite, die sich unter Linden zutrugen, bewirken nach dem Volksglauben, daß diese Bäume als Zeugen jener wichtigen Begebenheiten ewig fort grünen und blühen. Von einer solchen Linde berichtet die Sage:

## Die Linde zu Dillenburg. (Wilhelmslinde).

Seht ihr den Lindenbaum, den alten?
Ein Wächter scheint er vor dem Schloß;
Viel stattliche Gesellen halten
Um ihn herum, ein bunter Troß.
Die Federn wehn im Kuß des Windes,
Am Schwerte liegt die kecke Hand;
Das Auge flammt, die Geusen sind es,
Vertrieben aus dem Vaterland.

Wie eine heiße Zornesflamme
Das Wort von bärt'gen Lippen weht
Zu einem Mann, der an dem Stamme
In stillem, ernstem Sinnen steht:
„O eile dich! erhör' das Mahnen
Des armen Volks, das uns gesandt;
Ergreif' das Schwert, entroll' die Fahnen,
Du kennst des Kampfes Unterpfand!

Schon öffnen sich des Kerkers Pforten
Für Horn und Egmont, doch zum Tod;
Was sie gehöhnt, sind wir geworden,
Wir fühlen jetzt der Bettler Not.

Die Freiheit ruht in Bann und Ketten,
Das Recht liegt auf dem Blutgericht,
Verlaß dein Schloß! Wer soll uns retten,
Hörst du das Hilferufen nicht?

O höre uns!" — Er hat's gehöret,
Das Wort von zorn'gem Schmerz entfacht;
Da blieb kein Unrecht ungestöret,
Wo Wilhelm von Oranien wacht.
Ernst blickt er nach dem hohen Schlosse,
Wo seiner Kindheit Wiege stand,
Dann reicht er in dem wilden Trosse
Den kecken Mahnern seine Hand.

„Ich steh' bei euch! Ich will erlösen,
So viel mein Arm mit Gott vermag!" —
Hoch Nassau, hoch!" den wilden Geusen
Ruft es der Berge Echo nach.
Und höher klangen noch die Töne,
Als erst das ganze Niederland,
Gleichwie ein Thal in Frühlingsschöne,
Im ersten Schmuck der Freiheit stand.

Noch steht der Baum, wo dies geschehen,
Zu Dillenburg auf Bergeshaupt,
Von jedem neuen Frühlingswehen
Aufs neu gewecket und belaubt.
Wo ist des Schlosses alter Schimmer?
Wo seiner Zinnen Herlichkeit?
Und nur die Linde grünt noch immer,
Sie ist geweihet und gefeit.

J. Emil Braun.

Daß die Linde auch heute noch im Aberglauben des Volkes als heiliger Baum dasteht, der kühn jeder Gefahr trotzen kann, beweist folgende Mitteilung der Königsberger „Hartung'schen Zeitung" von 1892: „Ein seltenes Naturwunder ist zur Zeit in dem beim Bahnhofe Methgeten (zwischen Königsberg und Pillau) belegenen Gutspark zu sehen: eine uralte, riesige, vom

Blitze völlig ausgebrannte, trotzdem aber grünende Linde. Dieselbe hat am Boden einen Umfang von ca. 8 m und wurde vor zwei Jahren vom Blitze getroffen, der seinen Weg vom Wipfel bis zur Erde und hier, durch die Rinde dringend, nach außen nahm. Von dem Baume ist nur der Bast übrig geblieben, so daß man, in der Baumhöhlung stehend, über sich den blauen Himmel sieht. Daß die Linde in der That ausgebrannt ist, kann man deutlich an der durch Rauch sehr geschwärzten Innenfläche sehen. Äußerlich ist dem Baume nichts anzumerken, und er steht augenblicklich in vollem Blätterschmucke da."

Ein Wunder ist es nun allerdings nicht, wenn ein Baum, dessen Stamm im Innern völlig zerstört ist, dennoch Blätter und Blüten trägt. Bekanntlich geschieht die Leitung der Säfte hauptsächlich in den äußeren Stammesteilen; sind dieselben unversehrt, so kann der Baum ruhig weiter wachsen und blühen.

## **Die Eiche.** Quercus.

Die Eiche, das Sinnbild der Stärke, Treue und Ausdauer, war bei den Römern und Griechen dem Jupiter (Zeus) geweiht wie auch der durch die ersten Orakelsprüche des Jupiter berühmte Hain zu Dodona. Rief man den Vater der Götter unter einer heiligen Eiche an, so rauschten die Zweige, wenn Jupiter die Bitte erhörte. Deshalb wurden unter dodonäischen Eichen auch Rauchopfer angezündet und Rundtänze aufgeführt. Vielleicht war die Eiche auch deshalb dem Jupiter geweiht, weil der Blitz als Jupiter fulgurator (der Donnergott) in mit Buchen gemischten Wäldern zehnmal eher in Eichen als in Buchen schlägt, wie auch von Humboldt und Lichtenstein häufig beobachtet ist. Leunis II, 1026.

Unsern Altvordern war dieser Königsbaum dem mächtigen Donnergotte Thor geheiligt, der im zackigen Blitz und rollen-

den Donner sich den Sterblichen offenbarte. Der heilige Eichenhain durfte nicht von Uneingeweihten, sondern allein nur vom opfernden Priester betreten werden, und wo eine heilige Eiche stand, würde keines Menschen Hand gewagt haben, sie ihres Laubes oder ihrer Zweige zu berauben oder gar umzuhauen. Dieses Recht hatte allein der aus der Gewitterwolke zerschmetternd niederfahrende Wetterstrahl ihres Gottes. In dem heiligen Dunkel der deutschen Eichenwälder saßen einst die Priesterinnen unserer Väter und lauschten dem prophetischen Rauschen der Blätter, um der harrenden Menge den Ausspruch der Götter zu verkünden. Hier barg man auch die geweihten Fahnen und holte sie mit Ehrfurcht hervor, wenn der Schlachtruf in den Gauen widerhallte und die Tapfern aufrief zum Streite. Und wer dann mutig gefochten und den Sieg errungen hatte, den krönte ein Kranz von Eichenlaub, und diese Blätterkrone galt mehr als eine goldene Fürstenkrone. Desgleichen, wenn die alten Deutschen über Krieg oder Frieden beraten wollten, so versammelten sie sich nicht zwischen den vier engen Wänden eines Hauses, sondern sie kamen zusammen in einem größeren und schöneren Saale, dessen Boden ein grüner Teppich von Gras und Waldblumen, und dessen Säulen die hohen Eichbäume waren.

Wohl klingt die alte Weise
Mir ewig noch im Ohr,
Die hohe, bärtige Greise
Mir einst gesungen im Chor.

Es ziehn die alten Gedanken
Wie Nebel durch mein Geäst,
An Opfer, die mir sanken
Beim Sonnenwendenfest;

An die Zeit, da im Kreise geschlossen
— Jetzt sind es tausend Jahr —
Sie Met mir ausgegossen,
An die Zeit, da ich heilig noch war.

Einst sah ich Krieger kommen,
Sie hatten die Decke dem Bär
Für ihre Schultern genommen
Und dem Ur der Stirne Wehr.

Und einen meiner Äste
Der Herzog schnitt entzwei,
Daß er der Stiel in die beste
Von seinen Lanzen sei.

Darnach, als sie kehrten mit Wunden,
Haben sie mein Laub gepflückt,
Sie haben's zu Kränzen gewunden
Und ihre Schläfen geschmückt.

Sie haben Speere geschwungen
Und brachten Gefang'ne mir dar;
Sie haben Lieder gesungen
Auf Thors blitztragenden Aar.

Grube I, 133—136.

Unter den hohen Kronen der Eichbäume versammelten sich alljährlich — gegen den Frühling hin — unsere germanischen Voreltern, um den Donnerer zu bitten, Frost und Kälte zu bannen und den lachenden Lenz senden zu wollen. Am heiligen Festtage strömte eine große Volksmasse hinaus und gruppierte sich im bunten Gewimmel um den gewaltigen Baumriesen. Der Priester führte geweihte Ziegenböcke herbei, die mit Laub und Blumen bekränzt waren, und schlachtete sie zum Opfer unter Seufzen und Flehen auf dem Opfersteine. Rund um den steinernen Altar führte ein Graben, der zur Aufnahme des Opferbluts bestimmt war. In das Blut der Opfertiere, das in die Grube rann, tauchte der Priester den Finger, trat alsdann zu der mit Blumen umwundenen Eiche und besprengte sie mit dem versöhnenden Blute. Hierauf nahte er sich dem betenden Volke und benetzte es ebenfalls mit Blut zum Zeichen, daß es Gott gefalle. Nachdem dies geschehen, befestigte er die Häupter der Ziegenböcke am heiligen Baume. Das Fleisch legte er in große Kessel und kochte es auf dem geheiligten Feuer, das die Andächtigen in wilder Freude umtanzten, bis die Opfermahlzeit gehalten wurde. Aber ehe sie selber aßen, stellten sie unter die Eiche eine Kufe, mit Bier für Donar (Thor) gefüllt, damit derselbe seinen Durst stille und ihnen gnädig sein möchte.

Brachen einmal Pest und bösartige Krankheiten verheerend aus, so eilten unsre heidnischen Vorfahren in großer Angst um ihr Leben nach dem heiligen Eichbaume und beteten: „Heiliger Donar, sieh unsere Not, sieh unsern Jammer! Erbarme dich und wende die Seuche und ende die Plage! Siehe, wir

sind zu schwach, wir können es nicht; du aber, großer, starker, gnädiger Gott, du hast alle Gewalt und kannst uns erhören. Lieber Donar, wir opfern dir einen Ochsen, der zwei Hörner und vier Klauen hat, und wollen dich zugleich bitten um unser Pflügen und Säen, daß unser Stroh kupferrot, unser Getreide goldgelb werde. Huldreicher Gott und Vater, in deiner Hand steht Kraft und Macht; erhöre uns, erhöre uns!"

Warnke, 29. 30.

Die Feier unter der Eiche war ein Teil des germanischen Mai- oder Frühlingsfestes. Ziegenböcke waren dem Donnergotte geheiligt und wurden ihm daher auch geopfert; Ziegenböcke zogen seinen Wagen durch den Himmelsraum, und das dabei entstehende Rollen der Räder wurde von den Menschen Donner genannt. — Die Ähnlichkeit dieser Feier mit der in der Walpurgis- oder Hexennacht auf dem Brocken stattfindenden — soweit dieselbe noch heute im Volksaberglauben fortlebt — ist unverkennbar. Der Teufel des deutschen Volksglaubens weist viele Züge von Thor auf; auch er reitet auf einem Ziegenbocke und erscheint selbst oft als solcher. Am Schlusse der Feier wird der große Bock verbrannt und seine Asche als Zaubermittel an die Hexen verteilt.

An vielen der heiligen Eichen waren aber auch Pferdeköpfe befestigt, ein Beweis dafür, daß diese Bäume auch dem Göttervater Wodan geheiligt waren.

Da die Eiche als heiliger Baum betrachtet wurde, mußte ihr oder einzelnen ihrer Teile auch weissagende und heilende Kraft innewohnen. — In Westfalen sagt man: Wenn Michael (Michaelistag — 29. September) viel Eicheln bringt, Weihnachten die Felder mit Schnee dann düngt. In Schlesien aber heißt es: Sind die Eicheln am Michaelistage inwendig schön und frisch, so werden im künftigen Sommer die Früchte gut geraten; sind sie naß und faul, so kommt ein feuchter, sind sie mager und dürr, so kommt ein heißer Sommer; findet man

darin eine Mücke, so wird es ein mittelmäßiges Jahr; eine darin befindliche Made bedeutet Mißwachs und teuere Zeit, eine Fliege Krieg, eine Spinne Pest oder sonst ein Übel.

Im Dorfe Genna zwischen Hagen und Iserlohn herrscht der uralte Gebrauch, daß Todesfälle nicht bloß den Nachbarn bis zum letzten, sondern von diesem auch einem Eichbaume vor dem Orte angesagt werden müssen. Wer das unterläßt, hat bald selbst eine Leiche im Hause. Dann mag erwähnt werden, daß zu Winterberg der ewige Jude nur da ruhen darf, wo eine Eiche ins Kreuz gewachsen ist — Donarseichen werden Asyle gewesen sein. Endlich hat es wohl auch mystische Bedeutung, wenn Petrus in einem Zaubersegen gegen Zahnschmerzen unter einem Eichbaume steht.

Busch, 89, 90, 130.

Auch der Julblock, ein starkes Stück Eichenholz, das während der zwölf heiligen Nächte brennen mußte, findet sich noch in England und einigen Teilen Deutschlands. Ein Stück davon muß übrig bleiben und dient zum Anzünden des nächstjährigen Blockes. Die Kohlen aber werden sorgfältig gesammelt und auf die Felder gestreut, denen damit größere Fruchtbarkeit verliehen wird. „Zu Shakespeares Zeit lag der Klotz gewöhnlich in der Mitte der großen Halle; die Glieder des Hauses setzten sich der Reihe nach auf ihn, sangen ein Jullied und tranken auf fröhliche Weihnachten und ein glückliches neues Jahr.“

Der Volksglaube auf der Insel Rügen teilt jedem Seeschiffe seinen Schiffsgeist zu, den Klabautermann, der auf folgende Weise zum Entstehen kommt. Hat ein Kind einen Bruchschaden, so spaltet man einen jungen Eichbaum, zieht dasselbe bei Sonnenaufgang dreimal durch die Spalte und verbindet sie wieder. Mit dem verwachsenden Baume verwächst auch der Bruch. Stirbt ein auf diese Weise geheilter Mensch, so geht

sein Geist in den Baum über. Wird dieser nach Jahren zum Schiffsbau tauglich und dazu benutzt, so entsteht aus dem im Holze weilenden Geiste der Klabautermann. Wenn das Schiff auf dem Stapel steht und das letzte Stück Holz darin angebracht ist, dann geht auch der Klabautermann darauf. Kommt dasselbe in Not, so macht er großen Lärm; reißt eine Seitenplanke ein, bricht der Mastbaum, so vermag er beides im Sturme noch festzuhalten, obschon er nur ein kleines Männlein ist und ganz feine Hände hat. Der Sinn dieser Schiffersagen erklärt sich leicht; die Seele des Abgeschiedenen wird wieder die eines Kindes, und da sie aus dem Waldbaume geholt worden ist, geht sie wieder in diesen zurück. Nicht bloß Wald und Hain also, sondern folgerichtig auch der einzelne altvererbte Balken konnte auf diese Weise ein Gegenstand des Kultus werden. Darum werden noch in manchen Kirchen solcherlei altgeheiligte Balken unter verschiedenen anekdotenhaften Angaben vorgewiesen; so der Balken des heil. Burkhard im Freienamt Bainwil und ähnliche in der Kapelle von solothurnisch Stüßlingen, in der Kapelle von Rollbach im Spessart, in der Münchener Frauenkirche. Hiebe man den Pfahl um, der im Städtchen Klingnau morsch und zwecklos unterhalb der Schloßruine steht, so käme dorten der Schwarze los, ebenso wie das Landvolk bei Au am Zürichsee noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen gewissen Holzblock daselbst nicht von der Stelle schaffen ließ, weil es ein großes Übel für die ganze Umgegend damit anzurichten fürchtete. Beim Orte Steeg in Tirol zeigt man einen Platz, auf dem ein durch einen Hausgeist beunruhigtes Wohnhaus abgebrochen wurde, um es an einer andern Stelle aufzubauen; nur die Thürschwelle wurde an Ort und Stelle zurückgelassen, damit das Gespenst auf dem alten Platze gebannt bleibe. Gleiches über eine unter Letten und Ehsten lang nachdauernde götzendienerische Verehrung der Balken und Pfosten erzählt aus der Gegenwart Rußwurm: Eibofolke § 353; die schwedischen

Pastoren hatten noch im 17. Jahrhundert über die Verehrung eines Eichenbalkens am Strande des Peipus Klage zu führen, und einen Pfosten bei Klein-Lechtigal wagte man nicht von der Stelle zu nehmen. Rocholz II, 135. 136.

Früher glaubte das Volk, die in den Bäumen wohnenden Geister brächten den Menschen Krankheiten, und diese letzteren suchte man nun dadurch zu heilen, daß man sie dem Baume wiederbrachte. (S. Grimm, 677!) Auch an die Eiche knüpfte sich dieser Aberglaube.

Lahme müssen, um gesund zu werden, vor Sonnenaufgang schweigend durch einen gespaltenen Eichbaum kriechen. — Den Bruchschaden eines Kindes zu heilen, spaltet man den Stamm einer jungen Eiche so weit, daß das Kind hindurch gesteckt werden kann. Einer hält den Spalt offen, ein anderer langt das Kind hindurch, ein dritter nimmt es in Empfang. Alles muß aber stillschweigend geschehen. Schließlich wird der Baum verbunden, und wenn er fortwächst, so heilt der Bruch des Kindes. Der langsameren oder schnelleren Heilung des Baumes entspricht auch die des Kindes. Nicht immer werden gerade drei mitwirkende Personen verlangt. Andrerseits kommen auch Schärfungen der Vorschrift vor: Der Zauber muß am Johannisabend vollführt werden, die mitwirkenden Personen müssen alle Johann heißen (was hier zu Lande — Oldenburg — keine große Schwierigkeit hat), das Kind muß dreimal durch den Spalt gezogen werden. — Um Zahnweh zu vertreiben, geht man morgens vor Sonnenaufgang zu dem Baume, löst an der Seite, wo die Sonne aufgeht, ein Stück Rinde durch einen oberen Querschnitt von einem halben Zoll und zwei von diesem nach unten parallel laufende Längsschnitte von etwa fünf Zoll Länge so weit ab, daß es nach unten gebogen werden kann. Dann schneidet man von dem bloßgelegten Holze einen Splitter ab, stochert mit diesem an dem „Wehzahn", bis Blut an ihm

bemerklich ist, und fügt ihn dann in seine alte Stelle wieder ein. Endlich deckt man die Rinde wieder auf die Blöße und bindet sie mit einem Bindfaden fest, so daß alles wieder zusammen wachsen kann. Fällt ein Holzsplitterchen weg, oder bricht die Rinde ab, so ist der Versuch mißlungen. Auch darf bei der ganzen Prozedur kein Wort gesprochen, noch darf sie von einem fremden Auge beobachtet werden.

Strackerjan I, 72. 73.

Wie von der Linde, so wird auch von der Eiche und anderen Bäumen berichtet, daß sie als Zeichen der Liebe aus Gräbern hervorgewachsen seien:

In dem Garten zu Holzkamp stehen eine Eiche und eine Buche, die mit den Wurzeln so in einander verschlungen sind, als wären sie ein einziger Baum. Vor vielen Jahren haben einmal die Bremer und die Oldenburger an den Ufern der Delme eine Schlacht geschlagen, und zwei Brüder, welche auf den verschiedenen Seiten dienten, haben sich im Holzkamper Gutsgarten einer den andern erschlagen, vor dem Tode aber einander erkannt und sich gegenseitig verziehen. Aus ihrem Grabe sind hernach jene beiden Bäume herangewachsen.

Strackerjan II, 190.

Die Eiche des Pan oder die Steineiche, Quercus ilex, heißt auch die grüne Eiche, weil sie ihre Blätter auch im Winter nicht verliert. Diese sind von verschiedener Größe und Gestalt, am Rande bald ganz, bald mit scharfen Zähnen besetzt, auf der untern Seite behaart. Keine Eiche wird so oft vom Blitze getroffen als die Steineiche. — Arkadien ist der alte Wohnsitz des Pan, und dort wächst noch heutzutage die Steineiche auf den Bergen. Pan war nicht nur der Gott der Hirten und Herden, sondern der Arkadier verehrte ihn auch als den „ewigen Feueräther.“ Zu Olympia am panhellenischen Tempelorte des ewigen Vaters Zeus stand vor dem Prytaneum (dem öffentlichen Gebäude, worin die Prytanen, d. h. die Mit-

glieder des jeweiligen geschäftsführenden Ausschusses des Rats, zusammenkamen und ihre gemeinsamen Mahlzeiten auf Staatskosten hielten) rechts am Eingange der Altar des Pan, worauf Tag und Nacht Feuer brannte. Er war dort Beisitzer der Vesta, der Göttin des ewigen Feuers. Auch die Athenienser kannten ihn als den Feuergott, sie verehrten ihn durch einen „Fackellauf“, wobei einer eine Fackel, auf dem Altar angezündet, nach einem gewissen Ziele trug und, wenn sie erlosch, sie dem Folgenden übergeben mußte, und so immer in der Reihe. Die Fackel, sagt Photius, ist dem Pan und Prometheus geweiht, den Feuerbringern vom Himmel her. Auch hier scheinen die Mythologen die natürlichste Erklärung von dem Blitze, der so gerne in diese Eichen einschlägt, übersehen zu haben. — Pan war ein Sohn des Merkur und der Nymphe Dryope, die in eine Eiche verwandelt wurde. Silen kommt mit Eichenlaub bekränzt vor, dessen Grund nicht leicht anzugeben sein dürfte. Dierbach, 27. 28.

Diese immergrüne Eiche kommt (nach Leunis II, 1025) auch in Südtirol vor, und auch an unseren Eichen beobachtet man, daß selbst die gelbgewordenen Blätter nicht leicht abfallen, ja oft erst im nächsten Frühjahre abgestoßen werden. Daran knüpfen sich verschiedene Sagen. Eine derselben berichtet, daß ein Bauer seine Seele dem Teufel verschrieben hatte, und zwar sollte sie dann von dem Bösen geholt werden, wenn das Laub von den Bäumen gefallen sei. Als sich die Bäume im darauffolgenden Herbste ihres Blätterschmuckes entledigten, freute sich der Teufel, weil er nun bald in den Besitz der armen Seele zu kommen gedachte. Der Eichbaum aber behielt seine Blätter, erst im Frühling fielen sie ab. Als der Teufel nun kam, um sein Eigentum in Empfang zu nehmen, zeigte ihm der Bauer die schon neu hervorgesproßten Blätter. In seiner Wut darüber schlug der Böse seine Krallen in die Blätter der Eiche, die seit jener Zeit die Ausbuchtungen zeigen.

## Philemon und Baukis.

Auf Phrygiens Hügeln steht eine alte Eiche und dicht daneben eine Linde, beide von einer mäßigen Mauer umgeben. Ihre niederen Zweige schmückt mancher Kranz, den fromme Hände mit heiliger Scheu daran gehängt. Nicht fern davon ist ein See, einst bewohnbares Land, jetzt ein Gewässer, belebt von Tauchern und Sumpfhühnern. Hierher kam einst Zeus, der Himmelsvater, und mit ihm Hermes, sein ihm dienstbarer Sohn, beide in menschlicher Gestalt, in der Absicht, die Gastlichkeit der Menschen zu prüfen. Sie traten an tausend Häuser heran und baten um Obdach und ein Plätzchen zur Ruhe; doch tausend Häuser verschlossen ungastlich die Thür. Nur ein Haus nahm sie auf, klein zwar und gedeckt mit Stroh und Rohr; doch die drin wohnten, waren ein frommes, freundliches Paar, der greise Philemon und sein gleichaltriges Weib Baukis. Beide hatten in dieser Hütte in den Tagen ihrer Jugend den Bund fürs Leben geschlossen und waren darin grau geworden, zufrieden mit ihrer Armut, die für ihren einfachen Sinn nichts Drückendes hatte. Keinen Diener fand man im Hause, sie beide waren die ganze Familie und dienten liebreich eins dem andern.

Als in die niedere Thür dieses Hauses die Götter eintraten mit gesenktem Haupte, kam ihnen der alte Philemon freundlich entgegen und hieß sie ihre Glieder niederlassen auf einem hingestellten Sessel, über welchen die geschäftige Baukis sogleich ein rauhes Gewebe warf. Darauf eilte diese zum Herde, scharrte aus der lauen Asche die glimmenden Funken des gestrigen Feuers, nährt es mit Blättern und trockener Rinde und zwingt es mit keuchendem Atem zur Flamme; dann holt sie von dem Dache gespaltenes Kienholz und trockenes Reisig, bricht es kurz und schiebt es unter den ehernen Kessel. Während sie darauf den Kohl beliest, den ihr Gatte in dem bewässerten

Garten geholt, hebt dieser mit zweizinkiger Gabel den Rücken eines Schweines, den sie lange aufbewahrt, vom rußigen Balken herab und schneidet ein bescheidenes Stück davon und legt es in das siedende Wasser. Und damit den Gästen der Verzug bis zur Mahlzeit nicht zu lange währe, bemühen sich beide, durch unterhaltende Gespräche die Zeit zu kürzen.

Eine buchene Wanne mit krummem Henkel hing an einem Nagel der Wand; die füllen sie mit lauem Wasser und stellen sie den Gästen zum Fußbad dar. Während diese ihre Glieder in dem Bade erfrischen, breitet Baukis über ein Polster aus weichem Sumpfgras, das in der Mitte der Stube auf weidenem Gestelle lag, einen Teppich — er war zwar alt und von schlechtem Gewebe, wohlpassend zu dem weidenen Gestelle, doch war er ein Kleinod der Alten, das sie nur an festlichen Tagen hervorzuholen pflegten. Darauf laden sie die Gäste ein, sich niederzulassen zum Mahle. Die zitternde Alte mit aufgeschürztem Gewande stellt den Tisch davor, aber der dritte Fuß des Tisches ist ungleich; eine Scherbe darunter macht ihn gleich. Nachdem sie so den Tisch gefestigt, reibt sie ihn ab mit duftiger Krauseminze. Darauf trägt sie die Speisen auf: da sind Oliven und herbstliche Cornelkirschen, Endivien und Radieschen und gepreßte Milch und Eier, leicht gedreht in nicht allzu heißer Asche, alles in irdenen Gefäßen. Auch wird ein Mischbecher aufgestellt, gleichfalls von Thon und Becher von Buchenholz, im Innern mit gelbem Wachse gebohnt. Nach einer Weile sendet der Herd warme Speisen und wiederum wird Wein aufgetragen von nicht hohem Alter. Ein wenig auf die Seite geschoben, giebt er Platz für den Nachtisch. Da ist Nuß, da ist Feige, mit runzlichen Datteln vermischt, und Pflaumen und duftige Äpfel in offenen Körbchen und Trauben von der purpurnen Rebe. In der Mitte steht eine glänzende Honigscheibe. Zu all diesem kommt als das Schönste und Beste eine freundliche Miene und ein nicht träger und armer Wille.

Unterdes sehen die beiden Wirte, wie der Mischbecher, so oft er ausgeschöpft ist, von selbst sich wieder füllt und der Wein von selbst nachwächst, und sie staunen ob dem Wunder und stehen starr, und mit erhobenen Händen stammeln sie Gebete voll Furcht und Schreck und flehen um Verzeihung für die schlechte Bewirtung. Was sollen sie thun, um die göttlichen Gäste zu besänftigen? Sie hatten eine einzige Gans, eine Wächterin des kleinen Hauses. Die schickten sie sich an, den eingekehrten Göttern zu opfern; aber die Gans verspottete mit ihren schnellen Flügeln die Langsamkeit der Alten und zog sie flüchtend lange hin und her und schien endlich ihre Zuflucht zu den Göttern selbst zu nehmen. Die Götter verboten sie zu töten und sprachen: „Wir sind Götter, und eure gottlose Nachbarschaft wird büßen für ihr Vergehen; ihr dagegen werdet verschont bleiben von dem Übel, das ihnen verhängt ist; nur verlaßt eure Wohnung und gehet mit uns hinauf auf die Höhe des Berges."

Beide gehorchten, und auf ihre Stäbe gestützt, wandern sie mühsam den langen Pfad hinauf der Bergeshöh' zu. Als sie nur noch einen Pfeilschuß von dem Gipfel entfernt waren, wandten sie ihren Blick und sahen die ganze Niederung in einen See verwandelt, nur ihr Haus war stehen geblieben. Während sie das bewundern und das Geschick ihrer Nachbarn beweinen, wandelt sich jene alte Hütte, die selbst für ihre zwei Bewohner zu klein gewesen, in einen prächtigen Tempel. Säulen treten unter das Dach, das Stroh des Daches wird zu Gold, die Thür weitet sich zu stattlichen Thoren mit kunstvoller Arbeit, der Boden deckt sich mit Marmor. Darauf spricht Zeus mit freundlichem Munde: „Saget, gerechter Greis, und du, deines gerechten Gatten würdiges Weib, was wünschet ihr?" Nachdem Philemon mit seinem Weibe sich kurz besprochen, eröffneten sie den Göttern ihren gemeinsamen Wunsch. „Priester zu sein, wünschen wir und euren Tempel zu hüten, und weil wir in Eintracht bis hierher unsere Tage verlebt, so möge uns beide eine Stunde

dahinnehmen, daß weder ich das Grab meiner Gattin sehe, noch jene mich begraben muß." Ihrem Wunsche folgte die Erfüllung. Sie waren der Schutz des Tempels, solange ihnen das Leben vergönnt war. Einst, als sie, von Jahren und Alter aufgelöst, vor den heiligen Stufen standen und die Wundergeschichte des Ortes sich ins Gedächtnis riefen, da sah plötzlich Philemon seine Baukis, und Baukis sah jenen sich mit grünem Laube überdecken. Und während schon der Gipfel über beider Antlitz emporwuchs, wechselten sie noch, so lange sie konnten, Worte der Liebe. „Lebe wohl, o Gatte!" sprachen sie beide, und beiden deckte zugleich dichtes Laubwerk den Mund. Philemon war eine Eiche geworden, Baukis eine Linde.

W. Stoll.

Die Trauereiche (Hängeeiche, Quercus pendula) soll diese eigentümliche Form des Wachstums eines Mordes wegen angenommen haben, der unter ihren Zweigen begangen wurde. Auch hier tritt uns wieder die Auffassung des Baumes als eines beseelten Wesens entgegen.

## Die Trauereiche.

Warum läßt du deine Zweige
Trauernd sinken, stolzer Baum?
Bist doch eine deutsche Eiche,
Wurzelst doch auf deutschem Raum!
Trinkest unsrer Sonne Segen,
Atmest unsre reine Luft,
Labst dich an dem kühlen Regen,
Saugst den frischen Morgenduft! —
Ha! er schüttelt seine Wipfel,
Und die Zweige werden Schall!
Horch! wie rauscht's durch seinen Gipfel!
Ist das nicht Trompetenhall?
Und, wie ernste Trauertöne
Flüstert es im Blätterwehn:

„Einen meiner bravsten Söhne
Sah ich elend untergehn!
Aus des Waldes finstrem Grunde
Blitzt ihn an des Räubers Stahl:
Die Trompete rasch zum Munde,
Schmettert laut er sein Signal.
Weithin hört man es erschallen;
Mainz, die goldne Stadt, erkennt
Den Trompeter, den vor allen
Jeder Mund so gerne nennt.
Und die Brüder ruft das Zeichen,
Eilig sind sie ihm zur Hand;
Doch sie sehn ihn nur erbleichen,
Und der Meuchelmörder schwand.
Einsam ward er hier bestattet
Bei dem Wehn der Abendluft,
Und, von frischem Kühl beschattet,
Schläft er da in stiller Gruft.
Dort das Denkmal rauher Steine
Schuf ihm edler Waller Hand,
Kündend, daß den Tod hier eine
Deutsche Heldenseele fand.
Ihn betrauern meine Zweige
Und in ihm das deutsche Blut;
Deutschlands Ruhm ging ja zur Neige,
Seiner Einheit Kraft und Mut.
Wohl noch sinket deutscher Regen,
Wie er sank auf Hermanns Flur,
Und noch spendet ihren Segen
Seine herrliche Natur;
Hell noch glänzt die deutsche Sonne,
Kühn noch braust sein stolzer Rhein,
Und noch glühet in der Tonne
Feuervoll der deutsche Wein.
Doch sein Volk, es ist entschwunden
Und den Vätern nicht mehr gleich;
Einst mit Eichenlaub umwunden,
Ist es jetzt entzweit und weich! —
Schlummern wird er lange Tage,

Dieser edle deutsche Sohn,
Bis nach donnerkräft'gem Schlage
Deutschlands Dämmmerung entflohn.
Dann wird er sich jung erheben
Und in Klängen süß und traut
Schmettern durch das Land der Reben
Der Trompete mächt'gen Laut."

Alois Henninger in Roth I, 20. 21.

## Die Buche. Fagus.

Die Buche gehört auch zu den heiligen Bäumen unserer Vorfahren. Aus ihrem Holze wurden die Runen geschnitten, die man zu einer besonderen Art der Orakeleinholung benutzte. „Das hierbei beobachtete Verfahren beweist zugleich das Vorhandensein einer Art von Schrift im alten Deutschland. In die abgebrochenen Zweige eines fruchttragenden Baumes, als welcher — und zwar vornehmlich — auch die Buche angesehen ward, wurden gewisse Zeichen geritzt oder geschnitten. Dann streute man diese Zweige oder Stäbe (daher Buch-Staben) aufs Geradewohl auf den Boden, las sie wieder auf (daher unser Wort lesen) und deutete ihren Sinn jenen Zeichen gemäß, indem man entweder, wie die Buchstaben nach und nach aufgelesen wurden, ein Wort aus ihnen zusammensetzte oder aber dem Namen jedes einzelnen Buchstabs eine Beziehung auf den in Frage stehenden Gegenstand gab. Diese urgermanische Buchstabenschrift war eine nicht gemeine Kenntnis, und deshalb erhielt sie den Namen Runenschrift (von Runa, Geheimnis). Bis weit ins Mittelalter hinein wurden insbesondere in Skandinavien Runen in Holz geschnitten und in Steine gehauen. Scherr, 43.

Als Baum der „Wissenschaft" soll die Buche zuweilen auf ihren Blättern ein T bilden, wodurch sie auf Gott Thor hinweise, der sich darin offenbare, denn T ist das Runenzeichen für Thor. Wer so glücklich ist, ein solch gekennzeichnetes Blatt zu

finden, kann der Sage nach sich, seine Thiere, sowie sein ganzes Haus vor Schäden und Verzauberungen schützen. Warnke, 53.

Der Aberglaube, daß der Blitz nie in eine Buche schlage, ist jedenfalls auf die Zeichnung der Blätter durch die Rune Thors zurückzuführen. Die 'Erfahrung hat aber gezeigt, daß Buchen sehr oft vom Blitze getroffen worden sind. „Die berühmte Lutherbuche bei Altenstein, unter welcher Luther 1521 aufgehoben wurde, um nach der Wartburg gebracht zu werden, ist vom Blitze zertrümmert, und ihre zahlreiche Nachkommenschaft, welche im Garten des Pfarrers Ortmann erzogen wurde, ist in alle Welt, namentlich nach England, verbreitet." (Leunis II., 1015.)

Einer besonderen Verehrung hatte sich die Blutbuche zu erfreuen. Wie alle Blutbäume ist auch sie der Sage nach aus dem Blute schuldlos Gemordeter entstanden. „Unsern von Benevent verehrten die Langobarden den Blutbaum, wie Grimms Myth. 615 (aus dem Leben des heil. Barbatus, Acta S. S. 19. Februar pag. 112 und 139), beibringt. Wettreitend schleuderten sie, rückwärts gewendet, ihre Lanzen nach einer auf jenem heiligen Baume hängenden frischen Tierhaut, suchten diese damit in Stücke zu zerreißen und genossen dann das herausgeworfene Stückchen als ein besonderes Heilmittel." (Rocholz I, 246.)

Welche Bedeutung der Speerwurf durch die hängende Haut hatte, ist noch nicht klar; auch im Norden pflegte man durch aufgehängte rohe Ochsenhäute zu schießen, es war ein Zeichen von Kunst und Stärke. Daß es rückwärts geschah, erhöhte die Schwierigkeit und ist ganz altertümlich. (Grimm.)

Schwarz sagt in seinem „Indogerm. Volksglauben" (S. 30) darüber: Eine weitere Entwicklung des Kultus ist, daß man Beutestücke der Jagd, namentlich die Felle der erlegten Tiere, dann auch ihre Köpfe und Hörner an dem heiligen Baum aufhängte, woran sich mit der Zeit weitere Ausschmückung des

Baumes als der heiligen Kultusstätte — ehe man Tempel baute — reihte. Bötticher ist geneigt, darin ein Weihopfer zu finden. Allerdings hat die spätere, polytheistische Zeit es so gefaßt, ursprünglich dürfte aber auch hier, wie in den meisten ähnlichen Fällen, eine einfache mechanische Nachahmung eines angeblich analogen himmlischen Vorgangs die erste Triebfeder dieser dann religiös ausgebauten Gewohnheit gewesen sein.

Man könnte auch hierbei an die Sage denken, wonach Thor die Felle seiner geschlachteten Böcke mit dem Hammer weihend berührte, um die Tiere wieder lebendig erstehen zu lassen. (Schwarz, J. V. 32.) Das goldene Vließ war im heiligen Hain des Sonnenlandes Kolchis an einer Buche aufgehängt. (Schwarz, a. a. O.).

Aus dem weißen Laube der Buche im Gemeindewald schließt der Dorfbewohner auf den Tod eines Gemeinderates. (Rocholz I, 135.)

## Die Esche. Fraxinus.

Die Esche ist der sagenberühmteste Baum des Nordens. Von ihr heißt es in der Völuspa:

Eine Esche weiß ich stehn,
Heißt Yggdrasil,
Ein Hochbaum, benetzt
Mit weißem Nebel.

Von da kommen die Taue,
Die in die Thäler fallen;
Immergrün steht er
Über Udars Brunnen.

Sie war der Weltbaum, der aus der Erde ragend das Firmament trägt, das Bild des über Land und Meer hingespannten Himmels; und nach einem ebenfalls nordischen Mythus bildeten die Söhne Börs aus einer Esche und einer Erle das erste Menschenpaar. Selbst der noch heute, auch unter den Slaven verbreitete Glaube, daß die Schlange den Schatten

dieses Baumes fürchte und fliehe, wird zuletzt auf altgermanische Anschauungen zurückgeführt werden können. So wird im Froschmäusler (2. Buch, 4. Teil, 4. Kap.) berichtet:

Ich bin von den Alten gelart,
Der Eschenbaum hab diese art,
Daß keine Schlang vnter ihm bleib,
Der Schatten sie auch hinweg treib,
Ja, die Schlang eher ins Fewer hinleufft,
Ehe sie durch seinen Schatten schleifst.

Masius I, 46. 47. 357.

## Die Weltesche.

Neben der Vorstellung von neun Welten begegnet uns häufig eine andere, wonach das Weltall unter dem Bilde einer ungeheuren Esche Yggdrasil = Träger des Schaurigen, d. h. Odins, vorgestellt wird: ihr Geäst breitet sich über die ganze Welt und wölbt sich über den Himmel. Ihr Wipfel ragt über Walhall, Odins Halle, auf. Dort nagt an ihm die Ziege Heidrun, deren Milch die Helden in Odins Halle nährt, und ein Hirsch, von dessen Geweih so viele Tropfen herabträufeln, daß sie in den Brunnen in der Nebelwelt fallen und den zwölf aus ihm hervorbrausenden Strömen ihr Wasser spenden. So erscheint die Weltesche als der alles nährende Weltbaum.

Aber an den Zweigen der Weltesche weiden noch vier andere Hirsche, indem sie die Knospen abbeißen; ihre Wurzeln werden von einer grimmig auf sie einhauenden Schlange und von vielen Würmern benagt; zudem beginnt die Esche an der Seite hohl zu werden:

„Die Esche Yggdrasil duldet Unbill,
Mehr als Menschen wissen:
Der Hirsch weidet oben, hohl wird die Seite,
Unten nagt Nidhöggr (Name der Schlange, welche an der Wurzel nagt.)
Mehr Würmer liegen unter der Esche Wurzeln,
Als einer meint der unklugen Affen.“

Alles das wirkt zusammen, um das Absterben des Weltbaumes und damit zugleich den Untergang der Welt herbeizuführen.

Im Wipfel der Weltesche sitzt ein Adler, der viele Dinge weiß, und zwischen seinen Augen sitzt ein Habicht. Ein flinkes Eichhörnchen huscht geschäftig am Stamme der Esche auf und nieder und trägt Zankworte hin und her zwischen dem Adler im Wipfel und der Schlange, die an der Wurzel nagt.

Drei Wurzeln streckt die Weltesche nach drei Seiten aus; am weitesten in die Tiefe ragt die, unter welcher die nördliche, kalte Nebelwelt mit dem rauschenden Brunnen liegt, aus dem die zwölf Urströme hervorsprudeln. Die zweite Wurzel reicht bis zu den Frostriesen; unter ihr liegt der Brunnen Mimirs, worin die tiefste Weisheit der Welt verborgen liegt. Einst kam Odin dorthin und verlangte von Mimir, dem Eigentümer des Brunnens, einen Trunk aus demselben; aber er erhielt ihn nicht eher, als bis er sein eines Auge zum Pfande setzte. Unter der dritten Wurzel wohnen die Menschen. Da ist der Brunnen Urds, der Norne der Vergangenheit, und die Wohnstätte der Nornen, der Zeit- und Schicksalsgöttinnen. Dort haben die Asen ihre Gerichtsstätte; alltäglich reiten sie dorthin über die Regenbogenbrücke; denn zu Richtern über das Thun und Leben der Menschen sind die Götter bestellt. Wie nach altdeutscher Sitte unter Bäumen Gericht gehalten wurde, wie noch heutzutage vielfach die Dorflinde den Versammlungsplatz der Gemeinde beschattet, so bezeichnet die Weltesche die Gerichtsstätte für die Asen und den Versammlungsplatz für die Nornen.

Tagtäglich holen die Nornen Wasser aus dem Brunnen und besprengen die Esche, damit sie nicht verdorrt oder fault:

„Begossen wird die Esche, die Yggdrasil heißt,
Der geweihte Baum mit weißem Nebel.
Davon kommt der Tau, der in die Thäler fällt.
Immergrün steht er über Urds Brunnen."

Durch die sorgsame Pflege suchen die Nornen das Absterben des Weltbaumes, das gleichbedeutend wäre mit dem Untergang der Welt, so lange als möglich hinauszuschieben.

Lange, 23—25.

Eschenzweige werden von Hexen benutzt, um furchtbare Gewitter am Himmel aufsteigen zu lassen. Eine Hexe hatte einstmals einen Eschenzweig aus Unvorsichtigkeit verloren, den eine Magd am Wege fand und mitnahm. Auf dem Heimwege gelangte sie an ein kleines Gewässer, in welchem viele Frösche ihre quakenden Lieder anstimmten. Um sie zu schrecken, nahm die Magd das gefundene Reis und schlug damit in das Wasser, daß die Tropfen hoch aufspritzten. Doch kaum war der Schlag erfolgt, als sich plötzlich ein furchtbares Gewitter erhob, das durch einen entsetzlichen Hagelschlag die Felder weit und breit verwüstete. Daher ging an alle die ernste Mahnung, keinen grünen Eschenzweig aufzunehmen, weil man nicht wisse, ob er einer Hexe angehöre, und sicher blieb in solcher Gegend, wo der Aberglaube im Schwange war, ein vom Stamme abgeschlagener Zweig lange Zeit unberührt am Wege liegen.

Warnke, 28.

Der eben erwähnte Aberglaube hängt nach Schwartz, J. V., 30. 31. mit der alten Mythe zusammen, wonach der Wolken- und Sturmesgott Odin als an der Esche Yggdrasil hängend gedacht wird. Ein Herabnehmen des Eschenzweiges zieht auch die Wolken herunter und hat Gewitter im Gefolge.

## Die Eberesche. Sorbus.

Der Ebereschenbaum mit seinen roten Früchten war in der Heidenzeit dem Gewittergotte heilig. Ein Nachklang davon hat sich noch in manchen Sitten erhalten, z. B. in der westfälischen, nach welcher man in der Walpurgisnacht Zweige dieses

Baumes über die Haus- und Stallthüren steckt, um den fliegenden Drachen abzuhalten, und die Kühe mit solchen Zweigen auf das Kreuz schlägt, um sie milchreich zu machen. In Tirol soll man, wenn Mariä Verkündigung mit dem Karfreitag zusammenfällt, Äste von der Esche schneiden und zwar von der Seite, wo der Baum nicht von der Morgensonne beschienen wird. Das auf diese Weise gewonnene Holz ist unverweslich, und wenn sich jemand mit einer Waffe verwundet hat, so braucht er, um das Schlimmerwerden zu verhüten, nur die Waffe in solches Holz hinein zu schlagen. Die Hexen oder Truden verursachen nicht bloß den Menschen Alpdrücken, sondern sie quälen auf ähnliche Weise auch die Eschen. Daher kommt es, daß man an diesen Bäumen so viele verkrüppelte Bildungen bemerkt, die bald Sicheln, bald Bischofsstäben gleichen. Auch knollige Auswüchse an Fichten und Lärchen rühren von Hexen her. (Busch, 131. Vergl. Wägner II., 146 und Wuttke, 20!)

Vor Sonnenaufgang und bei abnehmendem Mond gehe zu einer jungen Eberesche, fasse einen Ast an und sprich: „Hier ergreif' ich diesen wilden Ast, der soll mir abnehmen meine schwere Last, all' mein Gichten und Reißen und alle bösen Seuchen sollen von mir N. N. in diesen Ast einkreuchen. Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †". Dieses wird dreimal gesprochen und zuletzt „Amen" hinzugefügt. (Witzschel II., 274.)

Von der mythischen Bedeutung des Ebereschen- oder Vogelbeerbaumes haben Kuhn und Mannhardt des Ausführlichen gehandelt. Auf der Fahrt nach Geirrödsgard kommt Thor in Wassersnot, während er einen Strom durchschreiten will. Als er dem Ufer nahe war, ergriff er einen Vogelbeerstrauch und stieg aus dem Flusse. Daher das Sprichwort: Der Vogelbeerstrauch sei Thors Rettung (Simrock M. 1878. p. 258). Wir haben in dieser Sage offenbar einen Gewitterkampf wie in den meisten Kämpfen Thors, und da brauche ich wohl nicht erst an

den durch die Gewittergüsse zur Yggdrasil watenden Thor zu erinnern, um in der obigen Scenerie den angeschwollenen Gewitterstrom, vor dem er sich kaum retten kann, und den Himmelsbaum, an dem er sich herauszieht, wiederzufinden. — Ebenso wie bei griechischen und germanischen heiligen Bäumen fehlt übrigens auch in Rom bei Ficus Ruminalis das Wasser nicht, ja die Scenerie, wie bei einer angeblichen Überschwemmung des Tibers an diesen Baum die Wanne mit den Götterkindern herantrieb und diese so gerettet wurden (s. meine Schrift über den Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms), gemahnt noch speciell im Kern an die zuletzt geschilderte Scenerie von der Rettung des Thor aus Wassersnot durch den heiligen Vogelbeerbaum. (Schwartz, J. V., 26. 27.)

## Die Erle. Alnus.

### Ein Erlenzweig bringt Glück.

Unweit Nepomuk befindet sich ein kleiner See, der mit Erlenbüschen bewachsen ist und von einem Wasserfräulein bewohnt wird. Ein Bauernbursche ging in einer mondhellen Nacht am See vorüber und sah das Weibchen, wie es auf zwei Schwänen saß, mit einem sehr langen Schilfrohr in der Hand, langen herabwallenden Haaren, mit weißem Kleide und einem Blumenkranz auf dem Haupte. So schwamm es nahe am Ufer. Als es den Burschen erblickte, brach es einen Erlenzweig und warf ihn ans Ufer. Der Bursche staunte über die schöne Gestalt, nahm den Zweig und eilte nach Hause, ohne jemand etwas davon zu sagen. Am andern Morgen fand er, daß der Erlenzweig von besonderer Schönheit war und wie Silber glänzte. Um seine Verlobte endlich als Braut heimzuführen, verkaufte er den Zweig. Am Hochzeitstage aber trat das weiß gekleidete Weibchen mit einem zwergartigen Knappen zur Thür

herein, schritt feierlich auf die Braut zu, nahm eine Perlenschnur vom Halse und hängte sie der Braut um. Dann entfernte sich das Weibchen wieder, die Perlen und die Wasserspuren ihres Kleides zurücklassend. Da nun unter dem Bauernvolke der Glaube herrscht, Perlen bedeuten Thränen, so wurden die Perlen sogleich dem Muttergottesbilde am See geopfert.

Vernaleken, 196, 197.

Die vorstehende Sage paßt eigentlich nicht zu dem Charakter der Erle und der übrigen Erlenmythen. Sie zeigt das Wesen der Lichtelben, (die Nixen sind ja auch elbische Wesen), die dem Menschen freundlich gesinnt sind, ihre besonderen Lieblinge aber durch Geschenke beglücken.

## Der ungeheure Baum.

Ein Mädchen aus Löbstedt bei Jena ging auf den Wiesen an der Saale Kümmel zu suchen. Es sah um eine Erle sehr schönen, fetten Kümmel stehen und pflückte ihn. Als sie fertig war, wollte sie weiter, konnte aber nicht von der Stelle, sondern ward vielmehr in einem kleinen Kreise mehrere Stunden von unsichtbarer Macht um den Baum getrieben. Endlich hörte das auf, und sie konnte weiter gehen. Nach zwanzig Jahren widerfuhr das Nämliche einer Frau aus Jena.

Witzschel I, 241.

Noch jetzt tragen die Bauern am Karfreitage kleine Erlen- oder Weidenzweige stillschweigend in ihre Behausung, geben gleichfalls stillschweigend dem Zweige die Form eines Kreuzes oder Kranzes. Wenn sie Weizen und Gerste säen, nehmen sie das Kreuz in den Mund, oder wenn sie einen Kranz gewunden haben, nehmen sie den Samen durch den Kranz heraus. Sie glauben dadurch die Sperlinge von den eben gesäeten, noch nicht eingeackerten Körnern abzuhalten. Witzschel II, 214.

In der Rhön sagt man: Am Abdonstage (30. Juli) Erlenbüsche an diejenigen Stellen in Scheunen gelegt, wo hernach Frucht hinkommen soll, so leide diese nicht vom Mäusefraße. Pfister, 164.

In dem zuletzt Angeführten besteht der Aberglaube nur darin, daß die Büsche am Abdonstage hingelegt werden sollen. Der Geruch der Erlenbüsche wird in Wirklichkeit von manchem Ungeziefer gemieden. So stecken z. B. noch heute, wie mir aus eigener Anschauung bekannt ist, die Bauern in manchen Teilen des Oberlahnkreises Erlenzweige auf die Krautäcker, um die Kohlweißlinge davon fern zu halten.

Die hervorragende Stelle, welche die Erle im Volksaberglauben einnimmt, verdankt sie größtenteils, ja ich kann wohl sagen ausschließlich, ihrer Umgebung, ihrem Standorte; daher sagt auch das Sprichwort: Erlenholz und rotes Haar sind auf gutem Boden rar (Judas, der Verräter, soll nämlich rotes Haar gehabt haben. Leunis II, 1040).

„Ernst wirken die Erlen im Moor. Da kommen sogleich die Sumpflagunen mit ihrem Brodem, die Wolken, die Einsamkeit hinzu und weben eine sagenhafte Poesie um die stillträumenden Bäume, da stöhnt die Rohrdommel im Schilf, Unken antworten aus der Ferne, wandernde Störche ziehen eilig vorüber, dann und wann nur wirft ein matter Strahl seinen Schein auf die Wasser, die wie mit hundert Polypenarmen die einförmigen Strauch- und Buschinseln umschlingen. Und überall weht unheimlich modriger Atem, selbst das Grün der Wasserpflanzen ist fahl oder schießt in giftiges Gelb. Es ist, als liege über der Natur ein düsteres Brüten, das beklemmend auch in das Gemüt dringt. Aber bis zum Schaurigen steigert sich diese Stimmung, wenn der Nebel sich in die vielschossigen Bäume setzt und die Nachtluft über die Fläche seufzt, daß die Blätter bebend zusammenschlagen, oder wenn der Mond sein

Dämmerlicht in die Öde wirft und Irrlichter gespenstisch hervorgucken. Das ist die nordische, das ist die echte Erlkönigslandschaft." Masius I, 35.

## Die Pappel. Populus.

In Schleswig geht über die Pappel folgende Sage:

Ein König hatte einen großen Garten, in welchem die verschiedensten Baumarten standen. Von allen Bäumen liebte er eine Pappel am meisten, welche kräftig emporgewachsen war. Aber so oft er einstmals auch im Frühling darnach sah, wollte sie doch nicht wachsen. Darüber war er sehr betrübt. Als er nun eines Tages mit seinem treuen Diener Hans spazieren ging und an den blätterlosen Baum kam, fing er bitterlich an zu weinen. Da sagte Hans: „Herr König, ich will ihm den Baum wachsen lassen, wenn er mir alles geben will, was ich bei dem Baum in der Erde finde." Der König sprach: „Ja, du sollst alles haben und sollst mir fortan der Liebste auf Erden sein." Schnell riß nun Hans den Baum mit den Wurzeln aus der Erde, und siehe, da lagen im Grunde zwei große Edelsteine und ein goldenes Buch. Er nahm die Steine zu sich und ward von Stund an so klug und weise wie kein anderer Mensch vor ihm, denn er konnte die geheime Schrift des gefundenen Buches lesen, worin alle Weisheit geschrieben stand. Die Pappel aber steckte er wieder in die Erde, wo sie zur Freude des Königs schnell aufwuchs.

Des Königs Tochter aber war blind und konnte von niemandem geheilt werden. Da trat der treue Hans zum König und sprach: „O König, sei nicht mehr so traurig wegen des Unglücks, das deine Tochter betroffen hat, denn ich will sie gesund machen." „Ach," entgegnete der König, „für meine unglückliche Tochter giebt es keine Hilfe, kannst du ihr aber das Augenlicht wieder-

geben, so soll sie zum Dank deine Gemahlin werden.“ Hans brach von der Pappel einige Blätter, legte sie auf die erblindeten Augen und machte sie wieder sehend. Darnach heiratete er die Königstochter und wurde später selber König.

Warnke, 50. 51.

Von der Espe (Zitterpappel, Populus tremula) erzählt Masius I, 30:

Die Espe stellt ihr Laub wie Täfelchen auf einen langen, feinen, merkwürdig drehbaren Stiel, und dieser selbst steht nur mit einem schmalen Fuße auf dem Holze. So geschieht es, daß auch der leiseste Hauch die Blätter lüftet, und selbst bei ruhigem Wetter gewahrt man ein Gezitter von Grün und Silber, welches nie austaumelt; immer hört man dies seltsame, scheue Gelispel. Daran knüpft sich denn, wo nicht schon der Name der Espe (tremulus zitternd, gleichbedeutend mit populus. Leunis II, 1006. Der Name Espe, Aspe scheint allerdings das flüsternde Zittern der Blätter zu malen; doch bringt ihn Grimm im Wörterbuche mit Esche in Zusammenhang, wie man denn hie und da die Espe auch „Boberesche“ nennt. Masius I, 352), so doch der sprichwörtliche Gebrauch, in dem wir das Espenlaub zu einem Gleichnis der Furcht machen (Zittern wie Espenlaub). Die Erscheinung selbst endlich hat dem christlichen Altertume Stoff zu einer weitverbreiteten Legende von dem hochmütigen Ungehorsam des Baumes gegeben. Als noch der Herr auf Erden wandelte, beugten sich alle Bäume vor ihm, nur nicht die Espe. Darum wurde sie mit ewiger Unruhe gestraft, so daß sie bei jedem Windeshauch erschrickt und zittert, wie jener Jude Ahasver, der nie rasten kann. In alle Welt zerstreut sind die Enkel und Urenkel des übermütigen Baumes, ein zaghaft Geschlecht, ewig bebend und flüsternd in der übrigen Ruhe der Wälder.

Menzel (christliche Symbolik I, 256) erzählt ferner, daß man jener unermüdeten Bewegung der Blätter wegen ehemals

gemeint habe, ein Wanderer werde nicht müde, wenn er einen Stab von Espenholz führe.

Schottländer wie Schweden glauben, das Holz des Kreuzes Christi sei aus Espenholz gemacht, weshalb dieser Baum wie der ewige Jude keine Ruhe finde. Leunis II, 1006.

In Thüringen ist vielleicht heute noch an einigen Orten die Laubeinkleidung erhalten. Im Orte Groß-Vargula herrscht die Sitte, daß ein Bursche ganz in Laub von Pappeln eingebunden und bekränzt wird; auch der Kranz mahnt an das Sonnenrad, wie jener riesige Kranz auf der Burg Queste am Harz — Queste selbst heißt Kranz. Jener heißt nun der Graskönig und wird auf ein Pferd gehoben, Reiter im Putz mit weißen Stäben begleiten ihn, die Musik folgt ebenfalls beritten, und nun erfolgt ein Gaben heischender Umzug. Dann geht es hinauf zum Sonnenberge, zu den sieben Linden, dort wird das Laubgewand zum Auseinanderfallen aufgeschnitten, und alles sucht solch einen Zweig zu erhaschen; denn auf ein Feld gesteckt, bringt er Segen und fröhliches Wachstum. Auch in einigen erfurtischen Dörfern herrscht gleicher Brauch. Die katholische Palmenweihe hat ohne Zweifel gleich uralten Ursprung, war ein germanisch christliches Zugeständnis der nachsichtigen Mutter Kirche. Häufig begegnet der also eingemummte Graskönig anderorts unter dem Namen Maigraf, Sommergraf, Blumengraf. Bechstein I, 70.

Die von Bechstein beschriebene Feier ist ein Überbleibsel des altgermanischen Mai- oder Frühlingsfestes. Daß das Laub der Pappel zu der Einhüllung genommen wurde, hat seinen Grund darin, daß sich die Blätter mit dem Sommer-Solstitium drehen, so daß daran die Jahreszeit erkannt werden kann. „Dem gemeinen Volke dient dieser Baum gewissermaßen als ein Kalender; denn weil sich die Blätter gleich, wenn der längste Tag vorbei ist, ganz umdrehen, so nehmen die Landleute

dieses zum Merkmale, daß die Tage wieder anfangen kürzer zu werden". — Dierbach, 30.

Die Schwarzpappel, Populus nigra, wird auch die Pappel der Heliaden genannt. — Phaëton, Sohn des Helios und der schönen Klymene, wurde seiner bekannten Unvorsichtigkeit wegen von Zeus in den Eridanus gestürzt. Seine Schwestern, die Heliaden, fanden ihn dort und beweinten ihn schmerzlich; die Götter erbarmten sich ihrer und verwandelten sie, um ihren Gram zu enden, in schwarze Pappeln, deren Thränen zu Electron verhärteten.

Zu dieser Mythe gab wohl die Beobachtung Veranlassung, daß die Knospen dieser Bäume im Frühjahre eine harzige Masse absondern, die, von der Sonne beschienen, in Tropfen herabfällt und später zu einer der Farbe nach dem Bernstein ähnlichen Materie wird. Dierbach, 31.

## Die Ulme. Ulmus.

### Die Ulmen im Pfarrgarten zu Vargula.

Bonifacius ging eines Tages in die neue Kirche zu Vargula, um sie einzuweihen, und steckte seinen dürren Stab außerhalb der Kirche in die Erde. Während er am Altar die Messe las, fing außen der Stab an zu grünen und einige junge, frische Schößlinge zu treiben. Als Bonifacius nachher aus der Kirche wieder heraustrat und dieses Wunder erblickte, rief er dem versammelten Volke zu: „Sehet diesen offenbaren Beweis für die Göttlichkeit und Wahrheit meiner Lehre! Solches Wunder kann nur Gott wirken."

Derselbe Stab aber ist zu einem Baum emporgewachsen, und von ihm stammen alle Ulmen, welche in der Hecke des

Pfarrgartens nach der Bonifaciuskirche zu stehen. Nur ungern wird noch heute im Pfarrgarten ein Ulmenbaum gefällt.

Witzschel I, 25.

Statt der Linden wurden in manchen Gegenden Ulmen bei Häusern (besonders Kirchen) und auf freien Plätzen angepflanzt. Besonders alte und ehrwürdige Bäume galten als unverletzlich, Sagen mannigfachster Art knüpften sich an sie und ihre Entstehung. Einem solchen Baume wird denn auch die von Witzschel mitgeteilte Sage ihr Dasein verdanken. „Die berühmte Ulme von Hiersau (Kloster in Würtemberg) wurde von Uhland besungen, und die alte Ulme, unter welcher Luther zu Worms predigte, ist jetzt noch vorhanden (nach andern indes erst später zum Andenken an Luther gepflanzt)."

Leunis II, 100.

## Die Birke. Betula.

Die Birke gehörte zu den heiligen Bäumen der Germanen. Im Vorfrühling, wenn der junge Blätterschimmer um ihre Zweige spielt, atmet sie eine sonnige, erfrischende Freundlichkeit: sie bringt den ersten, langerwarteten Gruß des wiedererwachenden Lebens. Es liegt dann etwas Weiches, Frauenhaftes in ihrem Wesen, und daher nannte sie Fouqué „die weiße Frau mit dem grünen Schleier." Bei den Frühlingsfesten spielte sie eine hervorragende Rolle; sie wurde wohl der Freia dargebracht, mit der sich Wodan nun vermählte. In den Bräuchen, bei denen sie heute Verwendung findet, hat sich noch mancher Anklang an ihre ehemalige Bedeutung erhalten.

Die Birke ist ein Lichtbaum, ein wahrer Frühlings- und Freudenbaum. Zwar haben die Söhne der Schlachten es verschmähet, seine Zweige als Siegeszeichen zu tragen; aber zu Pfingsten, wenn der Frühling seinen Triumphzug über den

Winter hält, schmückt die häusliche Jungfrau die Stuben mit den grünen Maien; die freundliche Dorfkirche prangt im Festkleide des jungen Birkenwaldes, und zum Pfingsttanze darf der Maibaum nicht fehlen. In Deutschland, besonders aber in Westfalen (und Rheinland), wo sich noch manche alte Sitte erhalten hat, spielt die Pfingstbirke eine große Rolle. Du würdest in jedem westfälischen Dorfe, wenn Du eine Rundreise machen wolltest, den Pfingstbaum antreffen. In der Nacht vor Pfingsten ziehen die Burschen in den Wald, und nun gilt es, wer für das Mädchen seines Herzens die längste und schönste Birke zu finden und auch zu behaupten weiß. Denn daß zwei Burschen schon einige Wochen vorher denselben Baum im stillen erkoren haben und nun in Streit und Prügelei geraten, ist nicht selten. Die Bäume werden hinter den Kammern der Mädchen aufgepflanzt, und die Burschen können dafür bei nächster Gelegenheit auf Kosten der Mädchen den Maibaum „vertrinken". In der Regel ist mit diesem Trinkfeste Musik und Tanz verbunden. Hat eine Schöne irgend einen Burschen schnöde abgewiesen und bis dahin keinen neuen Liebhaber gefunden, oder wenigstens keinen, der sich ihrer annähme, so erhält sie entweder gar keine Birke oder einen trockenen Baum. Und dann wird sie sicherlich noch vor Anbruch des Tages, wenn sie sonst von Natur mit etwas Klugheit begabt ist, aufstehen und den Schandbaum hinter ihrem Fenster forttragen. Kann der Bursche aber noch Zeit genug gewinnen und ihn unbemerkt zum zweitenmale hinpflanzen, so daß er am Morgen von den Leuten bemerkt wird, so ist der böse Zweck erreicht und die Schande offenbar. Hat dagegen der Bursche sein Mädchen besonders lieb, so hält er auch wohl bei dem Baume bis zum Anbruch des Tages Wache, damit derselbe nicht von anderen entwendet und hinter dem Kammerfenster eines anderen Mädchens aufgepflanzt werde. Dieses Rauben geht oft so weit, daß ein Dorf sich gegen das andere verschwört, um am frühen

Morgen sämtliche Bäume desselben zu stehlen. Ist man nun in dem bedrohten Dorfe sorglos genug gewesen, daß man sich etwa schon um drei Uhr morgens zu Bette legte und dadurch den feindlichen Anschlag möglich machte, so ist dann die Beschämung und Bestürzung allgemein. Die Burschen haben keinen Maibaum zu vertrinken, können sich nicht ergötzen an Tanz und Musik und erhalten obendrein noch den Hohn und das Schmollen des schönen Geschlechts mit in den Kauf.

In früheren Zeiten wurden auch Maibäume in der Mitte des Dorfes aufgepflanzt, um schon am Abend vor Pfingsten als Versammlungsort für die Bewohner eines oder mehrerer Dörfer zu dienen. So ist gleich der Eiche auch die Birke in die Geschichte unseres Volkes, in seine Leiden und Freuden verwebt. Noch mehr aber, als in unserm Deutschland, ist dies in den nördlicher gelegenen Ländern der Fall, z. B. im nördlichen Rußland.

An die Sitte, der Geliebten einen Maibaum zu pflanzen, denkt Hoffmann von Fallersleben, wenn er zum Abschiede singt:

Morgen müssen wir verreisen,
Und es muß geschieden sein;
Traurig ziehn wir unsre Straße,
Lebe wohl, gedenke mein!
Übers Jahr, zur Zeit der Pfingsten
Pflanz' ich Maien dir vors Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß!

## Die Tanne. Pinus abies.

Aus der Jugendzeit steigen im Zauberspiegel der Erinnerung freundliche Blumenaugen und lächelnde Engelsgestalten herauf. Sie bevölkern den noch unbewölkten Himmel, den rosiges, golddurchwirktes Morgenrot überhaucht. In jene süßen Frühlingsträume der frühesten Kindheit flüchtet sich gern der-

jenige zurück, dem nach Liebe und Frieden verlangt, dem der Kampf mit den feindlichen Mächten des Lebens eine rauhe, bittere Borke ums Herz zu legen droht, dem die schneidend kalte Zugluft des geschäftlichen Treibens und der Gleichklang der Alltäglichkeit die zarteren Triebe des Gemüts schon in der Knospe gefährden und die Blüten poetischer Regungen im Entfalten töten. — In der Kinderwelt, der das rast- und ruhelose Jagen des späteren Lebens noch fern liegt, deren Horizont kaum über den engen Kreis der Familie und nächsten Nachbarn hinausgeht, spielen die Gegenstände der Natur, insbesondere auch die friedlichen Gestalten der Pflanzen, eine bevorzugte Rolle. Besonders glücklich sind in dieser Beziehung jene Kleinen, die nicht „eingekeilt in der Straßen fürchterliche Enge“ ihre Tage verbringen müssen, sondern denen in ländlicher Freiheit Zutritt zu Feld und Wald, Wiese und Flur verstattet ist. Nicht lange danach, nachdem sich die letzten Ueberbleibsel der Gevattersträußchen verloren, welche im Interesse des jungen Weltbürgers als erste Opfer der Pflanzenwelt fielen, treten im unvermeidlichen Dualismus zwei Gestalten des Gewächsreiches im Geistesleben der Kinderwelt in den Vordergrund: der lichtstrahlende Weihnachtsbaum mit seiner seltenen Erscheinung als glückbringendes, gutes Prinzip und die zur Rute verschlungenen Zweige der Birke, die ihre permanente Sitzung hinter dem Spiegel halten. Wagner I, 1. 2.

Den Weihnachtsbaum liefert die Tanne, die auch Rottanne, Schwarztanne und gemeine Fichte genannt wird.

Man mag sich sträuben, so viel man will, der grüne Lichterbaum, welcher Weihnachten alt und jung gleicher Weise erfreut, stammt aus germanischem Altertum. Übrigens hat er sich in der Weise, wie wir ihn haben, erst im Laufe des 19. Jahrhunderts über ganz Deutschland verbreitet. Nach Oldenburg soll er im 18. Jahrhundert gekommen sein; bei den niederdeutschen Bauern in Preußen, Pommern, Mecklenburg, Hol-

stein u. s. w. war er zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch fast unbekannt. Auch der Theologe Schleiermacher erwähnt ihn im Jahre 1805 in seiner Weihnachtsfeier noch nicht, wohl aber fand ihn Goethe in Leipzig. In dem Maße, wie der Gedanke der nationalen Einheit in Deutschland sich allgemeiner festsetzte, ist die Sitte des Weihnachtsbaumes weiter und weiter verpflanzt worden. Wir können daher wohl sagen, daß er eine nationale Aufgabe erfüllt hat, indem er zu einem wesentlichen Kennzeichen deutscher Art und Sitte wurde. Und wie sehr er es geworden, das konnte man im Winter 1870/71 in Frankreich sehen. Der deutsche Soldat mußte auch draußen in Feindesland Weihnachten seinen Lichterbaum haben, mochte auch der Baum noch so schwer zu beschaffen und das Licht noch so teuer sein; — wir hatten damals vor Paris ein Talglicht beim Marketender mit einer Mark zu bezahlen. — Äpfel und Nüsse und andere Zuthaten fehlten natürlich; dafür wurden Gewehrkugeln, kleine Granatsplitter, mit denen uns der Feind begrüßt hatte, und anderer Ersatz kriegerischer Art verwertet. Und ich muß sagen, es war ergreifend, damals durch die Straßen des von Deutschen besetzten Dorfes zu gehen und die eigentümlich ausgeputzten Zweige von den verschiedenartigsten Bäumen — Fichten gab es nicht — zu sehen.

Doch zur germanischen Entstehung des Weihnachtsbaumes selbst! Will man sich über die Bedeutung desselben klar werden, so muß man ihn vergleichen mit dem Maibaum oder Rosenbaum, wie er an vielen Orten in Dorfgemeinden um Johanni aufgestellt wird. Die alten Germanen hatten zur Zeit der Winter-, wie der Sommersonnenwende ein Fest, welches den das Gedeihen der Pflanzenwelt fördernden höheren Mächten geweiht war. Beide, der Weihnachtsbaum und der Maibaum, das ist ein sicheres Ergebnis der Wissenschaft, sind Darstellungen des Vegetationsdämons, welchen man im Pflanzenleben wirksam dachte. Der grüne Weihnachtsbaum also, auch

im Winter das Bild des ungebrochenen Lebens, ist ein Zeichen des nun bald in der Natur wieder zur Entfaltung kommenden Pflanzenwachstums; der Lichterglanz erinnert daran, daß die Sonne, welche in der dunklen Zeit wenig sichtbar war, nun wieder höher am Himmel steigt und das neue Jahr zum Siege bringt. Wie schön sich mit solchen Anschauungen die christlichen verbinden konnten, nach denen der Heiland das in die erstorbene Menschheit neu eingepflanzte Lebensreis und das Licht der im Dunkel schmachtenden Sterblichen ist, erscheint einleuchtend.

Rogge, 22. 23.

Rogge ist in seinen Angaben über das Alter des Weihnachtsbaumes Mannhardt gefolgt, zu dem sich jedoch Schwartz in Gegensatz stellt, wenn er schreibt:

Wenn Mannhardt übrigens (Baumkultus) das Alter des Weihnachtsbaumes in der Mark und speciell in Berlin nach den daselbst angeführten Gelegenheitsschriften von Schleiermacher und Tieck bezweifelt, so ist er im Irrtum, wie ich wohl einmal Gelegenheit haben werde eingehender auszuführen, da der betr. Fall gerade für seine sogenannte historische Basis im allgemeinen nicht uninteressant ist. Hier nur soviel, daß ich schon in der Tradition meiner Familie den Weihnachtsbaum daselbst bis weit in das vorige Jahrhundert hinein verfolgen kann, und wenn es nicht in den Märkischen und Norddeutschen Sagen von Kuhn und mir ausdrücklich berichtet worden, so hat es nur den Grund, weil es uns als Berlinern so bekannt und unbezweifelt war, daß jede Erwähnung unnötig schien. Allerdings zeigte speciell Berlin zu Anfang dieses Jahrhunderts verschiedene Gruppen und Nuancierungen des Gebrauchs. Die vielfach den Ton angebenden Nachkommen der französischen Refugiés z. B. feierten das Fest lange Zeit gar nicht in der Weise, wie es sonst volkstümlich üblich war, der gewöhnliche deutsche Bürger aber stehend mit Kiene oder Pyramide, wofür in feineren Kreisen anderer Blumenschmuck eintrat, da man das Volkstümliche damals

vielfach für „ordinär“ hielt. In diese Kategorie gehört Schleiermacher mit Ausschmückung des Weihnachtstisches durch Myrten, Amaranten und Epheu. Tieck erwähnt übrigens die Pyramiden mehrmals; in Fouqués und Hoffmanns Märchen vom Nußknacker, Berlin 1816, das mir gerade zur Hand ist und an die Zeit von Schleiermacher und Tieck streift, steht auch als selbstverständlich ein großer Baum mit goldenen Äpfeln u. s. w. in der Mitte. Klöden, der doch von märkischer Vergangenheit ein vollwichtiger Zeuge ist, läßt auch, ohne Anstand zu nehmen, in seinen Quitzows bei einer Schilderung des Weihnachtsfestes in jener Zeit den Weihnachtsbaum mit Äpfeln und Nüssen als Mittelpunkt paradieren. Auch jetzt sondern sich übrigens in der Weltstadt Berlin die Stadtteile wieder nach neuen Nuancierungen, wie sie die Verhältnisse schaffen. Nachdem die Eisenbahnen mehr die zierlichen Tannen vom Harz u. s. w. heranführen, ist die alte märkische Kiene immer mehr in den Hintergrund getreten. Als letzte Weichnachten eine Dame nach einer solchen auf dem in feinerer Gegend gelegenen Gensdarmenmarkt fragte, erhielt sie z. B. von der Höckerin die bezeichnende Antwort: „Kienen, die giebt es hier nicht, die kauft in dem Viertel keiner, ich habe bloß Tannen.“ Schwartz, J. B., 38.

Nach Schwartz, J. B., 37 ist der Weihnachtsbaum ein Symbol des zur Wintersonnenwende wieder erstehenden Lichtbaumes.

Im Norden spielt der Baum in vielen deutschen, slavischen und lettischen Landschaften nach Mannhardt („Baumkultus“ p. 46) eine bezeichnende Rolle bei der Hochzeit (auch die Lichter fehlen nicht). Unter seinen Schutz wird die Ehe gestellt. „Dem jungen Paare werden bei der Hochzeit,“ sagt Mannhardt, der hier den Baum seinem Standpunkt gemäß als Lebensbaum fassen möchte, „grüne Bäume vorangetragen, ein grüner Baum prangt auf dem Wagen — der die Aussteuer der Braut in die neue Heimat führt — auf dem Dach oder vor der Thür des Hochzeitshauses.

Im Drömling tragen die Braut- oder Bräutigamsjungfern auf dem Wege zur Kirche dem Brautpaare brennende Lichter auf jungen Tannen oder mit Buchsbaum umwundenen Gestellen voran. Im hannöverschen Wendlande tragen die Kranzjungfern während der Ehrentänze der Brautführer und des jungen Ehemanns mit der Neuvermählten mit brennenden Lichtern besteckte grüne Tannenbäumchen vorauf. In den wendischen Dörfern bei Ratzeburg dagegen hatte ein grüner Baum auf dem Brautwagen Platz. In der Oberpfalz steckte ebenso vorn auf der äußersten Spitze des Kammerwagens, der die Aussteuer der Braut trägt, ein verziertes Fichtenstämmchen u. s. w. In Schweden nimmt man wenigstens noch als Brautstuhl, auf dem das Hochzeitspaar während der Trauung sitzt, einen Chorstuhl, pflanzt zwei Tannen mit Blumen und Goldpapier vor dessen Thüren u. s. w." Stellenweise ist der Brauch auch so gewandt, daß das Brautpaar zwei junge Bäume im Gemeindeeigentum pflanzen mußte; die Kommune bemächtigte sich gleichsam des alten Gebrauchs, der bei der Hochzeit einen Baum verlangte, und wandte die Sache in ihrem Interesse. Schwartz, J. V., 53.

Als glückbringender Lebensbaum wird die Tanne noch heute in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes auf der Firste des neu aufgerichteten Hauses befestigt. Darüber berichtet Rocholz II, 92, 93:

Ist das Dach des Hauses fertig, so bringt man ein Tannenbäumchen voll Goldpapier und Blumen herbei und trägt es jubelnd dreimal ums Haus. Bereits steht der Zimmermeister droben auf dem Firstbalken, hält die Kranzrede und ermahnt die Hausfrau, ihm diesen Baum zum allerschwersten zu machen. Letzteres ist bereits nach Möglichkeit geschehen. Die Kinder haben das Bäumchen mit einem schwebenden Blumenreifen umgeben, der Hausherr hat große und kleine Geldstücke dran gehängt, die Hausfrau dazu ein nagelneues Hemd und bunte Tücher, in deren Zipfel abermals Trinkgeld geknüpft ist. Nun

wird er am Seil aufgezogen, auf die First gesteckt und in des Meisters Schlußwort beschworen, alle Blitze und Stürme ferne, das Haus aber auf Kindeskind grünend und blühend zu halten. Zum Zeichen dessen schleudert der Sprecher das Trinkglas, mit dem er eben toastiert hat, weit übers Dach hinab. Kommt es unzerbrochen unter die Zuschauer, so gilt dies als ein Wahrzeichen, daß dies Haus niemals abbrennen, die Familie aber glücklich drin leben werde. Nun wird Feierabend geklopft. Meister und Gesellen reiten droben auf der Schneide des Dachstuhls, alt und jung ersteigt gleichfalls die frisch gelegten Bretter, jedes mit einem Hammer oder sonst tauglichen Werkzeug bewaffnet, und alle zusammen klopfen nun in gemeinsamem Takte einen dreimaligen Trommelmarsch. Dies dauert wohl eine Viertelstunde lang und dröhnt weithin vernehmbar durch die Umgegend. Dann folgt der Richtschmaus oder Beschlußwein, an welchem die Freigebigkeit des Bauern seine Arbeiter bis spät in die Nacht fortzechen läßt.

Wie bei einem öffentlichen Gebäude der oberste Beamte feierlich den dreimaligen Hammerschlag thut, damit den Bau zu weihen und zu festigen, worauf dann Festrede und Festschmaus unaufschiebbar folgen, so hier Ähnliches bei Aufrichtung des geringsten Bauern-Häusleins. Statt der Denkmünzen, die der Städter in die Grundsteine legt, wird hier Odins immergrüner Weihnachtsbaum münzenbehangen auf die First gesteckt; und die Zimmergesellen mit ihrem dreimal gehämmerten Trommelmarsch sind die alten Priester des Haus- und Herdgottes Donar, in dessen Schutz sie mit dreifachem Hammerstreich das neue Grundeigentum befehlen.

Den alten christlichen Beobachtern fiel an der Tanne besonders zweierlei auf, einmal, daß sie inmitten von Schnee und Eis noch grünt, und zum andern, daß sie ihre Äste rund um den Stamm setzt, wodurch lauter kleine Kreuze entstehen. Da dem grübelnden Menschengeiste dafür keine naturgemäße Er-

klärung zu Gebote stand, trat alsbald die geschäftige Sage hervor, die immer da eintritt, wo der denkende Geist ratlos ist, und erzählte, die kleinen Kreuze entständen, weil aus der Tanne das Kreuz auf Golgatha gefertigt; das Grün sei die nachhaltige Wirkung des göttlichen Bluts, das am Stamm niedergeflossen. In früherer Zeit, wo alles Denken, selbst die Naturbetrachtung von einem urkräftigen Wunderglauben beherrscht wurde, brachte man jede irgendwie auffällige Erscheinung mit dem Leben, Leiden und Sterben des Erlösers in Beziehung. So ist es leicht erklärlich, daß sich mehrere Bäume um die Ehre streiten, das Holz zu dem erlösenden Kreuze geliefert zu haben. Warnke, 40.

Die griechische Sage berichtet: Cybele, über den Verlust ihres Gatten, des Atys, den Macon hinrichten ließ, betrübt, verfiel in einen an Wahnsinn grenzenden Schmerz, suchte die Einsamkeit und verweilte am liebsten unter einer Fichte, in welche sie ihren Liebling verwandelt glaubte. Zu Ehren der Rhea oder Cybele feierte man im Altertume an verschiedenen Tagen Feste; an dem Trauertage, den 21. März, hieb man die Pinie oder fruchttragende Fichte ab, in deren Mitte das Bild des Atys aufgehängt war, und verpflanzte den Baum in den Tempel der Göttin. Aedestes, sagt die Mythe, bat den Zeus, daß er den Atys wieder vom Tode erwecke; aber der oberste der Götter ließ nur zu, daß er nicht verfaule, sondern als Fichte immer grüne. Dierbach, 42. 43.

Pinus oder Pitys war eine sehr schöne, von Pan und Boreas gleich heftig geliebte Nymphe; der erste war der Begünstigte. Dadurch zog sich die schöne Pitys die Rache des Boreas zu, der sie zur Erde warf und tötete. Aber aus Mitleid verwandelten sie die Götter in den Baum ihres Namens. Nun bekränzte sich Pan mit dessen grünenden Zweigen und betrauerte weinend die Geliebte. Sympathisch weinte die Nymphe des Baumes mit ihm, so oft Boreas wehte, und in klaren Tropfen hingen die Thränen an den Zweigen. Hierin liegt

auch wohl der Grund, warum man die Böcke, welche dem Pan als Opfer bestimmt waren, mit Fichtenkränzen zierte.

Dierbach, 45.

An die gemeine Fichte erinnert die Mythe von dem Pityokamptes oder Fichtenbeuger, der, als Räuber am Eingange der Landenge von Korinth hausend, schlechtweg der Bösewicht Sinis genannt wurde. Er war imstande, die Fichten, womit der gedachte Isthmus bewachsen war, zu krümmen und zu beugen, und verlangte das Gleiche von den Reisenden; waren sie es nicht imstande, so band er sie an die zur Erde gebeugten Fichten, die er dann in die Höhe schnellen ließ, so daß die armen Gebundenen zerrissen wurden. Theseus tötete ihn. — Dieser Sage liegt offenbar eine richtige Naturbeobachtung zu Grunde; denn die gemeinen Fichten, welche auf gutem Boden zu einem starken Baum heranwachsen, werden auf Sumpf- und Moorgrund kaum zum Strauche, und auf Hochgebirgen liegen sie verkrüppelt und kriechend zur Erde gebeugt. (Hier ist unter Fichte die Kiefer oder Föhre, Pinus sylvestris, zu verstehen.)

Dierbach, 47. 48.

Wie auf die Eiche (siehe daselbst!), so wurden Krankheiten auch auf die Fichte übertragen.

Um die Gicht los zu werden, geht man vor Sonnenaufgang zu einer Fichte, faßt einen Zweig an und spricht:

Guten Morgen, Mutter Fichte,
Ich hab' das reißende Gichte;
Ich hab' es gehabt dieses Jahr,
Du sollst es haben immerdar.
Im Namen Gottes † † †. Amen.

Das muß dreimal gesprochen werden, aber auf Kirchentagen.

Witzschel II, 273. 274.

Um die Gicht zu vertreiben, schlingt man in den Gipfeltrieb einer jungen Fichte einen Knoten mit den Worten:

Gott grüß' dich, edle Ficht',
Ich bringe dir mein siebenundsiebzigerlei Gegicht;
Da will ich einen Knoten wind'
Und das siebenundsiebzigerlei Gegicht 'nei bind.
Im Namen ꝛc.

Witzschel II, 283.

In den Gipfeltrieb einer jungen Fichte schlingt man in der Johannisnacht vorsichtig einen Knoten, daß der Trieb dadurch nicht beschädigt wird und weiter wachsen kann. Mit der Zeit wird aus dieser Schlinge ein fester Knoten, Fellknoten genannt; diese Knoten hängt man an, um Felle auf den Augen damit zu vertreiben. Witzschel II, 283.

Ein abergläubischer Brauch, der aber jetzt nicht mehr üblich ist, wohl aber noch lebhaft in dem Gedächtnis der Landleute lebt, ist die Entzauberung jener Tannenbäume, deren Nadeln in der Christnacht gekreuzt sind. Die Insassin eines solchen Tannenbaumes ist immer eine sehr junge Dirne, welche auf ihre Schönheit zu stolz war und durch eine Hexe verzaubert wurde.

Jene Burschen, die eine von den Dirnen in der Gegend nicht als Braut heimführen wollen, suchen in der Christnacht solche Tannenbäume und schlagen den Wipfel des Baumes ab. Dieser Wipfel muß während der drei Messen des nächsten Tages unter dem Altar verborgen werden, damit er entzaubert werde. An der Stelle des Tannenbäumchens findet man dann die entzauberte Dirne. Vernaleken, 333. 334.

In Schorndorf macht man am Himmelfahrttage aus einem Block Tannenholz einen Melkstuhl, der die Hexen in der Gemeinde herausfinden läßt. Sieht man am Christtage in der Kirche durch die drei Löcher, in welche die Beine dieses Schemels gesteckt werden, so scheinen alle Hexen verkehrt zu sitzen.

Busch, 74.

Aber nicht nur die Hexen, sondern alle in der Kirche Anwesende müßten dem hinter dem Schemel Stehenden verkehrt

sitzend erscheinen, wenn die Löcher in dem Schemel nicht zu groß wären. Betrachtet man nämlich eine Landschaft durch ein winziges Loch in einem Blatte Papier, so erscheint sie infolge der Durchkreuzung der Lichtstrahlen verkehrt.

Zuweilen soll es auch Schwefel regnen; denn man sieht beim Regen auf dem Wasser bisweilen gelbliche Stäubchen, die das Ansehen des Schwefels haben. Sie verbreiten sich nicht leicht auf der ganzen Fläche desselben, sondern geben sich gemeiniglich am Rande zusammen. Der Abergläubische fürchtet dann Krieg, weil zum Pulver auch Schwefel gehört; Pest, weil die Luft schon halb vergiftet sei; Erdbeben, weil die in der Erde befindliche große Menge Schwefel bald losbrennen werde. Allein dieses gelbe Wesen ist weiter nichts als der Staub von den im Mai blühenden Fichten und anderen Bäumen. Schwefel können diese Stäubchen nicht sein, weil sie keinen Schwefelgeruch haben, und wenn man sie gesammelt und getrocknet hat, nicht leicht brennen. Sie würden sonst auch, wie es die Natur des Schwefels mit sich bringt, nicht oben schwimmen, sondern untersinken; denn der Schwefel, der noch einmal so schwer ist (spez. Gew. 2,03 bei 0° C.) als Wasser, geht, sobald er naß geworden ist, darin unter, wenn er auch zu Mehl gerieben würde. Diese Stäubchen aber darf man durch Umrühren bis an den Grund des Gefäßes vermischen, und sie kommen doch wieder in die Höhe und schwimmen oben. Unter der großen Menge von Dünsten, welche täglich aus der Erde aufsteigen, sind freilich auch Schwefelteilchen, aber in so geringem Maße, daß sie nicht bemerkt werden, wenn sie im Regen heruntergefallen sind. Der Aberglaube hat sich der genannten Erscheinungen oft bedient, Furcht und Schrekken unter den Menschen zu verbreiten, und dadurch geheime Absichten zu erreichen, die er sonst nicht würde erreicht haben.

Fischer, 94.

## **Die Cypresse.** Cupressus sempervirens.

Die Cypresse wird vom Aberglauben des deutschen Volkes wenig oder gar nicht berührt. Daß sie als Zeichen der Trauer auf den Gräbern angepflanzt wird, verdankt sie ihrer Stellung bei den alten Griechen.

Die Cypresse war dem Pluto heilig; aus den Blättern und Zweigen derselben flocht man diesem Beherrscher der Unterwelt seine Kränze; man hielt sie für einen unglücklichen Baum und brauchte sie als Symbol der Trauer vielfältig bei Leichen-Ceremonien. Wo es möglich war, verbrannte man die Leichname mit Cypressenholz, und zwar um so lieber, da der aromatische Geruch desselben die üblen Ausdünstungen des verbrennenden Cadavers weniger bemerken ließ. Die Cypressenhaine waren überall im Altertum ein Gegenstand der Achtung und Verehrung, und gerne errichtete man in ihnen den Göttern Altäre. Berühmt ist in dieser Hinsicht der Cypressenhain bei Korinth mit dem Tempel der Hebe.

Die Cypressen waren die Töchter des Eteokles; sie nahmen sich heraus, mit den Göttinnen im Tanzen wetteifern zu wollen, wurden aber von diesen in einen Sumpf geworfen. Gaea erbarmte sich ihrer und verwandelte sie in Bäume, schön und schlank, wie sie selbst waren.

Cyparissus, sagt eine andere Mythe, des Telephus Sohn, Liebling des Apoll, wollte sich eines zahmen Hirsches wegen, den er aus Unvorsichtkeit erlegt hatte, selbst das Leben nehmen; Apoll aber kam ihm zuvor und verwandelte ihn in eine Cypresse. Nach andern war er der Liebling des Sylvanus und wurde, unversehens getötet, in diesen Baum verwandelt. — Sylvanus trägt in alten Abbildungen häufig eine mit der Wurzel ausgerissene Cypresse, oder er hält, mit Blumen bekränzt, einen Cypressenzweig in der Hand.

Wenn Melpomene, die Muse der tragischen Dichtkunst öfters mit einem Cypressenkranze geziert vorkommt, so ist dies aus den obigen Angaben leicht zu deuten; und wenn Eros sich seine Pfeile aus Cypressenholz schnitzt, so liegt darin ein tiefer Sinn, denn wenig andere Pfeile haben schon so viel Trauer und Reue bereitet als die des jugendlichen Gottes; und wenn endlich das Scepter des Zeus aus Cypressenholz war, so zeigte dies an, daß er Herr sei über Leben und Tod.

Dierbach, 49. 50. 51.

Von einer auf dem Adamspik der Insel Ceylon stehenden Cypresse, die mit Adam aus dem Paradiese herabgekommen sein soll, glaubt das Volk, wer ein von derselben abgefallenes Blatt erhaschen könne, bleibe ewig jung, es sei aber noch nie eins abgefallen. Masius I, 350.

In der portugiesischen Romanze des Grafen Nillo heißt es:

Aus dem Grab des Grafen Nillo
Hob sich ein Cypressenbaum,
Ein Orangenbaum erhob sich
Aus der Königstochter Grab.
Beide wuchsen, und mit Kosen
Küßten sich die Wipfel sanft.

Haut mir ab die beiden Stämme!
Rief der König; es geschah.
Edles Blut entfloß dem einen,
Königsblut dem andern Stamm,
Und geboren aus dem Blute
Ward ein kosend Taubenpaar.

Rocholz I, 10.

Vergleiche damit Blutlinde und Blutbuche!

Die Orientalen fassen die auf Friedhöfen gepflanzte Cypresse als Lebensbaum auf.

„Die stille Stadt der Toten“, wie die Muhamedaner die Kirchhöfe zu nennen pflegen, ist die eigentliche Heimat der Cypresse. Nichts wird von den Türken heiliger gehalten als die Totenäcker. Es sind dies große, freie Plätze, die von Cypressen dicht umstanden sind und eine so große Menge der herrlichsten Bäume einschließen, daß dadurch ein förmlicher Hain gebildet wird. Statt der schweren, festen Leichensteine werden künstlich

durchbrochene genommen, durch welche die Blumen, Sträucher und Bäume, die man auf das Grab setzt, mit ihren Blüten und grünenden Zweigen durchschauen. Diese Grabespflanzen werden sorgsam gepflegt und gedeihen daher aufs prachtvollste. Auf dem stillen, heiligen Raume versammeln sich zu jeder Tageszeit Andächtige, die in süßer Erinnerung an die Geschiedenen fromme Gebete zu Allah senden. Manche Muselmänner hegen eine so hohe Ehrfurcht vor den Toten, daß sie keinen Tag verstreichen lassen, an dem sie nicht zum Grabe pilgern und ihr Gebet verrichten. Selbst bei Nacht stellen sie sich auf den Gräbern ein, um zu beten oder Blumen und Sträucher zu begießen und zu pflegen, soweit die Nacht es zuläßt.

Schon bei den Leichenfeierlichkeiten greift die Cypresse in die Gebräuche der Orientalen ein. Ein Reisender, der einst Gelegenheit hatte, dem Leichenbegängnisse eines muselmännischen Bauern beizuwohnen, erzählt darüber folgendes: „Der Tote wurde mit verhülltem Antlitz auf einer Bahre getragen, die begleitenden Freunde trugen Cypressenstämmchen. Der Priester, der vor der Leichenbahre aufging, sprach von Zeit zu Zeit einige Sprüche des Koran und wiederholte sie, als man den Körper der Erde wiedergab. Als die Gruft geschlossen, pflanzte jeder seine junge Cypresse ein, die einen rechts, die andern links vom Grabe und gingen darauf von dannen.“ — Mit vielem Interesse folgen die Angehörigen dem Schicksal der Pflänzlinge. Fassen dieselben Wurzeln, so gilt dies für ein sicheres Zeichen, daß der Heimgegangene in das Paradies aufgenommen ist, welches den Seligen verheißen worden. Fangen sie aber an zu kränkeln oder gar zu verdorren, so schließt man daraus auf das traurige Los des Geschiedenen und giebt sich einem grenzenlosen Schmerze hin. Man wähnt, der Tote würde von schwarzen Engeln gepeinigt und fände keine Ruhe, bis es den Fürbitten ihres verehrten Propheten gelänge, die arme, bedauernswerte Seele zu befreien. Warnke, 59. 60.

## Die Eibe. (Taxus baccata.)

Die Eibe, ein ursprünglich in Deutschland häufig vorkommender Waldbaum, unterliegt demselben Schicksal, welches z. B. schon vor ihr Biber und brauner Bär, Elch, Ur und Wisent erfahren haben. Die Ursachen für das allmähliche Zurückgehen dieser Baumart sind nach Prof. H. Conventz (die Eibe in Westpreußen, ein aussterbender Waldbaum) die Entwässerung der Sumpfgegenden, die Kahlschlagwirtschaft, die erschwerte Verbreitung der Samen und die lange Keimzeit. Die Seltenheit ihres Vorkommens ist wohl als Grund dafür anzusehen, daß sie wie die ihr verwandte Cypresse (Eibe vom spanischen iva-Cypresse) im deutschen Volksaberglauben wenig erwähnt wird.

In Angelrode, eine Stunde von Plaue, ist es seit alter Zeit Brauch, daß alljährlich am Trinitatissonntage alt und jung hinauf auf den Weißenstein und in die Kammerlöcher geht, dort Taxus- oder Eibenzweige bricht und sie kreuzweise in Keller, Küchen, Stuben und Ställe steckt. Obschon der Aberglaube, daß damit den Zwergen und Hexen gewehrt werde, verschwunden ist, so ist doch der Brauch geblieben, und namentlich säumt des Dorfes Jugend nicht, am genannten Tage Eibenzweige von des Berges wundersamen Felsenkammern herab zu holen.

Witzschel II, 209.

Die Dichter der Vorzeit versetzten diesen zierlichen Baum in die dunkeln Schattengänge der Unterwelt; ja sie geben den Furien Fackeln in die Hand, die aus dem Holze des Eibenbaumes gefertigt waren. In dem innern Heiligtume von Eleusis bekränzten sich die Priester mit Myrten und Zweigen des Taxusbaumes, so wie auf gleiche Weise Demeter selbst ausgeschmückt wurde.

Dierbach, 52.

Plinius und Dioscorides nennen den Taxbaum einen Baum des Todes und hielten den langen Aufenthalt im Schatten desselben sogar für lebensgefährlich. Leunis II, 1043.

## Der Apfelbaum. Pirus malus.

### Eine Paradiesesfrucht und die Frauen.

Im Mittelalter hatte man ein beliebtes Wortspiel: malum e malo — alles Unheil von einem Apfel —; auch hieß es:

Der Apfel, den Frau Eva brach,
Uns herzog alles Ungemach.

Es ist bekannt, daß diese Citate auf die jedem Kinde geläufige Geschichte des Sündenfalls in der Bibel hinweisen. Bei den keltischen Völkern hieß das Paradies geradezu Apfelland (Avalon). Das, was hier das Weib gesündigt, hat die Erlösung durch Christum wieder wett gemacht; dieselbe Frucht, die der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen getragen hat, hängt auch am Weihnachtsbaum als neue Lebensfrucht, als Zeichen der Errettung. Der „alten" Eva, der Stammmutter eines sündigen Geschlechts, steht Maria, die Mutter des Weltheilandes und Mutter eines neuen Geschlechts, gegenüber. Ihr gab Christus einen Apfel, der nun als Symbol der ewigen Lebensfrucht gilt. Daher zeigen Madonnenbilder Maria und das Kind mit einem Apfel. In richtiger Auffassung giebt solches auch das Marienbild zu Mariazell in Steiermark wieder, auf dem das göttliche Kind der Mutter den Apfel reicht. Später trat allerdings die umgekehrte und falsche Auffassung ein, nach der die Mutter dem Kinde den Apfel giebt, woraus man dann den weihnachtlichen Brauch des Apfelgeschenks seitens der Eltern an die Kinder ableitete.

O schön' Geschenk! die Ahnfrau denkt,
Ein'n Apfel reich' dem Kinde!

Schon in der griechischen Mythe wurde der Name des Apfels — maelon — genannt. Mälon, ein Priester der Aphrodite, erhängte sich aus Kummer über den Tod des Adonis an einem Baume, der nach ihm Apfelbaum genannt wurde. Aphrodite aber erkor darauf den Apfel als Sinnbild der Treue, wie auch ihre berühmtesten Bilder — das der Hera zu Argos, der Athene auf der Akropolis u. a. — den Apfel zeigen. Nach einer andern Mythe ist Adonis selbst in einen Apfelbaum verwandelt, womit symbolisch angedeutet wird, daß der Apfel ein schönes Sinnbild ewiger Jugend ist. Einmal befragt, was das Schönste der Oberwelt sei, antwortete Adonis: Der Apfel. Doch ist es auch wiederum bekannt, daß Persephone durch den Genuß eines Apfels an die Unterwelt gebunden wurde.

Eine fernere Sage erzählt von den goldenen Äpfeln der Hesperiden, die der Held Herakles holen mußte. Bei der Vermählung des Zeus mit der Hera brachten alle Götter und Göttinnen dem Paare ihre Hochzeitsgeschenke dar, auch Gäa, die Göttin der Erde, wollte nicht zurückbleiben. Sie ließ am Westen des großen Weltmeeres einen ästereichen Baum aufwachsen, der goldene Äpfel trug. Zu Wächterinnen dieses Gartens, in dem der Baum stand, wurden die Hesperiden — vier Jungfrauen — eingesetzt, die aber die Frucht selbst nicht essen durften. Doch auch sie ließen sich, wie einstmals Eva, verleiten, davon zu naschen, und bekamen nun einen furchtbaren Drachen zum Wächter ihrer selbst, in dessen Augen kein Schlaf kam.

Ein goldener Apfel wurde einstmals die Veranlassung zum berühmten trojanischen Kriege. Als die Meeresgöttin ihre Hochzeit feierte, waren zu derselben alle Götter und Göttinnen geladen, nur Eris, die Göttin der Zwietracht, nicht, weil man fürchtete, sie würde nach ihrer Gewohnheit Zank und Hader stiften. Voll Ingrimm über diese Zurücksetzung sann sie auf

Rache. Beim fröhlichen Hochzeitsmahle erschien sie plötzlich unangemeldet und unerwartet und ließ über den Boden des Saales den Zankapfel rollen, der in der Hand der Aphrodite zum Liebesapfel wurde und die Vermählung des Paris mit der schönen Helena, aber auch die Zerstörung Trojas zur Folge hatte. Helena wurde später zur Nemesis im Schattenreiche; ihr Symbol war der Apfelzweig.

Der Apfel spielte im Altertum überhaupt eine hervorragende Rolle. Die Darreichung desselben galt als Liebeserklärung, die Annahme als Liebeserhörung. Bei den Aphrodisien hatte man das sinnige Apfelspiel, daß einer dem andern einen Apfel zuwarf, der von diesem dann geküßt und zurückgeworfen wurde. Es sollte damit an dem hohen Feste der Göttin angedeutet werden, daß alle Teilnehmer das Band der Liebe verbinde. Späterhin arteten diese religiösen Apfelspiele zu Schäkerspielen aus, wie auch schon Theokrit solche in seinen Idyllen erwähnt.

Der Apfel stand schon bei den Assyrern, Babyloniern und Persern in einem besonderen Ansehen. Vor der Betretung des Brautgemachs mußte der Bräutigam einen Apfel essen, wie solches auch bei den Römern Sitte war. Bei den Griechen verpflichtete die Solonische Gesetzgebung den Bräutigam, der Geliebten vor der Entschleierung einen Apfel zu reichen. Antike Hochzeitsbilder zeigen oftmals über dem Brautpaare einen Genius mit einem Korb voll Äpfel. Bei den Lakedämoniern wurden sogenannte hesperidische Äpfel zuerst als Götterspeise bei Hochzeiten auf die Altäre gesetzt, dann wurden sie bald vor das getraute Paar auf die Hochzeitstafel hingestellt, und schließlich wurden sie für alle Gäste zur Hochzeitsspeise.

Auch die deutsche Mythologie kennt eine ähnliche Geschichte wie die vom Garten der Hesperiden.

Idun, die Gemahlin des sangeskundigen Gottes Bragi, lieferte ihren Lieblingen unter Göttern und Menschen wunder-

bare Äpfel, deren Genuß eine nie versiegende Lebenskraft gewährte und Schönheit und Jugend verlieh. Einstmals blieb sie mit den Äpfeln zur Göttermahlzeit aus, worüber unter den Himmlischen ein nicht geringer Schreck entstand. Verursacht aber hatte ihr Verschwinden der böse Loki, der ihr hinterlistig zugeredet hatte: „Ich weiß einen Baum stehen, der ebenso schöne Äpfel trägt wie der, dessen du so sorgsam pflegst. Willst du mir folgen, so werde ich ihn dir zeigen!“ Arglos folgte Idun dem Verführer und verließ die Götterwohnung, als plötzlich ein Riese erschien und in der Gestalt eines Adlers die Göttin mit sich schleppte. Einsam und traurig saß sie nun fern von der Götterwohnung in der Gefangenschaft und sandte Gebete um Erlösung vor den Thron des alliebenden Göttervaters, der sich endlich auch ihrer erbarmte und sie in die Gesellschaft der Himmlischen zurückführte; hier weilte sie nun wieder und verjüngte als Apfelspenderin die während ihrer Abwesenheit gealterten Gottheiten. So waren also unsern Vorfahren die Äpfel dadurch bedeutungsvoll, daß nach ihrer Reife die Natur abrüstete und Licht und Wärme abnahmen. Dr. Saubert sagt inbezug auf den Idun-Apfelmythus: „Wenn die reifen Äpfel von den Bäumen fallen, tritt Kälte ein, rauben die Winterriesen die Idun mit ihren Äpfeln. Nun welkt die Natur, und die Lichtgottheiten altern und verlieren ihre Kraft. Aber wenn die Apfelbäume blühen, dann wird es wieder grün in der Natur, und nun gewinnt die in Baldr wiedergeborene Sonnenkraft von neuem befruchtende Fähigkeit. Baldr erweckt Nana, die Göttin der Blütenwelt, und die erstarkte Sonnenkraft, personifiziert in Donar, befreit Idun aus der Macht der Winterriesen. Loki wird gezwungen, dabei zu helfen, da er die Entführung mit bewerkstelligt hat. Nach der Rückkehr Iduns mit den Äpfeln im Mai findet der Fruchtansatz statt, und diese Naturentwickelung veranlaßt die Annahme, daß Wodan sich jährlich am 1. Mai mit der Naturgöttin Freia vermähle.“

Der Apfel symbolisiert aber nicht allein die Gesundheit, sondern er giebt sie auch. Nach dem Volksliede bringt der Geliebte der kranken Herzallerliebsten einen Apfel:

> Was zog er aus seiner Tasche mit Fleiß?
> Ein Äpfelein, das war rot und weiß,
> Er legt's auf ihren weißroten Mund,
> Schön Schätzel, bist krank, werd' wieder gesund.

Auch den seelischen Schmerz nimmt der Apfel hinweg. Das Märchen erzählt, daß eine im Nobiskruger Holze in Schleswig verzauberte Prinzessin ihren Schmerz in einem wilden Apfelbaume ausgeweint habe. — Unter der ländlichen Bevölkerung herrscht noch jetzt weitverbreitet der Glaube, daß man jemand durch den Genuß eines Apfels, den man in der Achselhöhle getragen, zur Gegenliebe zwingen könne.

Wie schon bei Gelegenheit der Vermählung des Zeus mit der Hera, so ist noch jetzt der Apfel im sächsischen Erzgebirge eine hochzeitliche Liebesgabe. In der Gegend von Reichenbach kauft der Bursche am heiligen Abend einen schönen Apfel und verehrt ihn der Liebsten vor der Frühmette an der Kirchthür. Auch auf dem Hinwege zur Trauung wird oft ein Apfel zwischen den Brautleuten geteilt; man faßt ihn als Symbol des Familienglücks auf. Während des Mittelalters war es in Deutschland Sitte, den Brautleuten auf dem Kirchgange eine Schale Äpfel voranzutragen.

In verschiedenen Kantonen der Schweiz eröffnen Äpfel bei arm und reich das Hochzeitsmahl. Mit Apfelblüten wurden die Brautleute häufig geschmückt. Weit verbreitet war der Volksglaube, daß eine baldige Hochzeit in der Familie zu gewärtigen sei, wenn der Apfelbaum im Herbste noch einmal blühe. Noch im vorigen Jahrhundert brachten Freundinnen der Braut am Vorabend der Hochzeit unter Musikbegleitung

einen blumenbekränzten Schweinskopf, der einen schönen Apfel im Maule hatte. Die Sitte erinnert an die Feste der Freia, bei welchen ein geschmückter Eber auf den Altar gebracht wurde.

Auch eine wahrsagende Kraft wohnt den Äpfeln inne. Bei Hochzeiten wurden dem Ehepaar sieben prächtige Äpfel vorgelegt, deren jeder in acht Stücke zerschnitten wurde. Daraus baute man nun eine Pyramide auf und wahrsagte aus dem Zusammensturze derselben auf eheliches Glück oder Unglück, auf Kindersegen oder Lebensunfruchtbarkeit. An den Vorabenden der sogenannten „Freinächte", wie der Christ-, Andreas-, Sylvester-, Matthiasnacht, schälte man Äpfel und warf die Schalen hinter sich. Je nach den Buchstabenfiguren, die daraus entstanden, wurde dann Glück oder Unglück prophezeit. Meistens aber sind es junge Mädchen, die auf diese Weise die Zukunft entschleiern wollen.

Doch wir müssen mit unsern Mitteilungen hier innehalten, wir kämen sonst nicht zu Ende, wollten wir die Sagen und Mythen über Äpfel einigermaßen vollzählig bringen. Verdenken wird man es uns indes nicht, wenn wir zum Schluß noch ein Citat über den Apfelschmuck am Weihnachts-Tannenbaum erwähnen: Dieser äpfelbehangene, erleuchtete Baum bedeutet ursprünglich die Weltesche, welche die Idunsäpfel ewiger Jugend trug und der die Winter-Sonnenwende den ersehnten Glanz des neuen Frühlingslichts verkündete. Von den christgewordenen Germanen wurde dann der Weihnachtsbaum als jener Baum Edens aufgefaßt, an dessen Äpfeln sich der Mensch den Tod gegessen, der aber nun im neuen Lichte strahlt.

A. B. in dem Sonntagsblatte Nr. 39 der „Preuß. Lehrerzeitung" von 1891.

Zu dem Vorstehenden sei noch bemerkt, daß Quitten die Äpfel der Venus (Aphrodite), Pomeranzen die der Hesperiden und Granaten die der Hera oder Juno waren.

(Dierbach, 102—110.)

Zweimaliges Blühen des Apfelbaumes bedeutet nicht nur Hochzeit, sondern auch Tod.

Tritt der Hausbaum im Spätherbst abermals in Blüte, so deutet die weiße Blüte auf des Eigentümers Ende. In einem Hausgarten hiesiger Stadt blühte im Herbst 1860 ein Apfelbaum zum zweitenmal so hübsch, daß die Eigentümerin, eine kinderlose Witwe, ein davon gebrochenes Zweiglein den Vorübergehenden mit herzlichem Vergnügen vorzeigte. Bald nach jenem Tage war sie in ihren Keller hinabgegangen und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dies veranlaßte die Leute, gegen Abend endlich bei ihr nachzuschauen. Man fand sie auf der Kellertreppe in einem bewußlosen Zustande, aus dem sie nicht mehr erwachte. Rocholz I, 135. 136.

In Süddeutschland wurde früher bei der Geburt eines Knaben ein Apfelbaum gepflanzt, der dann als Lebens- und Schicksalsbaum betrachtet wurde (s. u. Linde!). Ein solcher Baum ist es auch, von dem Rocholz (I, 136) berichtet: Ein Bauer im Dorfe Windisch hatte bei der Geburt seines Söhnleins einen Baum im Hausgarten gepflanzt und ihn dann dem heranwachsenden Kinde in Pflege gegeben. Letzten Hochsommer wurde das Bäumchen plötzlich krank und weiß. Eben war die Heuernte da, und der Knabe half mit beim Abladen in der Scheune; hier stürzte er von der Heubühne und blieb auf der Stelle tot.

Nicht nur die Blüten des Apfelbaumes, sondern auch seine Früchte wurden benutzt, um die Zukunft zu erforschen.

Wenn am heiligen Abend in Dalleschitz in Mähren gefastet wird, so bringt die Hausfrau verschiedene Fastenspeisen herein, und nachdem man sich satt gegessen, erhält eine jede Person einen Apfel, den schneidet sie in der Mitte entzwei; geschieht dieses ohne ein Körnlein zu verletzen, so wird diese Person das nächste Jahr gesund bleiben, im entgegengesetzten Falle aber entweder krank werden oder gar sterben. — Man schneidet in der Thomasnacht einen Apfel entzwei und zählt dann die in einem Teile

enthaltenen Kerne. Sind sie paar, so heiratet man bald; sind sie unpaar, so ist noch nicht daran zu denken. Schneidet man beim Teilen des Apfels einen Kern entzwei, so deutet dies auf häufigen Streit, schneidet man aber zwei Kerne, so hat man bald den Tod der Ehehälfte zu beklagen. Vernaleken, 338. 339.

Da der Apfelbaum als ein heiliger Baum betrachtet wurde, ist es auch leicht zu erklären, daß man ihn zu Orakeleinholungen benutzte. Zweimaliges Blühen aber hielt man früher, als man von dem Leben der Pflanzen nur weniges wußte, für etwas Wunderbares, das auf schwerwiegende Ereignisse in der Familie hinweisen mußte, z. B. auf Hochzeit oder auf Tod. Daß rote Blüten Hochzeit, weiße aber den Tod verkündigen sollten, entsprach der Farbensymbolik.

Von einem Apfelbaume bei der Ruine Krasikov im Pilsener Kreise erzählt man folgendes:

Zwei Freunde wurden im Walde von bewaffneten Männern umringt. Der Freund des Jünglings zog sein großes Messer und wollte einen der Räuber erstechen, allein von mehreren Hieben tödlich verwundet, sank er zu Boden. In demselben Augenblicke schlug der Blitz in eine neben dem Mordplatze stehende alte Eiche und zersplitterte dieselbe in viele tausend Stücke. Die Räuber, dadurch erschreckt, flohen nach allen Seiten. Der andere Jüngling kniete neben seines Freundes Leiche nieder, dankte Gott für seine Rettung und bat für die Seele des Dahingeschiedenen. Er kniete aber nicht lange, da kamen Männer durch den Wald. Als sie den Leichnam sahen und den daneben knieenden Jüngling, führten sie diesen, ihn für den Mörder haltend, mit sich vor das Gericht. Obwohl der Jüngling dieses schweren Verbrechens nicht überwiesen werden konnte, verurteilten ihn die Richter doch zum Tode. Der Jüngling aber, im Bewußtsein seiner Unschuld, hörte ruhig und gelassen den Richterspruch und trat dann mit Zuversicht seinen letzten Gang an. Auf dem Wege zur Richtstätte ergriff er einen Stock, stieß

ihn in die Erde und rief: So wahr dieser Stock Wurzel fassen, Äste treiben, blühen und Früchte tragen wird, so wahr bin ich unschuldig. Und die Äste und Zweige, die aus ihm sprossen werden, sollen sich als Schmach- und Trauerzeichen für die ungerechten Richter zur Erde neigen. Bald nach seiner Hinrichtung bekam der Stock Wurzeln, wuchs zu einem Baume empor, blühte und trug Früchte. Die Zweige und Äste neigten sich zur Erde, und so wurde der Ausspruch des unschuldig Hingerichteten erfüllt. Vernaleken, 118.

Über die Bedeutung dieser Sage vergl. Seite 72!

Die erste Frucht eines Baumes soll man nicht abpflücken, sonst trägt er nie wieder (sie bleibt als Opfer für die Baumgottheit). In Kleverns sagt man, daß der Besitzer des Baumes selbst die Frucht abnehmen müsse, weil der Baum sonst nicht wieder trage (ein schönes Zeugnis für die Auffassung des Verhältnisses zwischen Baum und Besitzer). Einen Obstbaum soll man nicht ganz leer pflücken, sonst trägt er das nächste Jahr nicht gut (Opfer). Strackerjan I, 46.

Krankheiten wurden auch auf den Apfelbaum übertragen: Im Fuldagrund gebraucht man folgendes sympathetische Mittel gegen Zahnweh. Man geht in der Osternacht stillschweigend an einen Apfelbaum, den man jedoch das folgende Jahr hindurch nicht mehr besuchen darf, setzt den rechten Fuß gegen den Stamm und spricht folgende Worte:

„Neu Himmel, neu Erde;
Zahn, ich verspreche dich,
Daß du mir nicht schwellest noch schwärest,
Bis wieder Ostern wird.

Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dies wird dreimal und zuletzt noch das Vaterunser gesprochen. Witzschel II, 198.

(Siehe auch unter Eiche!)

In der Umgebung von Hildesheim ist es noch jetzt Sitte, daß die Knechte während der Sylvesternacht in die Obstgärten gehen, sich gegenseitig an die Hand fassen und jeden Baum umtanzen, wobei sie singend ausrufen:

„Freue ju Böme,
Niejahr is komen;
dit Johr ne Kare vull,
ju et Johr en Wagen vull."

An anderen Orten pflegt man die einzelnen tragfähigen Birn- und Apfelbäume mit einem Strohseil zu umbinden (oder mit Ruten zu peitschen). Dadurch glaubt man die Bäume bewegen zu können, einen reichlicheren Ertrag zu liefern.

Warnke, 71.

Die Entstehung dieser Bräuche erklärt sich aus der Bedeutung, welche man den zwölf heiligen Nächten im Volke beimaß.

## Der Birnbaum. Pirus communis.

### Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern vererben sie aufs neu';
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

„Das Walserfeld bei Salzburg" bezeichnet ist der Ort,
Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt;
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Mal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letztenmal.

Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maß erst voll, —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll —
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein;
Da rinnen rote Ströme die Wiesenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Und wann das Werk vollendet, so deckt die Nacht es zu;
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh';
Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

Nun sag ich euch das Zeichen: Ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt;
Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor
Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Baum empor.

Wann nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morschen Holze aufs neu lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubschmuck er wieder angethan,
Das ist das erste Zeichen, es reift die Zeit heran.

Und hat er seine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang verheißne Zeit;
Und schmückt er sich mit Blüten, so ist das Ende nah;
Und trägt er reiche Früchte, so ist die Stunde da.

Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt;
Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft,
Und schwöllen schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maß der Sünde? ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich eins wohl klar;
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar. Chamisso.

In dem Birnbaume auf dem Walserfelde ist leicht die Weltesche Yggdrasil zu erkennen (siehe unter Esche!).

Von einem anderen wunderbaren Birnbaume berichtet Strackerjan II, 207: Auf dem Vechtaer Esch, an der Chaussee nach Oldenburg, steht ein Birnbaum, der eiserne Birnbaum

genannt. Er war ehemals sehr groß und trug eine Menge Früchte, die aber eisenhart und ungenießbar waren; jetzt ist er vielfach beschädigt, kaum mehr als ein Stumpf, aber noch jedes Jahr schlägt er aus und trägt Blüten und Früchte. Weder Blitz noch irdisches Feuer können den Baum vernichten. Der Blitz hat ihn von der Krone bis zur Wurzel gespalten, aber beide Hälften grünten weiter. Der Besitzer hat Feuer an und um den Baum gelegt, aber das Feuer wollte nicht fassen, und der Baum blieb am Leben. Der Baum ist schon über 250 Jahre alt und hat schon Wallensteins und Tillys Scharen an sich vorbeiziehen sehen, und von dem Platze unter dem Baume aus haben die Schweden Vechta beschossen, während in der Krone des Baumes einige von ihnen saßen, um die Wirkung der Geschosse zu beobachten. Im Turme der St. Georgenkirche sitzt noch jetzt eine der Kugeln, welche die Schweden der Stadt zuschickten.

## In die Holzbirnen gehen.

Die Holzbirne deutet auf den abgeernteten, frostigen Spätherbst; daher auch die andern Phrasen über einen sichtbar Abzehrenden: Er muß Birnen schütteln, muß Bändlein (Weidenruten) hauen. Der Tod ist persönlich gedacht, wohnt im Walde, hat davon den Namen Holzmeier und beruft die Sterbenden dahin ab. Nach seiner Lockstimme trägt er landschaftlich wechselnde Namen. Der Geist des Ruf-Joggeli ist in das Wäldchen Häldeli gebannt, das an der Landesmarke von Baselland und Fricktthal zwischen den Dörfern Maisprach und Magden liegt. Wer ihn dreimal Hup! rufen hört, dem ist nur noch dieses Jahr zu leben vergönnt. Da mit dem Blühen und Welken des Baumes unser aller Geschick verläuft, so sind uns die Bäume Lebens- und Todesorakel. Fruchtbäume, die man

zur Feier von Geburt und Hochzeit um das Wohnhaus zu pflanzen pflegt, sollen mit ihrem Abstehen den Tod eines Blutsverwandten zur Folge haben. Wenn die Kirschen reifen, sterben die Alten, wenn der Paintbaum im Herbste noch einmal blüht, stirbt der Eigentümer; das Laub thut ihm weh, sagt man. Wenn die Spätbirnen mürben und freiwillig abfallen, tritt auch eine für die Greise kritische Periode ein, die bereits im Renner des Hugo von Trimberg (Vers 24344 der Bamberg. Ausg.) ihre sprichwörtliche Form hat:

> seht, als müzzen wir von hinnen alle
> scheiden nach der birn valle.

Er muß die Fichte im Wachstum unterstützen, rincalzare el pino, sagt man im Tessin; denn die Heidengräber liegen in den Wäldern, wie die alten Kirchhöfe auf dem Westerwalde, am bayrischen Inn und in der Oberpfalz immer noch zunächst am Saum der Wälder gelegen sind. Er ist zu den Vätern gegangen, heißt in Mecklenburg: he is bi Gott den Herrn in'n Ellerbrok, in den Erlenwald. Lisch, Mecklenb. Jahrb. 15,265. Das Gleichnis vom fallenden Baum hat zu einem sehr fatalistisch lautenden Kirchenliede von Joh. Hübner geführt, das im protestant. Wertheimer Gesangbuche v. 1757 Nr. 725 steht:

> Trauet nicht auf Seelenmessen,
> Die man den Verstorbnen hält;
> Tote werden bald vergessen,
> Und der Baum liegt, wo er fällt.

Rocholz I, 140. 141.

## Der Kirschbaum. Prunus cerasus, P. avium.

Am 4. Dezember, dem Barbaratage, verschafft sich jedes Mitglied einer abergläubischen Familie einen Kirsch-, Weichsel- oder Birnbaumzweig. Diese Zweige werden von armen Leuten

unter dem Namen Barbarazweige verkauft. Der Zweig eines jeden einzelnen wird nun, um Verwechslung zu verhüten, bezeichnet. Alle Zweige kommen in ein mit Wasser gefülltes Gefäß und werden auf den Ofen gestellt. Das Wasser wird jeden zweiten Tag durch frisches ersetzt. Die so gepflegten Zweige treiben nach ungefähr drei Wochen eine weiße Blüte. Derjenige, dessen Zweig am ersten oder am schönsten blüht, hat Glück zu erwarten. Vernaleken, 340.

Von dem Kirschbaume erzählt man, er blühe zuweilen in der winterlichen Christnacht zu Ehren des alliebenden Weltheilandes. Auch brauche man ihn nur an die stille, heilige Nacht zu erinnern, um ihn geneigt zu machen, viele Früchte zu bilden. Wenn jemand am Christabend mit gebogenem Zeigefinger an den Stamm klopfe und dazu spreche:

Auf, Baum, heut ist die heilige Nacht,
Bring' Früchte, mehr als du je gedacht,"

so werde er einen reichen, nie geahnten Segen zu erwarten haben. Warnke, 73.

## Der Wallnußbaum. Juglans regia.

Der Nußbaum war nebst allen Eicheln tragenden Bäumen dem Zeus heilig (Juglans zusammengezogen aus Jovis glans, d. h. Jupiters Eichel). Im Augenblicke, in dem die Braut in das hochzeitliche Gemach geführt wurde, streueten die Hellenen Nüsse unter die Gäste und Kinder, damit Zeus den Neuvermählten Fruchtbarkeit schenken möge, eine noch jetzt in Griechenland übliche Sitte. Weil die auf den Boden geworfenen Nüsse zurückprallten und noch einmal in die Höhe sprangen, galten sie auch als Sinnbild der Munterkeit. (Leunis II, 10. 12).

Dierbach behauptet allerdings (Seite 111): Wenn die Früchte hie und da Nüsse des Zeus genannt werden, so scheint

dabei eine Verwechslung mit den eßbaren Eicheln vermutet werden zu dürfen.

Die Phantasie des Altertums ließ diesen schönen Baum von einer Nymphe oder Hamadryade, einer Tochter des Oxylus, bewohnen (Dierbach, 111).

Der Nußbaum tritt nach dem Glauben der Väter der dem Licht- und Blitzgott geheiligten Eiche gegenüber; beide können nicht nebeneinander stehen, ohne zu Grunde zu gehen, wie ja auch Schwarz- und Weißdorn von Alters her verderbliche Feindschaft gegen einander tragen. So ist der Erbhaß zwischen Ormuzd und Ahriman auch in den Frieden der Pflanzenwelt gedrungen. Masius I, 49.

Da die Wurzeln von Eiche und Wallnußbaum weit ausgreifen und den Boden aussaugen, so ist ein nahes Zusammenstehen beider Bäume nicht möglich. Das Rätsel dieser Pflanzenfeindschaft löst sich also auf ganz natürliche Weise.

Im Märchen selbst spielt die Wallnuß eine Rolle, und tief sinnig ist folgende Sage: In der Neujahrsnacht trat ein Engel zum Nachtwächter eines Dorfes bei St. Margarethen und führte ihn zu einer großen Kiste mit zwei Schubladen. Beide waren voll von Wallnüssen, und der Engel befahl dem Nachtwächter, aus jeder einige zu nehmen. Der Nachtwächter nahm sich welche, fand jedoch, als er sie öffnete, daß die Nüsse aus der oberen Lade alle taub waren, die aus der unteren aber den schönsten Kern enthielten. Verwundert fragte er den Engel nach der Ursache, und dieser antwortete: „Bald kommt das Ende der Welt! Von außen sehen sich alle Menschen gleich, aber wenn der jüngste Tag da ist, werden alle Schalen zerbrechen, und jedermann wird erkennen, warum der Richter die Nüsse in zwei Schiebladen gebracht.“ Grube III, 11.

Wegen der starken Ausdünstung seiner Blätter soll es gefährlich sein, unter seinem Gezweig zu schlafen; vielleicht rührt daher jene Anklage, die einst das römische Volk wider den präch-

tigen Nußbaum erhob, der auf dem Platze der Kirche del popolo stand: es hausten böse Geister in seinen Ästen. Papst Paschalis II. that den Baum feierlichst in den Bann, und nachdem er gefällt war, ward an seiner Statt die Kirche vom Volke erbaut (Grube III, 13. 14). — Rocholz (I, 77. 78). berichtet darüber:

In der Schweiz hält man besonders den Schatten des Nußbaumes für giftig; nicht bloß ist er dem Graswuchse verderblich, er bringt auch dem in ihm Lagernden Kopfweh und Zahnweh, und ein Säugling, den die Mutter unter einem Nußbaume stillt, wird einst viel Übles zu erleben haben. Auffallend ist es, wie genau diese Sätze mit denen übereinstimmen, die Plinius H. N. XVII, 18 und anderwärts über den Einfluß des Schattens angiebt, er nennt ihn für manche Gewächse eine Stiefmutter (noverca umbra), denjenigen der Nußbäume aber heißt er für alle, die er befällt, ein Gift.

## **Der Lorbeerbaum.** Laurus nobilis.

Verschieden und vielseitig sind die Mythen, welche Apollo, den strahlenden Sonnengott, mit dem Lorbeerbaume verbinden. In dem Samen des Lorbeers, glaubte man, liege ein zündender Stoff, ein verborgenes Feuer; reibe man Lorbeer mit Epheu, so entwickelten sich Funken, wie Stahl auf dem Kiesel.

Daphne, des Flußgottes schöne Tochter, von Apollo mit seiner Liebe verfolgt, flehte um Verwandlung in einen Baum; die Gottheit erhörte ihre Bitte; sie sproßte zum Lorbeer, mit dem Apollo dann seine Schläfe bekränzte. — Der erste Tempel desselben zu Delphi bestand, wie uns Pausanias sagt, lediglich aus in die Erde gesteckten Lorbeerzweigen; die Statuen zeigen ihn gewöhnlich mit lorbeerbekränzten Haaren oder auch mit einem Lorbeerstabe in der Hand.

Alle neun Jahre feierten die Thebaner dem ismenischen Apoll Feste (Daphnephorien), die nichts anderes waren als Sonnenfeste. Sie haben ihren Namen von dem Lorbeer, der, mit Olivenzweigen und Blumen umgeben, von dem schönsten Knaben der Stadt (Daphnephoros) aus einem der alten, edlen Häuser in dem feierlichsten Aufzuge getragen ward. Durch an dem Lorbeerstabe angebrachte Kugeln und Kränze deutete man die Sonne, den Mond, die Planeten und selbst die Tage des Sonnenjahres an.

Zu vielfältigen Symbolen wurde der Lorbeer benutzt, und kaum irgend eine andere Pflanze dürfte in dieser Hinsicht ihm an die Seite gesetzt werden können. So war er ein Zeichen des Triumphes und Sieges, der Ruhe und des Friedens, der Ehre und des Ruhmes. Nicht minder galt der Lorbeer als ein Sinnbild der unbefleckten Jugend und der Wahrheit; Daphne ist das keusche, fliehende Mädchen, und keine Pflanze diente so oft wie der Lorbeer zum Lustrieren und Wahrsagen. Hatte man schlafend den Kopf mit Lorbeer bekränzt, so fanden die Götter, wie Antiphones sagt, nur in Erfüllung gehende Träume. Korythalea (Daphne) war die Amme des Apoll, und der Wahrsager dieses Gottes bereitete sich durch Kauen der Lorbeerblätter zu seinem Dienste vor.

Vielfach war der Gebrauch des Laurus bei den Opfern, um von den Göttern die Schicksale der Zukunft zu erfahren, und deshalb sehr gewöhnlich das Verbrennen des Lorbeerholzes. Knisterte und krachte es öfters und laut im Feuer, so war dies ein glückliches Zeichen; verbrannte es dagegen still und ruhig, so standen schlimme Zeiten bevor.

Von dem Tempel des Apoll zu Delphi ging das Bespritzen mit Weihwasser und der reinigende Lorbeerzweig (Lustratio) aus; denn das Bekränzen mit Lorbeer war ebenfalls eine Reinigung. Im Weihwasser und dem Weihwedel des Katholicismus erkennen wir beides noch.

Auch in den Festen des Merkur spielte der Laurus seine Rolle, wie denn auch Daphnis, Sohn des Hermes und einer Nymphe, von der Mutter in einem Lorbeerhain ausgesetzt und von Nymphen erzogen wurde. — Das Fest des Merkur wurde in Rom am 15. Mai gefeiert. An diesem Tage brachten vorzüglich die Kaufleute dem Hermes Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. Vor dem Kapenischen Thor war ein dem Merkur geweihter Brunnen. Bei diesem versammelten sich die Kaufleute mit gegürteten Kleidern, und jeder brachte von seiner Ware mit. Mit einer Urne schöpften sie Wasser aus dem Brunnen und besprengten mit einem feuchten Lorbeerzweige sich selber und die mitgebrachten Waren, um ihre Vergehungen im vorigen Jahre auszusöhnen. Schalkhaft legte ihnen ein Dichter dieses Gebet in den Mund: „Wasche ab die Meineide in meinem vergangenen Leben und die falschen Worte am vergangenen Tage! Wenn ich irgend einen Gott oder eine Göttin zum falschen Zeugnisse gerufen habe, so müssen nun die Winde den falschen Schwur verwehen! Gieb mir aber Gewinn und lasse mich des Gewinstes erfreuen!“ Merkurius, sagt der Dichter, lächelt dieser Bitte von seinem hohem Sitze, des Raubes der Rinder eingedenk, die er als Knabe schon dem Apoll entwandt.

Sehr verbreitet war im Altertum der Glaube, der Lorbeer werde nicht vom Blitze berührt, ja Tiberius pflegte allezeit, so oft ein Gewitter am Himmel stand, den Kopf mit einem Lorbeerkranze zu bedecken. Dierbach, 55—60.

## Der Ölbaum. (Olea europaea.)

Nach der altgriechischen Sage hatte die Göttin Pallas Athene den Ölbaum selber geschaffen und den Menschen zum Geschenk gemacht. Bei der Gründung Athens entstand nämlich

zwischen ihr und Neptun Streit, nach wem die Stadt den Namen führen sollte. Endlich war sie mit dem Wassergott einig geworden, daß die Hauptstadt nach dem von ihnen genannt werden sollte, der derselben das beste Geschenk machen würde. Neptun ließ ein stattliches Roß aus der Erde steigen, Athene aber einen Ölbaum. Die weisen Götter, welche über den Wert dieser Gaben ihr Urteil fällen mußten, erklärten im hohen Götterrate, daß der Ölbaum, der Bote und das Sinnbild des holden Friedens, den Vorzug verdiene vor dem Roß, das zum Kampf und Streit gerüstet würde. So erhielt die Stadt den Namen Athen. Auf dem Berge, wo die heilige Olive stand, baute man ein Prachtgebäude (Akropolis), in welches man die aus purem Golde und schönstem Elfenbein gearbeitete Bildsäule der Schutzgöttin Athens stellte. Aber in noch größerem Ansehen als diese stand eine plastische Abbildung der Göttin aus uralter Zeit, die aus Olivenholz gearbeitet und der Sage nach vom Himmel gefallen war.

Mit der Heiligkeit des Baumes stand die Sitte in nahem Zusammenhange, verdienstvolle Männer, die Sieger im Ringen, Laufen, Fechten und Singen, mit einem Olivenkranze zu schmücken, was für eine hohe Auszeichnung galt. Es kam vor, daß Männer, die ihren Wert fühlten, alle Geschenke ausschlugen und nur um einen Ölkranz baten. Warnke, 6. 7.

Die Hohenpriester, Propheten und Könige des alten Bundes wurden bei ihrem Amtsantritt mit Öl gesalbt. Auch im Christentume findet sich diese Sitte.

Am Weihnachtsfeste des Jahres 496 wurde der Frankenkenkönig Chlodwig in der prachtvoll geschmückten Kirche zu Rheims durch den Bischof Remigius getauft. Als der König sich dem Taufbade näherte, segnete ihn der Bischof ein mit den Worten: „Beuge dein Haupt in Demut, Sigambrer, bete an, was du verbrannt, verbrenne, was du angebetet hast.“ Hierauf taufte er ihn und salbte ihn mit dem heiligen Öl. Einige

Jahrhunderte später entstand die Sage, das Salböl sei nicht zur Hand gewesen, weil der Priester, der es herbeitragen sollte, nicht durch die Menge hindurch dringen konnte; da habe Remigius inbrünstig zum Himmel gebetet, und eine weiße Taube kam vom Himmel und brachte ein Fläschchen heiligen Öles. Das Ölfläschchen blieb in der Kirche zu Rheims, wo später auch die französischen Könige mit dem Öl desselben gesalbt wurden, bis es unter den Stürmen der französischen Revolution im Jahre 1794 zu Grunde ging. (Stoll).

## Die Palmen. (Palmae.)

Wie für uns die Roggenpflanze unentbehrlich geworden, so ist es für die Bewohner der heißen Länder die Palme, welche, ein liebevolles Geschenk des Himmels, alles enthält, was zur Erhaltung des Lebens wichtig ist. An ihr Dasein ist das Leben ganzer Völkerschaften geknüpft; würde sie ihnen entrissen so gingen sie unsäglichem Elende und zuletzt ihrem völligen Untergange entgegen. (Warnke, 9.)

Dem Araber ist die schlanke Dattel das Ein und Alles. Er betrachtet sie daher fast ebenbürtig, als ein Glied der Familie. Als Allah den Menschen schuf, blieb etwas von dem Thon, dem heiligen Urstoff, zurück, aus welchem er sein Ebenbild formte; daraus bildete er die Dattel, die Ernährerin der Hilfsbedürftigen. Dattelhaine, welche Allah gepflanzt, finden sich noch jetzt in einzelnen Wadis Arabiens. Datteln grünen neben dem Grabe des Propheten und seiner Lieblingstochter (Fatme). Palmenwälder veranlaßten die Hirtenstämme zur Gründung fester Wohnsitze. In dem hohen Binnenlande Arabiens, der Landschaft Nedsch, der Heimat der Wahabiten, finden sich gegenwärtig noch viele Brunnen, die bis zu 6 bis 8 m

Tiefe mit Steinen ausgelegt sind, neben ihnen umfangreiche Ruinen von steinernen Gebäuden. Die Sage schreibt deren Entstehung einem urweltlichen Stamme, den Beni-Tammur, d. h. Palmensöhnen, zu. In den Palmenhainen jenes Gebiets sammelten sich die in der Wüste zerstreuten Nomaden, deren ganzes Leben Flucht ist, und gründeten feste Stätten. Die Palme, El, d. h. die Starke, ward zum Städtegründer und Stadtkönig. Den Mittelpunkt bildete ein Palmengarten, in dem der zur Bewässerung dienende Brunnen oder Teich nie fehlte. Eine ausgezeichnete Palme, wahrscheinlich eine wilde, durch Menschenhand unentweihte, war der eigentliche Gottesbaum. Ein einfacher Stein dabei bildete den Tisch, wo dem Gott die Opfergabe gebracht wurde. Seine Gegenwart giebt der Palmengeist durch Bewegungen kund. Wenn der Hauch Gottes leise sich aufmacht, rauschen die Zweige, heben und senken sich, wiegen sich hin und wieder und erteilen Orakel. Der Kundige, der Priester, zugleich Herrscher der Niederlassung, verstand es, sie zu deuten. Weissagende Frauen und gottbegeisterte Propheten schlossen sich auch dem Palmendienst an. In Nedschran stand außerhalb der Stadt ein solcher Götterbaum. An einem bestimmten Tage wallfahrtete man zu ihm, schmückte ihn mit reichgestickten Teppichen, hielt Prozessionen, verrichtete Gebete und veranstaltete ein allgemeines Fest, denn dann sprach die Gottheit der Palme zum Volke. — Ein solches Orakel war auch in Kadesch, jenem Orte, wo die Gemeinde Israels lange Zeit hindurch den Mittelpunkt ihres Sitzes hatte. Aus dem Palmenkultus entwickelte sich die theokratische Verfassung. Der Hain Mamre war ein Palmenhain, in welchem der Bundesgott Abrahams wohnte. Auch Bethel war eine solche Stätte. Am Sinai befand sich ein heiliger Palmenwald, in dem, auf einem Lager von Dattelblättern ruhend, ein Priester und eine Priesterin fortwährend wohnten. Im fünften Jahre versammelten sich bei demselben die umwohnenden Araber und schlachteten

Hekatomben von Kamelen zu dem Freudenfeste, das man gemeinschaftlich beging. In einem feurigen Busch erschien Gott selbst am Sinai dem Mose; der Schwiegervater des letzteren war Priester. Nach der Ansicht einiger war jener Busch die rotblühende heilige Brombeere des Sinai, andere vermuten dagegen einen heiligen Palmenhain in demselben, da das Dattelholz, als schwer verbrennlich, zugleich Symbol der Widerstandsfähigkeit gegen die zerstörenden Gewalten, Sinnbild der Unsterblichkeit und Ewigkeit war.

Von Arabien aus, wo der Palmendienst seinen ursprünglichen Sitz hatte, wo die Dattel, die einzige ernährende Kraft, auch als einziger Gott dastand, vom Süden jener Halbinsel aus wanderte der Kultus der Dattel nach den benachbarten Ländern, obschon er dabei genötigt war, sich zu akklimatisieren und dadurch zum Dualismus und zur Vielgötterei ausartete. Nimrod, der gewaltige Jäger vor dem Herrn, war mutmaßlich ein Eindringling im Gebiet des Euphrat und Tigris, der, aus dem südlichen Arabien kommend, in der neuen Heimat den Palmendienst einführte. Noch jetzt zeigt man in Hadramaut in Südarabien sein Riesengrab und ehrt es. Babylonische Bilderwerke deuten vielfach auf die Verschmelzung des Palmendienstes mit den einheimischen Anschauungen des sinnlichen Volkes hin. Die Vorstellungen Palme, Sonnengott und Zeit verschwammen in einander und ersetzten sich gegenseitig in vielfältiger Weise. Dem Bel oder Bal feierte man Feste, ähnlich denen, die man dem Götterbaum veranstaltete. Selbst das Laubhüttenfest der Israeliten ist mit seinen Palmenzweigen noch ein Nachklang aus jener Urzeit. In Palästina bestand der Haindienst bei den Israeliten bis zu Hezekias Zeiten. In Ägypten ward die Dattel zum Zeichen für den Wechsel des Jahres. Die einzelnen Fiederblättchen ihres Wedels deuteten die Monde und Tage an, ja selbst der Sonnenvogel Phönix war eigentlich nur eine veränderte Auffassung des langlebigen Sonnenbaumes, den man mit demselben bezeichnete. Nach Ovids

Erzählungen hat der Phönix sein Nest auf einer Palme oder auf einer Eiche, dem Götterbaume der Griechen. Das Orakel zu Ammon, das sich in einem Palmenhaine am Sonnenquell befand, trug sich auf den heiligen Eichenhain zu Dodona in Hellas über. Dieses letztgenannte Orakel des Pelasgischen Zeus, das älteste in Griechenland, war ein Baumorakel. Auch der Baum am Skäischen Thore von Troja, der hohe Baum des Aegisschwingers Kronion, war ein Orakelbaum, auf dem sich Apollo und Athene niederließen.

Auf den Südsee-Inseln war die Kokospalme lange Zeiten hindurch „Tabu", d. h. ein Heiligtum. Der Genuß der Frucht war ausschließlich den Männern gestattet.

Eine düstere Berühmtheit hat ein fagottähnliches Instrument erhalten, das die Indianer an den Ufern des Uaupé aus den hohlen Stämmchen der Pashiubapalme (Iriartea exorrhiza) verfertigen und Juripari, d. h. Teufel, nennen. Dasselbe hat nahe am oberen Ende ein viereckiges Loch, das man mit Lehm fast ganz verschließt, und darüber bindet man ein Stück Uarumablatt, so daß eine Art Monstre-Flageolett entsteht. Der Klang ist jenem eines Fagotts ähnlich. Bei den Festgelagen der Indianer wird das Juripari von alten Männern gespielt, die dabei mit demselben in sonderbarer Weise bald senkrecht, bald seitwärts umherfahren und ihren ganzen Körper gleichzeitig bewegen und verrenken. Kein Weib, weder jung noch alt, darf sich sehen lassen, sobald die Teufelsflöte ertönt; sie müssen sich in ihren Hütten verborgen halten. Erblickt eine der Unglücklichen ein solches Instrument, sei es auch zufällig, ja steht sie nur in dem Verdacht, ein solches gesehen zu haben, so ist sie unrettbar dem Tode verfallen und wird meistens durch Gift hingerichtet. Der Vater schont, vom finstern Aberglauben befangen, die eigne Tochter nicht, der Mann nicht die Gattin. Derselbe Volksstamm hat auch kleinere Blasinstrumente aus denselben Palmenstengeln, die, mit einem langen Streifen der

zähen Rinde des Jerabu (Parivoa grandiflora) gewickelt, in weiten Falten unterhalb der Röhre herabhängt und so eine Art Trompete bildet, in welche am oberen Ende hineingeblasen wird.

Wagner I, 8—10. 16. 166.

## Die Meernuß und der Vogel Greif.

Vor alten, alten Zeiten waren die Meernüsse die allerstärkste Medizin; gegen alle Krankheiten und Übel wurde sie benutzt, und daß es immer noch Kranke gab, lag nur daran, daß man sehr wenig Meernüsse besaß. Nur in ganz großen Städten hatte man eine dergleichen oder auch nur ein Stückchen, und die Kranken wallfahrteten dorthin wie zu einem wunderthätigen Gnadenbilde. Ein klein wenig abgeschabtes Pulver davon wurde mit Gold bezahlt. Selbst der Kaiser hatte nicht immer eine solche Nuß. Kaiser Rudolf bot für eine viertausend Gulden und bekam sie doch nicht. Die Meernuß ward aber auch von den Schiffern aus dem weitentfernten Indien mitgebracht; und was recht weit her ist, das hält man ja immer für gut. Selbst in Indien ward die Meernuß als das größte Wunder des Landes betrachtet. Kein Mensch hatte jemals den Baum gesehen, auf welchem sie wuchs. Niemand kannte das Land, aus dem sie eigentlich kam; ein tiefes Geheimnis herrschte darüber. Höchst selten fand man eine solche Nuß an der Meeresküste, angespült von den Wellen, und die ostindischen Schiffer erzählten von ihrem Herkommen gar merkwürdige Dinge. Weit weg von Java, sagten sie, steht der Meernußbaum. Mit seinen Wurzeln haftet er auf tiefem Seegrunde, die Krone streckt sich über die Wellen empor. Nur ein einziger solcher Baum ist vorhanden, und dieser trägt die Nüsse. Aber hinzufahren und die Nüsse zu holen, das ist ebenso schlimm, als führe einer

geradezu in die Hölle oder in die Pforten des Todes; denn oben auf dem Gipfel des Baumes hat der Vogel Greif sein Nest; dort ruht er bei Tage. Wenn's Nacht wird, fliegt der Vogel nach dem Lande und holt sich etwas zu fressen. Am liebsten nimmt er einen Elefanten oder ein Nashorn, noch lieber freilich beide zugleich. Die trägt er nach seinem Horst und verspeist sie. Wollte ein Schiff auch dem Baume sich nähern, während der Vogel ausgeflogen ist, so hilft ihm das nichts; denn der Baum taucht dann unter und ist nirgends zu sehen. Zudem ziehen alle Meeresströme nach dem Baume hin, es ist deshalb schon gefährlich, überhaupt sich nach jener Richtung hinzuwagen. Sowie der Schiffer in solchen Meerstrom gerät, treibt's ihn mit unwiderstehlicher Macht vorwärts, gerade auf den Meernußbaum los. Dort wird dann Mann und Maus vom Vogel Greif aufgezehrt, und das Schiff geht zu Grunde. Nur selten reifen einige jener Nüsse und fallen ins Meer, noch seltener wird eine davon an den Strand gespült. Auf den Malediven-Inseln war es deshalb Gesetz geworden, daß jede angespülte Nuß dem König gehöre. Sie ward demselben dann mit großer Feierlichkeit überreicht. Gräßliche Strafe und Tod drohte dagegen dem, welcher es gewagt haben würde, eine solche für sich zu behalten.

Endlich kamen französische Schiffer auf einer Entdeckungsfahrt zu den Seychellen und fanden auf dreien derselben den Wunderbaum, der die Meernüsse trug. Es war eine Palme, die man nun der Nüsse wegen Meerkokospalme (Lodoicea) nannte, ein ansehnlicher Baum. Tausende bedeckten die Inseln, das flache Ufer so gut wie die Berge, und noch heutzutage ist dies der einzige Ort auf der Erde, wo sie wachsen. Hoch wie Türme steigen die Stämme der Meernußpalmen in die Luft, schlank wie Säulen und dabei etwa nur zwei Spannen dick. Auf der Spitze trägt jede eine Krone, aus etwa zwanzig mächtigen Blättern gebildet. Jedes Blatt ist so groß wie etwa eine

geräumige Stube, vier Mannslängen lang und zwei breit. Auch die Blattstiele sind gegen zwanzig Fuß lang. Die fächerförmig ausgebreiteten Blätter sind am Rande gezackt wie ein Sonnenschirm. Eins davon reicht vollständig aus zu einem Zelt für eine Reisegesellschaft. Die Franzosen waren entzückt über diesen Fund, sammelten ein ganzes Schiff voll Wundernüsse und rechneten aus, wie sie diese in Ostindien für ungeheure Preise verkaufen wollten. Gold und Edelsteine gedachten sie dann im Schiff als Rückfracht zu nehmen. Sie kamen glücklich in Ostindien an; aber siehe, kaum erfuhren die Indier zu ihrem Erstaunen, daß die Meernuß nichts sei als eine gewöhnliche Nuß, daß auf dem Baume, auf dem sie wüchse, kein Vogel Greif, sondern nur gewöhnliche Vögel säßen, so hatten sie auch den Glauben an die wunderbare Heilkraft derselben verloren. Wollten die Franzosen ihre Nüsse nicht wieder mitnehmen, so mußten sie dieselben um Spottpreise verkaufen. So kostet denn die Meernuß nicht viel mehr als irgend eine andere Palmenfrucht, und ein gewöhnlicher Matrose kann sie den Seinen mitbringen als Andenken an seine indischen Fahrten —, während sich früher selbst ein Kaiser vergeblich danach bemühte. — Vom großen Vogel Greif hat seitdem kein Mensch wieder etwas gehört, es sei denn etwa, daß er noch in einem indischen Märchen verborgen sein Wesen treibt und Elefanten zum Frühstück verspeist.

Wagner, i. Gr., 5—8.

## Die Rose. Rosa.

„Die erste Blum' vor allen, das muß die Liebe sein,
Der Menschen Wohlgefallen, der Engel höchster Schein:
Sie ist die Rose rot und muß auf Dornen stehen;
Sobald die Winde wehen, ist ihre Schöne tot."

Der Garten ist der schöne Freund des Hauses, das Paradies der Kinder, mit den Leiden und Freuden eines trauten

Familienlebens innig verknüpft. Durch ihn erhält die Wohnung den Reiz der Poesie, den Ausdruck des behaglichen Seins. Das taufrische Grün des üppig sprossenden Rasens, die kühlen, schattigen Lauben und die Farbenpracht der Blumen entzücken das Auge des schönheitsliebenden Menschen. Überwältigend aber wirkt dieses Duften und Blühen, diese Pracht und Herrlichkeit zur Zeit der Rosen. Keine andere Blume vermag unsere Sinne, unser Gemüt, unser ganzes Sein so zu erfassen und zu umstricken als die Rose, die darum auch mit Recht die Königin der Blumen genannt wird.

Doch berichtet die persische Sage, daß die Rose nicht von Anfang an Blumenkönigin gewesen sei, daß die Lotosblume früher diese Stellung bekleidet habe. Doch die Lotosblume konnte die Pflichten der Königin nicht erfüllen:

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht."

Heine.

Deshalb kamen die Blumen vor das Angesicht des Schöpfers und baten um eine andere Königin. Der Herr erfüllte die die Bitte und gab ihnen die jungfräuliche, weiße Rose. Die Nachtigall, der Liebling der Blumen, war von der neuen Königin so entzückt, daß sie rasch hinzuflog, um sie fest an sich zu pressen; aber die scharfen Dornen drangen tief in ihre liederreiche Brust ein und verwundeten sie tötlich; ihr Herzblut färbte die weißen Blätter: so wurde die weiße Rose rot.

Der Dichter Attar erzählt diese Sage in „Bulbul Nameh", d. h. Buch der Nachtigall, in folgender Weise:

Vor den König Salomo kamen einst aus allen Himmelsgegenden die Vögel und führten Beschwerde über die Nachtigall, welche durch ihren nächtlichen, klagenden Gesang ihnen die Ruhe raube. Der weise König ließ die Angeschuldigte vor seinem

Throne erscheinen und fragte, was sie zu ihrer Rechtfertigung anzuführen habe. Der Vogel erzählt nun, daß es allein die heiße Liebe zur Rose sei, die ihn zu leidenschaftlichen und rührenden Klagen zwinge, und daß er nicht anders könne, als in den stillen Stunden der Nacht zu singen und zu weinen. Salomo spricht darauf die Nachtigall frei; die Ankläger aber werden nun von Mitleid für sie erfüllt, und keinem fällt es seitdem mehr ein, sich über die schmelzenden Töne der trauernden Liebenden zu beschweren. Im Volksglauben der Perser ist diese Legende tief eingewurzelt, und noch jetzt behaupten sie, daß die Nachtigall im Frühjahre die Rosenbüsche umflattere, unaufhörlich klägliche Laute hören lasse und keine Ruhe finde, bis sie, vom Dufte der Blütenbraut betäubt, kraftlos zu Boden sinke.

Moritz Lilie in der Bibl. d. Unterh. u. d. Wissens 1883,
Band 13, Seite 213.

## Der Ursprung der Rose.

Den Rosenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide.
Es thut's nur sich zur Lust, es thut's nicht ihm zu Leide.
Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur, es ward davon nicht nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn in scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.
Sie sprach: „Thu' auf die Hand und gieb das Flöckchen mir;
Und ist mein Nest gebaut, sing' ich zum Danke dir.“
Er gab, sie nahm und baut'; und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

Fr. Rückert.

In überaus lieblicher Weise läßt die altgermanische Sage die entweichende Seele des Kindes als Rose aufblühen. Ein Kind trägt eine Rosenknospe heim, die ihm der Engel im Walde geschenkt hat; als die Rose erblühet, ist das Kind tot.

Grimm, 477.

Julius Mosen teilt diese Sage mit in dem Gedichte:

## Die Rosenknospe.

Im dunklen Wald verirrte
Ein armer Knabe sich,
Er warf sich auf die Erde
Und weinte bitterlich.

Bald stand vor ihm ein Kindlein
Mit einem Flügelpaar,
Rings um sein Haupt erglänzte
Ein Schein gar licht und klar.

Es that ihm in das Körbchen
Ein Tuch so weiß und rein,
Dann aber frische Brötchen
Und Honigseim hinein.

Es lehrte manches Sprüchlein
Und führt ihn bei der Hand,
Bis endlich so der Knabe
Vor seiner Hütte stand.

Und eine Rosenknospe
Gab es ihm freundlich hier
Und sprach: „Wenn sie erblühet,
Dann bin ich stets bei dir.“

Als nun des Knaben Mutter
Am Mahle sich gelezt,
Da hat sie auch die Knospe
Ins Wasserglas gesetzt.

Doch an dem nächsten Morgen
War hell und purpurrot
Das Röslein aufgeblühet,
Der Knabe bleich und tot.

In Erinnerung an diese Sage wird die holde, unschuldige Jungfrau im Liede auch so oft als Rose bezeichnet.

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Wasserglas,
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf;
Das wisse!

Vergleiche auch Goethes „Heidenröslein“ und das schöne Lied von Hermes: „Es liegt ein Weiler fern im Grund!“

Mit Recht haben die Alten die Rose dem Eros (Amor oder Cupido), dem kleinen Liebesgotte, gewidmet; denn frisch und rosenfarbig sei derselbe immer, allzeit blühend und munter; golden sei sein Haar wie die goldfarbigen Staubbeutel der

Rose; scharf seine Pfeile wie ihre Stacheln, und seine Flügel bestünden aus Rosenblättern. Aber auch so flüchtig seien die vom Liebesgott gebotenen Freuden, wie die Rose hinfällig sei, und wie sie, die schönste der Blumen, nicht selten die pflückende Hand verletze, so dringe kein Gott häufiger, als der liebliche Amor, mit quälenden Sorgen in die Brust des Sterblichen. Die Grazien, die stets jugendlichen Göttinnen der Anmut, dachte man sich mit Rosenguirlanden verbunden, die Göttin der Jugend, die Hebe, und den Göttermundschenk, den lieblichen Knaben Ganymed, mit Rosen geschmückt. Grube II, 9.

Die griechischen Mythen geben den Ursprung der Rose in sehr verschiedener Weise an.

Artemis oder Diana, die Göttin der Jagd, war auf die bildschöne Roselia eifersüchtig, weil sie glaubte, die holde Jungfrau würde von Amor mehr geliebt als sie. In rasender Wut ergriff sie die verhaßte Nebenbuhlerin, schleppte sie zum Dorngebüsch und tötete sie vermittelst der scharfen Dornen. Aber nach vollbrachter That empfand sie bittere Reue. Doch alles Wehklagen war vergeblich. Als diese Kunde vor Amor kam, eilte er in unsagbarem Kummer zum bezeichneten Dornbusch und neigte sich voller Wemut über die scharfen Zweige. Thränen perlten ihm aus den göttlichen Augen und rieselten an dem Strauch, der ihm das Liebste geraubt, stromweis nieder. Aber, o Wunder! Der starre Strauch belebte sich und trug duftende Blüten — eine ewige Erinnerung an die schöne Roselia.

Aphrodite trug als Hauptschmuck einen Rosenkranz auf dem lockigen Haar. Durch sie entstanden auch die ersten roten Rosen; denn vorher blühten sie alle weiß.

Der bildschöne Adonis, der Liebling der Göttin, verfolgte auf der Jagd einen schnellfüßigen Eber. Er warf den Jagdspieß nach dem wütenden Tiere, verfehlte es aber und ward schwer verwundet. Als die Göttin ihn vermißte, suchte sie voller Verzweiflung im dichten Wald. Sie drang durch Dornen-

und Rosengebüsche und achtete es nicht, daß die Dornen sie ritzten und das Blut auf die Erde tropfte. Ein Tröpflein fiel auf die unschuldsvolle weiße Rose; sie färbte sich rot wie das Blut der himmlischen Göttin. Seit jener Zeit mischten sich die roten Rosen unter die weißen und erfreuten Götter und Menschen.

Warnke, 110, 111.

Andere lassen die Rose selbst unmittelbar aus dem Abendsterne herabkommen, und endlich soll die liebliche Blume noch aus dem Nektar entstanden sein, den Cupido zufällig bei einem Göttermahle verschüttete.

Wenn Aurora die Pforten des Tages öffnet, so bestreut sich der Himmel mit purpurfarbenen Rosen und zahlreichen Blumen. Selbst Dionysos kommt bisweilen mit Rosenkränzen umwunden vor. Auch um den Scheitel des Gottes des Schmauses, Komos, windet sich ein Kranz von frischen Rosen.

Dierbach, 157.

Bei hohen Festmahlen pflegte man daher eine so große Fülle von Rosenblüten auf die Tische, an denen gespeist wurde, zu schütten, daß die Speisen davon ganz umgeben waren. Der Kaiser Nero, von dem die Geschichte schauderhafte Greuelthaten erzählt, hatte sich einen Speisesaal herrichten lassen, dessen Seitenwände sich durch eine Maschine fortwährend um die Gäste drehten und abwechselnd die vier Jahreszeiten darstellten. Aber statt des Hagels und Regens fiel eine ungeheure Masse Rosenblüten auf die Gäste herab. Es wird erzählt, daß der Tyrann zu einer einzigen Mahlzeit für 30 000 Thaler Rosen kaufte, und daß er, wenn er sich selbst als Gast ansagen ließ, an seinen Wirt das Verlangen stellte, auf seinem Eigentume alle Fontainen, mit Rosenwasser gefüllt, springen zu lassen.

Nach ihm verfuhr der römische Kaiser Heliogabalus, dessen Regierung Grausamkeit und Verschwendung kennzeichnen, sehr unsinnig. Er ließ während einer Mahlzeit eine solche Menge Rosen und Veilchen auf seine Gäste herabfallen, daß mehrere

von ihnen sich daraus nicht wieder hervorarbeiten konnten und in der Blumenfülle ersticken mußten. Der Tyrann jubelte bei dem Anblick hell auf, während den andern das Herz weinte.

Warnke, 113.

Die Rose war ein Symbol der Verschwiegenheit. Liebende haben oft Geheimnisse zu bewahren; darum gab Cythere dem Harpocrates eine Rose, um ihn so an die Pflicht der Verschwiegenheit zu erinnern. Eine Rosenguirlande, gewunden um den Trinkbecher, erinnerte den fröhlichen Zecher, daß der Wein zwar des Menschen Herz erfreue, aber die Macht nicht haben dürfe, der Zunge Geheimnisse zu entlocken. Was ein strenges Stillschweigen erheischte, eröffnete man dem Freunde sub Rosa, und ein Bild dieser Blume, an die Decke der Speisesäle eingegraben, hat daher die Absicht, an die Pflicht der Verschwiegenheit zu erinnern.

Dierbach, 159.

Wie viele andere Dinge, die im Altertume der Göttin der Liebe und Schönheit geweiht waren, so ging auch die Rose später in den Marienkult über. Hier ist sie das Sinnbild der Reinheit und Unschuld, als welches sie noch heute bei den Rosenfesten Verwendung findet. Ein solches Fest fand am 5. Juli 1888 zu Lichstedt im Rudolstädtischen statt. Vor dem Altare setzte der Geistliche nach vorangegangener Predigt einen Rosenkranz auf das Haupt des bravsten und tugendhaftesten Mädchens aus dem Orte, dasselbe damit feierlich als Rosenbraut krönend. Von der Kirche aus setzte sich der Zug nach dem Festplatze in Bewegung, woselbst die Rosenkönigin ausgekegelt, d. h. dem jungen Burschen als Tänzerin zugewiesen wurde, der sich im Kegelspiel den Hauptpreis errungen hatte. Dieses Rosenfest wurde im Jahre 1769 durch einen Herrn Ulrich von Ketelhodt gestiftet. Der Gutsherr des Dorfes erwählt von sieben durch den Geistlichen vorgeschlagenen Jungfrauen eine als Rosenkönigin; die Betreffende erhält als Festgeschenk ein Sparkassenbuch über 75 Mark.

Von einem Rosenfeste, das seit Jahrhunderten zu Sallency, einem Dorfe in der Picardie, gefeiert wird, erzählt Grube (II, 12): Es wird von den drei unbescholtensten, durch Sittsamkeit und weibliche Tugend ausgezeichneten Mädchen des Dorfes die würdigste erwählt — früher vom Grundherrn des Dorfes, jetzt vielleicht vom Friedensrichter. Ihr Name wird aber vor dem festlichen Tage von der Kanzel verkündigt, damit noch jedermann Zeit habe, Einsprache gegen die Wahl zu thun, falls er eine noch würdigere Jungfrau weiß. Ist jedoch die Wahl unbestritten, so wird am 8. Junius, als am Festtage des heiligen Medardus (der als Bischof von Noyon etwa um 500 n. Chr. das Fest gestiftet haben soll), das Rosenmädchen unter Musik und dem Geleit von zwölf festlich geschmückten Paaren auf das Schloß geführt. Von dort wurde sie früher vom Schloßherrn selber zur Kirche geleitet, wo die Vesper abgehalten ward. Dann begaben sich alle Versammelte in feierlichem Aufzuge zur St. Medarduskapelle, wo auf dem Altar der rosenbekränzte Hut lag, der dann der Königin des Tages unter dem Gebet des Priesters auf das Haupt gesetzt ward. Auch in der östreichischen Provinz Mähren wurden bisher ähnliche Rosenfeste gefeiert, das eine zu Nikolsburg, einer Herrschaft des Grafen Ditrichstein, das andere zu Frain auf der Herrschaft des Grafen Mnischuk.

Aber auch eine tiefernste Bedeutung wohnte dem lieblichsten unter den Kindern Floras bei; die Rose ist die Blume des Todes, der letzte Tribut, den die Lebenden ihren heimgegangenen Lieben aufs Grab legen. Wie alle Blumen, so knospet, blüht und welkt auch die Rose, aber die Menschheit freut sich an ihrer Pracht, ihrem Duft mehr als an den übrigen, und ihr Tod erweckt daher auch tieferes, innigeres Bedauern, als das Vergehen und Verblühen der anderen Blumen. Mit weißen Rosen schmückt man den Sarg des Jünglings und der Jungfrau, mit roten Rosen überstreut man die Gräber, um anzudeuten, daß die Liebe auch über das Grab hinausdauert.

Am Sonntag Lätare (dem dritten vor Ostern) der auch Rosensonntag (Dominius in rosa) genannt wird, weiht der Papst die goldene Rose, die er an die um den katholischen Glauben besonders verdienten Kinder der Kirche, namentlich an gekrönte Häupter, verschenkt. Die Ceremonie der Weihe besteht darin, daß der Papst die Rose in heiliges Öl taucht, Moschus darüber streut und ihr den apostolischen Segen erteilt. Die sinnbildliche Deutung besteht dabei in der Vergänglichkeit der Blume, welche die Sterblichkeit des Leibes darstellt, wogegen das reine, edle Metall, aus dem die Rose gefertigt ist, den Lohn bedeutet, welcher die Förderer des Glaubens im Jenseits erwartet. Der Rosenkranz, nach welchem die Katholiken eine bestimmte Anzahl Vaterunser oder Ave Maria beten, ist für dieselben ein wichtiges religiöses Requisit. Übrigens haben einige Forscher den Ursprung des Rosenkranzes aus dem Buddhismus nachgewiesen, wie denn auch die Bekenner des Islam sich zu ihren Andachtsübungen eines Rosenkranzes, Tesbih genannt, bedienen, welcher aus 99 Perlen besteht, analog den im Koran erwähnten 99 Eigenschaften Gottes. (Moritz Lilie in der Bibl. d. Unt. u. d. Wissens 1883, 13. Band, Seite 212, 214.)

Ein frühzeitiger Tod wurde durch eine Rose angedeutet, welche man auf Grabsteinen sieht.

Wie die zarte Blum', vom Kuß des liebenden Zephyrs
Und von Auroras Thränen geweckt, des Morgens sich aufschließt;
Kurz ist ihrer Herrlichkeit Glanz, denn vor der Zeit fällt sie
Unter der Schärfe der Pflugschar oder entblättert vom Windstoß.

Dierbach, 158.

Der Türke hängt mit großer Vorliebe an der Rose. Alte Männer und Frauen (der Provinz Rumelien) sieht man zur Rosenzeit durchgehends mit Rosen geschmückt, und sie verbinden mit diesem Gebrauch den merkwürdigen Glauben, daß diese Blumenzierde ein Opfer sei für ihre teuren Dahingeschiedenen,

das diesen sehr willkommen sei und als ein frommes Werk geehrt werde. Grube II, 15.

Rote Rosen und grüne Heide, blühenden Klee und weißen Schnee, üppig pulsierendes, jugendfrohes Leben und den aller Freude ein Ende machenden frühen Tod stellt das Volkslied als grelle Gegensätze mit Vorliebe auf:

Und ein Röslein rosenrot
Pflanzt mein Schatz nach meinem Tod,

das weiß das Mädchen wohl; aber

Sterben ist eine harte Pein,
Wenn's zwei Herzallerliebste sein,
Die des Todes Sichel scheid't,
Ach, das ist das größte Leid!

Denn was hilft ein Blümelein,
Wenn es heißt, ins Grab hinein;
Ach, was hilft ein Röslein rot,
Wenn es blüht nach Liebes Tod!

Weniger Furcht hat des Jägers Liebchen vor dem Tode:

Sterbe ich nun, so bin ich tot,
Begräbt man mich unter die Röslein rot.
Wohl unter die Röslein, wohl unter den Klee,
Darunter verderb' ich nimmermehr.

## Der Deserteur.

Auf der Hauptwacht sitzt geschlossen
Des Gebirges schlanker Sohn,
Morgen frühe wird erschossen,
Der dreimal der Fahn' entflohn.

Heute gönnten mit Erbarmen
Sie ihm Wein und Prasserkost;
Doch in seiner Mutter Armen
Giebt und nimmt er letzten Trost.

„Mutter, seht, die närr'schen Leute
Heischten Treu' und Eid mir ab,
Die ich doch und nicht erst heute,
Meiner lieben Sennin gab.

Soll mein Blut dem Fürsten geben,
Mag wohl sein ein guter Mann;
Doch er fordre nicht mein Leben,
Was blieb euch, o Mutter, dann?

Eures Hauptes Silberflocken,
Acker schirmen, Hof und Haus
Und der Liebsten goldne Locken,
Füllt's nicht schön mein Leben aus?

Hoch von langen Stangen wallten
Fetzen Tuch's, drauf sie recht fein
Ein geflügelt Raubtier malten;
Und da sollt' ich hinterdrein!

Dem Gevögel, Adlern, Geiern,
War ich doch mein Lebtag gram;
Schoß manch' einen, der zu euern
Und der Liebsten Herden kam.

Über eine blanke Schachtel
Spannten sie ein Eselsfell;
Welch' Gedröhn, statt Lerch' und Wachtel,
Die im Korn einst schlugen hell!

Trommellärm trieb mich von dannen,
Alphorn trieb mich zu den Höhn,
Wo die grünen, duft'gen Tannen,
Meine echten Fahnen, wehn.

Unserm Küster lauscht' ich lieber
Mit dem tapfern Fiedelstrich,
Während vom Gebirg' herüber
Süßrer Klang mein Ohr beschlich.

In zweifarbig Tuch geschlagen,
Knebelten mich Spang und Knopf;
Einen Höcker sollt' ich tragen
Und als Hut solch' schwarzen Topf.

Besser läßt, das sieht doch jeder,
Mir der grüne Schützenrock,
Auf dem Hut die Schildhahnfeder,
Stutzen auch und Alpenstock.

Wacht stehn sollt' ich nachts vor Zelten;
Lullt mein Wachen sie in Ruh'?
Legt der Herr den mir geschmälten
Schlummer wohl dem ihren zu?

Besser als durch mich geborgen,
Stellt in Himmels Schutz ich sie;
Und vor Liebchens Haus am Morgen
Stand als Ehrenwacht ich früh.

Morgen, wenn die Schüsse schüttern,
Mutter, denkt, daß fern von euch
Im Gebirg bei Hochgewittern
Mich erschlug ein Wetterstreich.

Besser will mir's so behagen,
Kann doch auf den Lippen treu
Euren, ihren Namen tragen,
Wie der blüh'ndsten Rosen zwei!"

Und der Morgen stieg zur Erde,
Unter laub'gem Blütenbaum
Ruht die Sennin, ihre Herde
Weidet rings am Bergessaum.

Horch! im Thalgrund Büchsenknalle,
Daß, aus seinem Morgentraum,
Aufgeschreckt vom rauhen Halle,
Bang und zitternd lauscht der Baum.

Daß ihm's aus der Krone rüttelt
Blütenflocken taumelnd hin,
Tropfen Tau's, wie Thränen, schüttelt
Auf das Haupt der Sennerin.

Und entsunken sind zur Stunde
In dem Thale grün und frei
Einem roten Jünglingsmunde
Wohl der blüh'ndsten Rosen zwei.

Anastasius Grün.

Welk abfallende Rosen bedeuten im Volksglauben verlorene Liebe; deshalb singt das Volk am Neckar:

Geh ich zum Brünnelein,
Trink aber nicht,
Such ich mein Schätzelein,
Find's aber nicht.

Setz ich mich so allein
Aufs grüne Gras,
Fallen zwei Röselein
Mir in den Schoß.

Diese zwei Röselein
Gelten mir nicht,
Ist's nicht mein Schätzelein,
Die sie mir bricht?

Diese zwei Röselein
Sind rosenrot,
Lebt noch mein Schätzelein
Oder ist's tot?

Wend ich mein Äugelein
Rum und umher,
Seh ich mein Schätzelein
Beim andern stehn.

Wirst ihn mit Röselein,
Treffen mich thut;
Meint, sie wär ganz allein,
Das thut kein gut.

Wärst du mein Schätzelein,
Wärst du mir gut?
Steck die zwei Röselein
Mir auf den Hut.

Mädchen:

Wirst doch nicht reisen fort,
Hast ja noch Zeit.

Knabe:

Ja, ich will reisen fort,
Mein Weg ist weit,
Hin, wo ihr treue Lieb
Kein Mägdlein bricht.

Mädchen:

Schatz, nimm zu Haus vorlieb,
Hin find'st du nicht.
Röslein am Strauche blühn
Ewig doch nicht,
Lieb ist so lang nur grün,
Bis man sie bricht.

Nimm die zwei Röselein
Auf deinen Hut,
Ewig beieinander sein,
Thut auch kein gut.

Wenn die zwei Röselein
Nicht mehr sind rot,
Wirf sie in' Fluß hinein,
Denk, ich wär tot.

Knabe:

Bist du tot allzumal,
Thut mir's nicht leid,
Untreu find't überall,
Wen sie erfreut.

Knaben Wunderhorn, 129. 130.

Die weiße Rose war vorwiegend dem Leide und der Entsagung geweiht.

Sie ist gemacht zum Gräberschmucke
Für Menschen, die verlassen stehn,
Für Dulder, die mit schwerem Drucke
Gebeugten Haupts durchs Leben gehn;

Für Herzen, die vom Gram gebrochen,
Die keine Liebe wieder heilt,
Die mit dem Tode sich versprochen,
Weil nichts für sie auf Erd'n mehr weilt.

Daß eine Rose möchte blühen,
Für sie, wenn auch am Grabe nur,
So nahm ihr Gott das Freudeglühen
Bis zu des Rotes letzter Spur.

Ehrwürd'ge Blume sonder Gleichen!
Zerstörten Glückes Trau'rsymbol —:
Fürwahr, dem Schmerze Rosen reichen,
Das ist ein Gottes-Monopol.

Carl Pöls.

## Die Leidfarbe Weiß.

Hat dir ein Baum mit Rosen
Dein schönes Lieb erschlagen,
So soll derselbige Rosenbaum
Keine roten Rosen tragen.

Meinert, Mährisch-schles. Volksl.

Die weiße Farbe bezeichnet in der natürlichen wie in der sittlichen Welt die beiden Perioden des Entstehens und Wiedervergehens. Ein und derselbe Wechsel der Jahreszeit färbt und entfärbt die jüngsten und die ältesten unter den Pflanzen und unter den Menschen. Früh- und Spätjahr sind die beiden kritischen Zeitpunkte im ärztlichen und landwirthschaftlichen Kalender, sie beginnen und enden in weißer Färbung. Auf

diesem Grunde eines konstanten Naturgesetzes erwächst dem Menschen ein Teil von Brauch, Sitte, Tracht, die er späterhin einmal, wenn er ihre Entstehungsgründe nicht mehr überlegt, in Bausch und Bogen Mode zu nennen beliebt. Die weiße Tracht bezeichnet den Völkern ursprünglich ein feierliches Ins-lebentreten und ein unergründliches Geheimnis des Wiederverschwindens: Geburt und Tod, Freud und Leid. Weiß ist des Priesters und der Jungfrau Gewand, denn auf beide fällt ein Abglanz von Gottes nie alterndem Lichtkleide; selbst Engel und selige Geister erscheinen in Gewändern, „weiß wie der Schnee."

Weiß ist die Herrschertracht. Daher ist das Kostüm, in dem man in den Schlössern der Großen sich vorstellt, bis auf Binde und Handschuh hinab festgesetzt, wie auch nach altbürgerlicher Vorschrift dieselben Abzeichen nicht minder für Taufe und Leiche, für Patenschaft und Leichenbegleiter noch gelten oder gegolten haben. Den rein natürlichen Grund, der in dieser Farbenwahl ursprünglich gelegen hat, sah schon Klopstock ein und hat ihn in der Ode „An die nachkommenden Freunde" erklärt:

Doch nichts Schreckliches hat der Gestorbne, nicht den Verwesten
Sehn wir, seh'n nicht Gebein;
Stumme Gestalt nur erblicken wir, bleiche. Ist denn des Maies
Blume nicht auch und die Lilie weiß?

Darum wird im Volksliede, das an der Spitze dieses Kapitels steht, dem am Grabe der Geliebten trauernden Freunde zum Troste gesagt, im gerechten Leid um des Mädchens Tod sei auch der Rosenbaum abgeblaßt.

Hierin liegt der Grund dafür, daß man weißblühende Pflanzen zu Grabblumen wählt und daß man in diesen Trauerabzeichen zugleich die Vorboten künftigen Leides zu erkennen glaubt.

Rocholz I, 133. 134.

## Der Rosengarten.

Älteste und neueste Kirchhöfe tragen in der deutschen Schweiz den Namen Rosengarten; mancherlei altheidnischen Grabfeldern, in Wäldern gelegen, wird derselbe Lokalnamen gegeben. Woher diese Benennung, da es erst ein ganz moderner Brauch, daß man auf katholischen Gräbern rote Rosen, auf reformierten weiße zur Zier setzt? Im übrigen tragen die Dorfkirchhöfe jetzt noch kaum eine andere Blume als die rote Steinnelke (Dianthus Carthusianorum), die hier ihr althergebrachtes Recht damit augenfällig macht, daß sie sämtliche Gräber durchgängig mit einem ganz undurchdringlichen Filz von Wurzeln und Stengeln überwuchert hat. Soll mit dem Namen Rosengarten vielleicht der Kampfplatz der zum Tod Entschlossenen bezeichnet sein, wie es im mhd. Epos gleichen Namens geschieht, wo die zwölf Wormser Helden um Kriemhildens Besitz fechten? Denn die auf dem Schlachtfelde geholten Todeswunden selbst haben Rosen geheißen, Blumen, aus dem Blute der Erschlagenen zu deren neuem Lebensfrühling aufblühend. In diesem Sinne ist das Blutbad bei St. Jakob a. d. Birs 1444 von dem über die frische Walstatt reitenden Ritter Münch Burkhart ein Bad in Rosen genannt worden (Knaben Wunderhorn Seite 388), und auch in den Mund der Königin Agnes legen die schweizer Chronisten dasselbe Wort, wenn man sie persönlich die Blutrache vollziehen läßt an den adeligen Mördern, die ihren Vater Albrecht erschlagen hatten. Doch alle diese Fälle nehmen den Namen nur gleichnisweise und erklären nicht, wie und warum derselbe auf entlegensten Heidengrabfeldern oder auf ruhmlosen Dorfkirchhöfen frühzeitig gegolten — letzteres erweisen die Urkunden — und bis heute ausgehalten hat.

Die Dornen, mit denen der Scheiterhaufen zum Leichenbrande umflochten wurde, hießen nach ihrer Blüte und Frucht ahd. hiefaltra, paliurus, während wir die Blüte Dornrose, die Frucht Beere, Buttel und Hiefe nennen. Der Hagedorn, der

eine rot- und eine weißblühende Gattung hat, war der zur Verbrennung der Leiche rituell vorgeschriebene Strauch und Brenndorn. An ihm wächst die moosgrüne Stielverwucherung, deren verschiedene Namen heißen Schlafapfel, Schlafkunz, Schlafdorn, Moosrose, Donnerrose, altnord. svefinthorn, spina soporifera. Nörwi, die Göttin der Nacht, schlägt mit der dornigen Rute die Völker und senkt sie in Schlaf; Odin steckt sie der Brunhild unters Haupt, daß die Gluten ihres Scheiterhaufens als Waberlohe sie einschließen; das Kindermärchen aber hat sich das Dornröschen daraus gebildet, das hinter undurchdringlich aufgewachsenen Dornenhecken im Zauberschlafe liegen muß. Das ist die Moosrose, die man schlaflosen Kindern unter das Kissen zu legen pflegt, früher, in dem Zeitalter der Leichenverbrennung, eine den Göttern Odin und dessen Sohne Donar, beiden als Leichenherren, geheiligte Pflanze, die im darauffolgenden christlichen Grabalter auch für den Leichenacker und Gottesacker namengebend geblieben ist. Rocholz I, 201. 202.

Rocholz folgt in dem Vorstehenden den Angaben Grimms, der bei der Dornhecke an die Sitte dachte, den Scheiterhaufen mit Dornen zu umflechten. Anderer Ansicht sind in dieser Beziehung Mannhardt und Schwartz, die beide die umhüllende Dornenhecke als Wolkenbildung auffassen. Schwartz betrachtet alle Zauberpflanzen als Schmarotzergewächse an dem himmlischen Lichtbaume (der Sonne) und führt sie auf die Blitzesrute (den Blitz) zurück. In seinem „Indogermanischen Volksglauben" (67. 68. 140 u. ff.) sagt er darüber: Wie der Blitz unter Umständen auf Mensch und Tier todbringende Wirkung äußert, legt die Sage dem Zauberstab des Merkur gelegentlich eine entsprechende Wirkung bei, ebenso wie der geheimnisvollen Wunderblume, wenn man sie berührte, d. h. (der Sage nach) auszuziehen versuchte. Und wenn dann in anderer Auffassung gegenüber dem am Himmel tobenden, alles verdunkelnden Unwetter der Blitz einen wohlthätigen magischen Einfluß auszuüben

schien, daß zuletzt alles sich wieder beruhigte und die aufgeregt erschienene Himmelswelt gleichsam in Schlummer versank, und so der Stab des Hermes wie der des nordischen Nachtgeistes Nörwi zu einem schlafbringenden Zauberstab wurde, so knüpfen sich ähnliche Vorstellungen an Pflanzen wie Schlafapfel, Schlafkunz u. s. w., zu denen sich dann auch der berühmte Schlafdorn der Brunhild-Sage stellt.

Brunhild ist die durch den Schlafdorn in Zauberschlaf versenkte Sonnengöttin, die der Erlösung von dem bösen, über sie gekommenen Spuk (Wolken, die sie verdecken) harrt. In der Goldrüstung mit strahlendem Helm, — der auch beim Helios hervorgehoben wird und der auch bei ihm den furchtbaren Charakter der blitzenden Wetterwolke annimmt und so eins wird mit dem deutschen sogenannten Schreckenshelm, diesem seinem natürlichen Hintergrund nach aber der Sonnenmaid wie dem Sonnen- oder Gewitterhelden zukommt, — gleicht sie der aus dem Haupt des Zeus mit der Blitzlanze gewaffnet hervorspringenden Athene. Wie aber diese nicht immer im furchtbaren, Himmel und Erde erschütternden Gewitterglanze strahlt, sondern, nachdem sie geboren, damit die Natur sich wieder beruhige, die Waffen gleich ablegt, das himmlische Kind, wie sie mit Nachdruck stets von Homer genannt wird, so findet auch bei der Brunhild ein ähnlicher Wechsel statt, als die Zeit ihrer Erlösung aus dem Zustand der Verzauberung da ist, als Siegfried ihr den Helm vom Haupte nimmt, sie als Weib erkennt und ihr mit dem Schwert die Brünne ritzt, daß sie der Bande ledig wird und erwacht, wobei des Herausziehens des Schlafdorns, was doch konsequenter Weise geschehen müßte und auch in anderen ähnlichen Sagen sich irgendwie anreiht, in dieser Form der Sage als unpoetisch vergessen wird. In Weiterentwicklung des Verhältnisses in der Sage klingen dann übrigens auch hierherschlagende mythische Elemente weiter wieder an, z. B. das Blitzschwert, welches nach der Sage bei einer gleichsam provisorischen Ver-

mählung Siegfrieds mit Brunhild seine Rolle spielt als Zeuge der Keuschheit des sich nur als substituiert ansehenden Gatten, desgl. in anderer Sage das Fesseln Günthers, resp. Siegfrieds von der sich sträubenden Maid als Gegenstück zur gefesselten Rindr und dergl. mehr.

Der Schlafdorn aber, unsere alte Gewitterschmarotzerpflanze, spielt in der Entwicklung der Sage für uns eine Hauptrolle als ein der Mistel im Baldur-Mythos nach unseren Auseinandersetzungen gewissermaßen analoges Moment. Die niedere Mythologie des deutschen Aberglaubens charakterisiert ihn uns noch in seiner ursprünglichen, an den gezeichneten Naturkreis sich anschließenden Form, die nordischen Sagen dann in seiner typenartigen, sagenhaften Verbreitung. In betreff des Schlafdorns in ersterer Hinsicht bietet zunächst Grimm das sachliche Material. Er sagt: Saemund 194a wird ein Svefthorn (Schlafdorn) erwähnt, mit welchem Odhin Brynhild sticht, daß sie entschläft, wie im Märchen Dornröschen auf den Stich mit der Spindel. Die Dornrose ist hier bedeutsam, da eben ein moosartiger Auswuchs am wilden Rosenstrauch oder am Hagedorn bei uns noch heute Schlafapfel oder Schlafkunz heißt, also schon in dem Namen Dornrose Bezug auf den Mythos liegt. Man sagt auch bloß Kuenz, welches kaum aus Konrad, vielmehr aus Kuenzel, Kuenzen (Ansatz unter dem Kinn) erklärbar erscheint. Legt man ihn Schlafenden unters Hauptkissen, so erwachen sie nicht, bevor man ihn weggenommen hat. — Der Schlafapfel geht aus dem Stich der Rosengallwespe in dem Dorn hervor; gleich wurzellos entsteht auf Eichen der weissagende Gallapfel durch solchen Stich: — Gewächse, deren Ursprung aus Samen und Wurzel nicht nachgewiesen werden konnte, erschienen wunderbar und zauberkräftig.

Der Rosengarten zu Worms ist in epischen Dichtungen des Mittelalters besungen worden, deren Stoff sich dem Nibelungenliede nähert. Jener prächtige, sorgfältig gepflegte, zu festlichen

Spielen bestimmte Garten gehörte der Sage nach der Königstochter Kriemhild, und zwölf Helden (darunter ihr Vater und ihre Brüder) waren zu Wächtern desselben bestellt. In demselben fanden dann die in den erwähnten Dichtungen geschilderten Zweikämpfe statt.

Mit dem auch als Moosrose bezeichneten Schlafdorn ist die eigentliche Moosrose, die man wohl als die schönste ihres Geschlechts bezeichnet, nicht zu verwechseln. Von ihrer Entstehung berichtet die Legende:

## Jesus und das Moos.

In tiefster Schlucht, im Waldesschoß
Entsproß das falbe, zarte Moos,
Ein Teppich, sammetweich.
Den Blicken zeigt es sich nur klein,
Doch schließt sein Bau ein Wunder ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

Zu Rosenglut und Waldesgrün
Schauts niedre Moos und seufzt: „Solch' Blühn
Gab mir der Himmel nicht!
Viel Tritte rauschen über mir,
Und nicht ein Auge sieht mich hier,
Denn alle lockt das Licht."

Und sieh! Da kommt im Abendschein
Der Heiland wandelnd durch den Hain
Mit bleichem Angesicht.
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Da fühlt er's weiche Moos mit Lust
Zu seinen Füßen dicht.

Er kam erst durch die Wüste her,
Da brannten Sand und Sonne sehr,
Nun kühlt das sanfte Moos.
Da spricht der Heiland: „Vaters Hand
Hat solche Lieb auf dich gewandt
In Zartheit ernst und groß.

Welch' Auge mag so blöde sein,
Erkennt nicht in der Klarheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, so unbeacht't,
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Los trag' mit Geduld!"

Dies Wort bracht Jesus kaum hervor,
Da sprießt es aus dem Moos empor
Ein Röslein — wundermild.
Moosröslein wurd' es bald genannt,
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demut süßes Bild.

Des Heilands Erdenleid versüßt
Hat es, die Füß' ihm sanft geküßt,
Des wurd' ihm solcher Lohn. —
O Herz, bleib immer treu und weich,
Bist du bedrückt, dem Moose gleich,
Dann knospt die Rose schon! v. Chezy.

Nach einer christlichen Legende hat der Teufel die Heckenrose geschaffen. Als der Herr ihn aus dem Himmel gestoßen hatte, suchte er wieder hinauf zu kommen und schuf zu diesem Zwecke einen Strauch mit hohen, geraden Schossen, die nach allen Seiten lange Dornen bildeten. Die Gerten wollte er als Leiter benutzen, die Dornen als Sprossen. Aber der Herr merkte die Absicht und bog die kühn aufgeschossenen Zweige abwärts. Da der Teufel seinen Plan vereitelt sah, geriet er in helle Wut und bog nun auch die Dornen nieder, damit sie alles, was sich ihnen nahte, mit scharfen Fingern festhielten.

Warnke, 118, 119.

Daß die Rose auch heute noch eine hervorragende Rolle im Volksaberglauben spielt, beweist folgende Notiz, die im Sommer 1892 von Wien aus ihren Weg durch die Zeitungen nahm: Unter der Anklage, Rosen vom Friedhofe gestohlen zu haben, hatten sich drei junge Mädchen im Alter von 15 bis

17 Jahren unlängst vor einem Wiener Gerichtshofe zu verantworten. Merkwürdige Dinge förderte die Verhandlung zu Tage. Nicht schnöde Habsucht, nicht Eitelkeit, nicht Liebe zu den Rosen war der Beweggrund zum Diebstahle gewesen. Diebstahl! Wie sie sich wehrten gegen dieses häßliche Wort! „Ich bin keine Diebin!" sagte die angeklagte Franziska N. „Ich habe noch nie gestohlen!" erklärte die 17jährige Helene, ihre Schwester, und, „was liegt an ein paar Rosen?" sagte die dritte, Ernestine H., „deswegen bin ich noch lange keine Diebin." Aberglaube war's, was dahinter steckte. Alle drei gaben nämlich übereinstimmend an, daß eine Kartenlegerin ihnen geraten habe, des Nachts Rosen, die aus einem Friedhofe stammten, sich aufs Herz zu legen, das bringe unermeßliches Glück. Sie zeigten die Anweisung der Sibylle für dieses unermeßliche Glück vor — eine „Gebrauchsanweisung" in Versen mit folgendem Wortlaute: „Rosen vom Grab — Pflücke dir ab, — dann leg' sie bei Nacht — Aufs Herz dir sacht, — Sie bringen dir Glück — Und Frieden zurück. — Friedhofrosen bei Nacht — Haben immer Glück gebracht." — Das hatten diese drei jungen Mädchen aufs Wort befolgt. Hatten diese Mädchen schon so viel erlebt und erlitten, daß sie es nöthig hatten, „Glück und Frieden" zurück zu erringen? Sie gaben darüber keine Auskunft. Sie sagten nur, daß die aufs Herz gelegten Friedhofrosen nichts eingetragen hätten, nichts, gar nichts, nur eine Anklage wegen Diebstahls! Das Wort „Stehlen" vermied der Richter, denn er erkannte in der Handlungsweise der Mädchen nicht den zum Thatbestande des Diebstahls erforderlichen bösen Vorsatz und sprach sie vom Diebstahle frei. Weinend vor Schmerz und Freude verließen die jungen Mädchen den Gerichtssaal.

Zahllose Legenden verknüpfen die Rose mit der christlichen Kirche und den Heiligen, sie wird, wie der berühmte Rosenstock am Dome zu Hildesheim, Veranlassung zur Gründung von

Kirchen und Kapellen, und die Vorsehung bedient sich ihrer, um die Märtyrer des Glaubens zu schützen, wie sie auch der heiligen Elisabeth zu Hilfe kam, indem sich die Brote, welche diese den Armen spenden wollte, bei der Besichtigung durch ihren strengen Gemahl in Rosen verwandelten.

## Rosa Mariä.

Cisterzienser-Abtei in Wisowitz.

Es ritt ein Ritter fromm und gut
Im kühlen Morgenscheine;
Doch war sein Herz nicht wohlgemut,
Das Eine schuf ihm trübes Blut,
Daß, die er sich erkoren,
Ihm keinen Sproß geboren.

Und wie er ritt im stillen Hain,
Da fand er eine Rose,
Die warf gar wundersamen Schein
Weit in das graue Holz hinein,
Und heller schien zu klingen
Um sie der Vöglein Singen.

„Du seltsam Blümlein sollst fürwahr
So heimlich nicht verderben —
Ich reich' dich meiner Herrin dar,
Die soll sich in ihr blondes Haar
Noch heut mit Fug und Rechten
Die Zauberspende flechten!“

Drauf hüllte er das Kind der Pracht
In seine Satteltasche,
Und ritt, des Kleinods wohl bedacht,
Zum Herrenschlosse still und sacht,
Doch als er trat zur Frauen,
Umfing es ihn wie Grauen.

Verschwunden war das Röselein,
Wie treu er's auch behütet —
Und als er wieder stand im Hain,
Da fand er's hell wie Flammenschein,
Umweht von würz'gem Hauche
Am alten Dornenstrauche.

Zum Boden sank er gläubig hin:
„Das ist ein Gruß Mariens —
Hier soll fortan die Andacht knien,
So wahr ich Herr von Cunstadt bin —
Hell soll das Kirchlein gleißen
Und Rosa Matris heißen!“

Bald hob als des Gelübdes Zoll
Ein Kloster seine Zinnen —
Und als der Mönche Chor erscholl,
Das Herze auch dem Gründer schwoll,
Dieweil die Burgfrau eben
Ein Knäblein ihm gegeben.

Bowitsch, 27. 28.

## Maria und die Waise.

Im Waldesgrund vorm Muttergottesbild
Da kniet ein Mädchen schön und engelmild.

„Maria, blick' auf meinen bittren Harm
Und schling' um mich den treuen Mutterarm!

Der Vater ruht im finstren Leichenhaus —
Der Bruder zog weit in die Welt hinaus.

Ich steh' allein auf dornenvoller Bahn —
Du heil'ge Jungfrau, nimm dich meiner an!

Und diesen Kranz aus weißen Rosen hier,
Als Opfer leg' ich ihn zu Füßen dir!"

Schön Vroni spricht's und wallt im Abendschein
Ins Dorf zurück und schläft getröstet ein.

Da öffnet plötzlich leise sich die Thür,
Und aus der Dämm'rung tritt Maria für.

Sie trägt ein blaues, wallendes Gewand
Und Blumen, weiß wie Schnee, in ihrer Hand.

„Ich hab', o Mädchen, in dein Herz geschaut
Und grüße dich als eine Himmelsbraut.

Mir heimgestellt hast gläubig du dein Glück,
Nimm dir zum Segen hier den Kranz zurück. —

Ich leg' ihn auf die bleiche Stirne dein,
Und morgen sollst du ewig bei mir sein!"

Die Nacht versank — der Tag nahm seinen Lauf —
Das Mädchen schlug den Blick nicht wieder auf.

Süß lächelnd lag's, verklärt vom Himmelsglanz,
Im blonden Haar den weißen Rosenkranz.

Bowitsch, 29. 30.

## Abtei Marienstatt.

Abt Hermann, dem sorgsamen Hüter der Schafe,
Erscheinet, umstrahlet vom himmlischen Licht,
Mit huldreicher Miene zu Kirburg im Schlafe
Maria, die heilige Jungfrau, und spricht:

„Was weilest du hier im unwirtlichen Lande,
Wohin einst die eiserne Not dich gebracht?
Auf, ziehe von dannen, am blühenden Strande
Der Nister ein besserer Wohnsitz dir lacht!

Dort neben der Burg, die vom Felsenhaupt schauet
Und freundlich sich spiegelt im wogenden Strom,
Da werde die heilige Mauer gebauet,
Erhebe des Klosters sich wölbender Dom!“

Dumpf dröhnet vom Turme die Mitternachtsstunde,
Und Hermann erwachet vom mahnenden Traum;
Hold blickt durch des Fensters sich bogende Runde
Der Mond in der Zelle umdüsterten Raum.

Er öffnet voll Ehrfurcht und schüchtern das Auge,
Doch schon war entschwebet die lichte Gestalt. —
Kaum grauet der Morgen, da eilt nach dem Brauche
Zur Hora er, übend des Amtes Gewalt.

Dann macht er sich auf, wie der Himmel geboten,
Und ziehet zu Heinrich, dem Grafen von Sayn,
Nicht achtend, daß Schnee ihn und Kälte bedrohten,
Denn Zögerung deuchte ihm Sünde zu sein.

Und als er dem Grafen gemeldet die Kunde
Und von ihm Erlaubnis zum Baue begehrt,
Spricht dieser, ungläubig, mit lächelndem Munde:
„Abt Hermann, wer hat euch dies Märchen gelehrt?“

Doch Hermann voll Ernstes den Ritter anschauet:
„Kein nichtiges Traumgebild hat mich getäuscht!
Doch wenn ihr der Wahrheit des Wortes nicht trauet
Und Zeugnis für seine Untrüglichkeit heischt,

Dann mag es der Himmel euch selber bezeugen!“
So spricht er und gehet, und ehe das Thal
Die düsteren Schatten des Abends beschleichen,
Winkt Kirburg, vergoldet vom scheidenden Strahl.

Er eilet zur Vesper, von Andacht durchglühet,
Und wirft am Altare sich nieder und fleht;
Im flammenden Auge Begeisterung sprühet,
Es steigt zu den Sternen sein brünstig Gebet.

Und wie, wenn der wonnige Frühling erglänzet,
Kein Wölkchen verhüllet den klaren Azur,
So schwebet, von goldenen Strahlen bekränzet,
Der folgende Tag durch die starrende Flur.

„Auf!“ rufet Graf Heinrich, „auf, wackere Knappen!
Heut läßt sich erjagen manch stattliches Wild;
Rasch machet euch fertig, gesattelt die Rappen
Und weidlich die Taschen und Flaschen gefüllt!“

Laut bellen die Rüden, die Peitschen erknallen,
Es schwingt sich zu Pferde der rüstige Zug,
Läßt ruhig die gellenden Hörner erschallen
Und sprengt durch die Wälder im eilenden Flug.

Schon hatten manch stattliches Wild sie erleget
Und rasteten eben beim vollen Pokal,
Als plötzlich ein Hirsch im Gebüsche sich reget
Und pfeilschnell entrennt durch das glänzende Thal.

Bald war er den spähenden Blicken enteilet,
Doch nicht so des Fußes verrätrische Spur.
„Auf!“ rufet Graf Heinrich, „nicht länger geweilet,
Die Fährte des Flüchtlings verrät die Natur!“

Er sprengte voran, und es folgen die Knappen
Durchs Thal ihm in raschem Galoppe von fern;
Wild schnaufen und keuchen und schäumen die Rappen,
Weit bleibet die Jägerschar hinter dem Herrn.

Und siehe! — Den eigenen Blicken kaum trauet
Der Ritter, ihm deucht es ein trügend Gebild —
Dort neben der Burg, die vom Felsenhaupt schauet,
Auf schneeigem Bette liegt ruhig das Wild!

Er nahet und schwingt sich erstaunet vom Pferde,
Das Tierchen erschaut ihn mit freundlichem Aug',
Und neben ihm prangt in erstarreter Erde,
O Wunder! voll duftender Blüten ein Strauch.

Graf Heinrich verstummt und gedenket der Kunde
Nun reuevoll, welche ihm Hermann gebracht,
Den gottlos und keck, mit ungläubigem Munde
Er ob des gemeldeten Wortes verlacht.

Er blicket zum Himmel und fleht um Verzeihen,
Beschwöret das fromme Gelübde und spricht:
„Mein Gut und mein Geld will ich gerne Dir weihen;
Vergieb mir die Sünde, und zürne mir nicht!"

Er schonet des Hirsches, beschließet das Jagen,
Und als er zum heimischen Schlosse gekehrt,
Läßt eilends dem biedern Abte er sagen:
„Graf Heinrich gestattet euch, was ihr begehrt!"

Und neben der Burg, die vom Felsenhaupt schauet
Und freundlich sich spiegelt im wogenden Strom,
War bald die geheiligte Mauer erbauet,
Erhob sich des Klosters gewölbeter Dom.

Und wie aus der Erde erstarretem Grunde
Trotz Schnee und trotz Kälte der Dornbusch erblüht,
So sah in der Mönche geweihetem Bunde
Von sittlichem Geist man die Herzen durchglüht.

Jahrhunderte kamen, Jahrhunderte schwanden,
Bald sonnige Tage, bald Tage der Nacht;
Doch felsenfest, bieder und treue bestanden
Die Brüder trotz Wetter und stürmender Macht.

Längst sind nun verklungen die heiligen Töne
Des Chors, es schweiget sein düstres Bereich.
Doch grünt noch der Dornbusch in lieblicher Schöne,
Und wunderbar rauscht oft des Baumes Gezweig.

A. Henninger in Roth III, 204.

## Der Rosenstock am Dome zu Hildesheim.

Der älteste Rosenstock ist unzweifelhaft der am Dome zu Hildesheim; er bedeckt die Wand in einer Höhe von 8 m und in einer Breite von 8—10 m; sein Stamm ist am Grunde etwa 6 cm dick. Über ihn berichtet die Sage: Ludwig der Fromme hing, auf der Jagd verirrt, sein Reliquiarium mit Heiligtümern von der Mutter Gottes an einen wilden Rosenstrauch und bat, daß ihn Gott doch wieder aus dieser Wildnis führen möge. Gleich darauf fiel der Kaiser in einen tiefen Schlaf, und als er wieder erwachte, sah er zu seiner großen Verwunderung vor sich den Platz mit Schnee bedeckt, während ringsumher alles in grüner Sommerpracht stand; auch das Heiligtum, welches er in den Rosenstrauch gehängt hatte, war darin fest gefroren, und dennoch blühten am Busche die Rosen weit schöner, als sie vorher geblüht hatten. Da merkte der Kaiser, daß Gott hier ein Wunder gethan habe, und gelobte, auf der Stelle, wo der heilige Schnee gefallen war, eine Kirche zu bauen. Noch sann er über diesen frommen Vorsatz nach, als Hundegebell und Waldhörner durch den Wald erklangen; sein Jagdgefolge kam herbei und war hoch erfreut, den Herrn gesund und frohgemut wieder zu finden.

Nun erzählte der Kaiser, welchen Wink ihm Gott gegeben habe, und befahl, auf der heiligen Stätte sofort eine Kapelle zu bauen; der Rosenstock aber, der das Heiligtum so fest gehalten hatte, sollte nicht ausgereutet werden. So geschah es; es entstand als das erste Gebäude von Hildesheim die kleine Kapelle am Dom, die noch heute steht. Auch der Rosenstock grünt und blüht noch heute an der uralten Mauer und ist seinesgleichen an Größe und Wunderpracht nicht weiter in der Welt zu finden.

## Ursprung der von Malsburg.

Die von der Malsburg gehören zu dem ältesten Adel in Hessen und erzählen, zur Zeit, als Karl der Große den Brunsberg in Westfalen erobert, habe er seine treuen und versuchten Diener belohnen wollen, einen Edelmann Namens Otto im Feld vor sich gerufen und ihm erlaubt, daß er sich den Fels und Berg, worauf er in der Ferne hindeutete, ausmalen (d. h. eingrenzen, bezeichnen) und für sich und seine Erben eine Festung dahin bauen dürfe. Der Edelmann bestieg den Felsen, um den Ort zu besehen, auszumalen und zu beziehen; da fand er auf der Höhe einen Dornstrauch mit drei weißen Blumen, die nahm er zum Mal- und Markzeichen. Als ihn der König nachher fragte, wie ihm der Berg gefalle, erzählte er, daß er oben einen Dornenstrauch mit drei weißen Rosen gefunden. Der König aber sonderte ihm seinen goldenen Schild in zwei gleiche Teile, obenhin einen Löwen und unten drei weiße Rosen. An dem ausgemalten Orte baute Otto nachher seine Burg und nannte sie Malsburg, welcher Name nachher bei dem Geschlechte geblieben ist, das auch den zweigeteilten Schild bis auf heute fortführt. (Grimm in Heßler, 90. 91.)

## Elisabeths Rosen.

Der Landgraf war in der Stadt Eisenach gewesen und ging wieder zurück nach der Wartburg. Unterwegs sah er die heilige Elisabeth mit einer ihrer liebsten Jungfrauen stehen; beide kamen von der Burg herab mit allerlei Speisen und Nahrungsmitteln fast sehr beladen, die sie in Krügen und Körben unter ihren Mänteln mit sich trugen und den Armen bringen wollten, die ihrer unten im Thale harrten. Der Landgraf hatte das alles wohl bemerkt und sprach, indem er ihnen die Mäntel zugleich zurückschlug: „Laßt sehen, was Ihr da traget!“ Dabei wurden aber die Speisen alsbald zu Rosen. Die heilige Elisa-

beth war darüber so erschrocken, daß sie ihrem Gemahl auf seine Frage und Rede nichts zu sagen wußte. Dem Landgrafen that der Schrecken, den er seiner lieben Elisabeth verursacht hatte, gar leid, und schon wollte er freundlich und mit guten Worten ihr zusprechen, als ihm auf ihrem Haupte ein Bild des gekreuzigten Heilandes als ein Kopfschmuck erschien, den er vorher nie gesehen hatte. Da wollte er die heilige Elisabeth nicht länger aufhalten; er ließ sie ihren Weg gehen und den Armen und Kranken nach ihrem Gefallen Gutes thun und ging weiter nach der Wartburg.

Am Wege, nahe unter dem Kniebrechen, wie die Leute sagen, stand ein Baum, in den ein Kreuz gehauen war. Dieser wurde später umgehauen und zum Zeichen und ewigen Gedächtnis an jenes hohe Wunder an die Stelle, wo es geschehen, ein steinernes Bild gesetzt. Witzschel I, 68.

Vergleiche auch „Elisabeths Rosen“ von Bechstein!

## Der Holunder. Sambucus.

Das Holz des Holunders gilt allgemein für zauberkräftig, weshalb man es in Thüringen nicht verbrennen darf. „Vorm Höllerkenstruk maut man'n Haut afniämen“, heißt es in Westfalen. In Holstein, wo er „Ellhorn“ heißt, durfte man ihn früher nicht abhauen. Wo es aber geschehen mußte, hatte man nach Arnkiel vorher zu beten: „Frau Ellhorn, gieb mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde.“ Das mußte mit entblößtem Haupte, gebeugten Knieen und gefalteten Händen gesprochen werden. Auch bei den Angelsachsen und den Litauern ist der Holunder ein heiliger Baum. Um die Maulwürfe abzuhalten, steckt man in der Lausitz Zweige von diesem Strauche in Wiesen und Gärten. Bei Iserlohn befördern solche Zweige das Ge-

deihen der Leinsaat. In Tirol sagt man, der „Holler“ sei ein gar edler Baum und mehr wert als Gold, und im Vintschgau glauben die Bauern, wenn ein Holunderkreuz, das man auf ein Grab gepflanzt, wieder grüne, so sehe man daran, daß der darunter liegende Tote selig sei. Im Lechrain wird die Holunderblüte in der Mittagsstunde des Mitsommertages gebrochen und als gutes Heilmittel für allerlei Krankheiten aufgehoben. Auch ißt man sie an diesem Tage mit Mehl und Schmalz gebacken, weil das gesund sein soll — eine Sitte, die auch in Sachsen hier und da vorkommt. Der Holunder war einst vermutlich der Frau Holle oder Herke heilig. Busch, 122. 123.

Der Holunder hat seine Stelle am Zaun und wird da mit ehrerbietiger Scheu behütet. Aus seiner Blüte wird Thee gegen Fieber, aus seinen Beeren ein herbes Obstmus und eine wunderthätige Latwerge gekocht; die tellerförmigen Dolden verbackt man zu betäubend wirkenden Schmalzküglein. Wegen der Schwindel erregenden Wirkung von Blatt und Blüte heißt es, wer unter dem Hollerbaum einschlafe, erwache nicht wieder. Er muß das oberste Kreuzchen hergeben, das man auf die Stange der Osterpalmen pflanzt, aus ihm schnitzelt man auch das provisorische Grabkreuzlein, das einer Leiche vorausgetragen wird. Obschon recht eigentlich ein Baum des Schattens und des Todes, nennt man ihn und jenes Grabkreuzchen mit auffallendem Euphemismus Lebelang. Er ist der beliebteste Platz im Versteckspiele der Kinder, wie der bekannte Spielreim es besagt:

Ringel, Ringel Reihen,
Die Kinder spielen im Freien,
Sie sitzem unterm Holderbusch
Und machen alle husch-husch-husch!

Aus dem Hollerschoß machen sich die Knaben ihre Knallbüchsen und Wasserspritzen, aus dem Marke jene Purzelmännchen, die, umgeworfen, immer von selbst wieder auf ihren genagelten Einfuß kommen. Das Mark taucht man scheiben-

weise in Öl, läßt es angezündet im Wasserglas schwimmen und erkennt bei seinem Scheine in der Christnacht alle Hexen, Zauberer und Gespenster der ganzen Umgegend. Weil dieser Baum ein Geister abwehrender ist, so kommt er auch häufig auf den Düngerhaufen zu stehen, hilft diesen beschatten und feucht erhalten, zugleich aber auch das Vieh in der zunächst gelegenen Stallung vor bösem Schaden behüten. Im Volksglauben heißt es, ein beschädigter Holunderbaum nehme Rache an seinem Schädiger. Ein Schmeichelname der Geliebten heißt Holderstock, indem man die eigene Holde zusammenhält mit der Liebesgöttin Hulda, in deren Namen der Baum ursprünglich geweiht zu sein scheint. Ganz besitzlos sein und keinen Holderstock haben, ist in der Volksrede synonym; dies zeigt folgender Reim, den ein Armer seinem reichen Nachbar spottend ans Fenster steckte:

Hesch drißig Küeh am Baren obe
Und drißig vor der Thüre (auf der Alm);
Ich hab keis Vieh, kein Gitzibock
Und au kein einzige Holderstock,
Und lebe doch dafüre.

Im vorigen Jahrhundert beschäftigte sich das Schauspiel „Käthchen von Heilbronn“ mit dem magischen Einfluß, welcher vom Hasel- oder Holunderstrauch ausgehen soll; der Ringelreihen im Alemann. Kinderliede Nr. 310 nimmt an, daß Kinder, die sich unter den Holunderbusch setzen, in Krähen verwandelt fortfliegen. Freilich ist dieser Satz nicht ohne Gegensatz; denn keine Hexe soll Macht haben über den, der im Schatten des Holunderbaumes steht. Schindler, Aberglaube des Mittelalters, 1858, 161. Fühlbar spielen hier die Namen Holler und Frau Holla in einander über. Rochholz I, 78 u. II, 128. 129.

Im Frickthale und im Freienamte, zweien großen Landschaften von fast unvermischt katholischer Bevölkerung, galt früher

der Brauch, der in die Totenkammer gebrachten Leiche zwei Holunderstäbe, jeder dritthalb Schuh lang, kreuzweise auf die Brust zu legen; noch ein dritter Holunderstab neben der Leiche diente dem Schreiner als Maß zum Sarge. Wo nun dies abgekommen ist, da dient dem Schreiner doch zu demselben Zwecke nicht sein Handwerksmaßstab, sondern ein frischgeschnittener, markreicher Haselstock, und ebenso ist das provisorische Grabkreuz, das dem katholischen Leichenzuge durch einen Knaben vorangetragen wird, in seinem Kranze mit einem aus Hollermark zusammengesteckten Kreuzchen verziert, welches Lebelang heißt. Derselbe Brauch und Namen findet sich auch bei Begräbnissen in Tirol, wie Zingerle in den Tiroler Sitten 1857, Nr. 517, zeigt. Vom Holunderstrauch, der im Sommer lange Wasserschößlinge treibt und bei Regenmangel gelblichfahl blüht sagt man daher, seine langen Schösse künden den Tod desjenigen an, auf dessen Gut er steht, und werden ihm das Maß zum Sarge. Nach diesen beiden Seiten ist er also ein Lebens- und ein Totenbaum zugleich. Man hat hierüber eine schon 1705 in Michael Neanders Physika aufgezeichnete alte Sage. Ein Fürst, der auf der Jagd von seinem Gefolge abgekommen und zu einer Bauernhütte gelangt ist, sieht hier einen greisen Mann in Thränen sitzen, der auf Anfragen erzählt, er sei gerade von seinem Vater hart geschlagen worden. Auf weiteres Erkunden um den Grund, berichtet jener, er habe seines Vaters Großvater vom Stuhl anders wohin setzen sollen und unversehens fallen lassen. Darüber trat der Fürst ins Haus ein, um derlei Uralte selbst zu betrachten. Auf die Frage, von welcherlei Speise sie lebten, erwiderten sie, von Käse, Milch und gesalzenem Brot. Jedoch um zu so hohen Jahren zu kommen, äßen sie alljährlich auf bestimmte Zeit Hollerbeerenmus. — Dieses Mus wird von den oberdeutschen Bauern büttenweise eingesotten, zu Markt gebracht und gilt bei Mutter und Kind als Universalmittel.

(Rocholz I, 192.)

Hatte der wundersüchtige Bauer Zahnweh, so ging er mit einem Messer in der Hand rücklings zu einem ihm bekannten Holderbusch und sprach, ohne aufzusehen: „Liebe Frau Hölter, leiht mir ein Spälter, den bring ich euch wieder.“ Darauf löste er die Rinde los, schnitt einen Spahn aus dem Holze und trug denselben, rückwärts gehend, zum Zimmer. Alsdann ritzte er sich damit das Zahnfleisch blutig, trug ihn wieder in voriger wunderlicher Art zum Stamme zurück, setzte ihn wieder ein, verband ihn sorgfältig und hoffte zuversichtlich auf Linderung. Noch jetzt soll diese Heilmethode in einigen Gegenden Anwendung finden.

Andere Heilkünstler meinen, man könne durch Holunder das Fieber vertreiben, indem man die Krankheit auf den Busch übertrage. Schweigend gehen sie zu einem dafür ausersehenen Strauch, fassen ein Zweiglein, um es zu brechen, und sprechen die Zauberformel: „Zweig, ich biege dich, Fieber, nun laß mich; ich habe dich einen Tag, hab du's nun Jahr und Tag.“ Am andern Morgen soll der Kranke gesund sein.

Steckt ein Fieberkranker, ohne zu sprechen, einen Fliederzweig in die Erde, so bleibt das Fieber daran haften. Aber unglücklich wird der, der ihn berührt; die heimtückische Krankheit teilt sich ihm mit verdoppelter Stärke mit. Daher soll niemand einen im Boden steckenden Holderzweig berühren, am allerwenigsten mitnehmen. Vergl. Grimm, 679!

Es ist leicht ersichtlich, wie der Holder in den Ruf kam ein wunderthätiger Baum zu sein, Er hat mehrere Eigentümlichkeiten, welche ohne weiteres in die Augen fielen: die Menge schwarzer Beeren, die stark duftenden, schweißtreibenden Blüten, das lockere Mark und den hohl werdenden Stamm.

Warnke, 89.

## Der Wachholder. Juniperus.

Ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung findet sich beim Gebrauche des Wachholders. Laub und Beeren, gewürzhaft harzig riechend, dienten schon im Altertum als Räucherwerk bei Leichenbestattungen und zu Getränken. Sie sollten aber auch außer Ungeziefer und Schlangen böse Geister vertreiben und den Blick in die Zukunft eröffnen.

(Wagner II, 248. Vergleiche auch Leunis II, 1047.)

Wie viele andere Pflanzen, so schützt auch der Wachholder an manchen Orten vor Zauber, z. B. auf der Insel Rügen, wo der, welcher ein Haus bauen will, in das kein böser Geist kommen kann, einen Wachholderstrauch unter den Grundstein legen muß, und in Westfalen, wo man einen Dieb auf folgende Weise zwingen kann, das Gestohlene wiederzubringen: Man geht morgens vor Sonnenaufgang zu einem Wachholderstrauch, biegt ihn mit der linken Hand gegen Osten und spricht: „Wachholderbusch, ich thue dich bücken und drücken, bis der Dieb N. N. sein gestohlen Gut wieder an seinen Ort getragen hat.“ Dann legt man auf den niedergebogenen Busch einen Stein, der wieder wegzunehmen ist, wenn der Zauber seine Wirkung gethan hat. Wer einen Zweig von Kranewit — so heißt der Wachholder in Tirol und einigen anderen Landstrichen — auf dem Hute hat, läuft sich bei Reisen keinen Wolf und wird nicht müde. Wer an Hühneraugen leidet, geht zu einem Kranewitstrauche und knickt so viele Zweige, als er Hühneraugen hat, doch müssen jene so gebrochen werden, daß sie hängen bleiben. Sobald die Zweige dürr werden, verschwinden auch die Hühneraugen. Zum Buttern muß man sich eines Schlägels aus Wachholderholz bedienen, dann können die Hexen nicht machen, daß die Milch nicht bricht. (Busch, 124.)

## Die Haselnuß. Corylus.

Die nordischen Völker haben von Alters her die Haselstaude in Ehren, ja heilig gehalten, ganz besonders in der vorchristlichen Zeit. Bei unseren germanischen Vätern war sie gleich der Eiche dem Donnergotte heilig, dem Donar, der zugleich ein Gott des Erntesegens und der Fruchtbarkeit, auch ein Schirmherr der ehelichen Liebe war. Doch auch eine nahe Beziehung zu Wodan, dem Vater Donars, dem obersten Schöpfer und Segenbringer, ist nicht zu verkennen. In der Haselstaude und ihrer Frucht, der Haselnuß, erblickten die heidnischen Völker ein Sinnbild unversiegbaren Lebens und schöpferischer Kraft. In pommer'schen und fränkischen Gräbern fand man in den Händen einiger Skelette Hasel- und Wallnüsse. War doch auch bei den Römern der Nußbaum den Göttern des Ackerbaues und Feldsegens geweiht und wurden, wie Festus und Martial berichten, in den Festzeiten der Cerealien und Saturnalien Nüsse ausgeworfen.

In der harten Schale ruhet der süße Kern, der Auferstehung harrend, neues Leben und Wachstum verheißend. So ward die Haselnuß ein Symbol des Frühlings und der Unsterblichkeit.

In den alemanischen Totenfeldern am Lupfe ward unter jeder Leiche ein Haselstab gefunden, und zuweilen traf man noch zwei andere unter dem ausgehöhlten Totenbaum, der die Leiche einschloß. Vielleicht hatte man diese Stäbe für die Erhebung des Toten aus der Erde hingelegt und sollten ihm selbige gleich einer Wünschelrute behilflich sein.

Die Saatfelder, die Gerichtsplätze, die Walstätten für den Zweikampf wurden mit Haselstäben abgesteckt, zum Zeichen, daß diese Stätten dem gemeinen Gebrauch entzogen, von keinem Unberufenen zu betreten seien.

Mancher heidnische Brauch und Aberglaube hat sich lange in christlicher Zeit erhalten. So wurden in Graubündten die Vögte mittelst zweier Haselstöcke gewählt, und noch jetzt tragen in einigen Gegenden des Schwarzwaldes die Hochzeitbitter abgeschabte Haselstöcke, welche das neue Paar vor den bösen Einflüssen der Hexen und Geister bewahren sollen. In den Gemeindewäldern durften sich die Anwohner nach Belieben Holz abhauen, nur die Eiche und Haselstaude, als der Gottheit geweiht, mußten geschont werden. Wer sich daran nicht kehrte, den traf des Donnergottes rächender Blitz, während der Blitz die Haselstaude nie beschädigt.

Das christliche Volk nahm die heidnische Überlieferung mit auf und bildete sie nach seinem Sinne. So entstand die Sage, die heilige Gottesmutter Maria sei, als sie zu ihrer Freundin, der heiligen Elisabeth, reiste, unterwegs von einem heftigen Gewitter überrascht worden, habe jedoch sichern Schutz unter einem Haselstrauche gefunden, und seitdem sei diese Staude nicht nur vor den Blitzen sicher, sondern schütze auch jeden, der sich ihr nahe. Deshalb werden noch von manchem frommen Tiroler am Tage von Mariä Heimsuchung Haselzweige geschnitten und zur Sicherstellung vor dem Blitze in das Bett oder vor die Fenster gesteckt. Zu gleichem Zwecke nimmt man auch wohl drei Spähne aus Haselholz oder drei frische Haselruten und steckt sie unter die Balken des Daches.

Um das Getreide vor Schaden zu behüten, legt man wohl auch drei Kreuze von Haselzweigen auf den Boden der Scheuer, bevor die Frucht eingebracht wird; und um das Vieh zu sichern und ihm Gedeihen zu geben, steckt man Haselzweige in die Ställe. Die Tiroler wissen sich auch vor dem „wilden Heere“ zu schützen, indem sie einen Haselstock mit einem Holunderzweige kreuzweis verbinden; der wilde Jäger ist ja kein anderer als Wodan, und dieser hat die ihm geweihte Hasel in gutem Andenken behalten und weiß sie zu respektieren. Wie vor Hexen

und bösen Geistern schützt die Hasel auch vor den Schlangen. Beschreibt man mit einem Haselstabe einen Kreis um eine sich nahende Schlange, so kann sie nicht mehr aus demselben heraus: sie ist festgebannt. Noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts gaben die Schwarzwälder ihren Kindern, wenn sie weit fortgeschickt wurden, Haselruten in die Hand, damit sie vor dem Angriff der Schlangen gesichert seien. Unten an den Wurzeln des Strauchs haust der Haselwurm, eine weiße Schlange mit einer Krone auf dem Kopfe. Wer den Haselwurm fängt — es geschieht mit Hilfe eines Haselstockes, auf welchem die Mistel gewachsen ist — der gewinnt die Weisheit Salomos, kennt alle Kräuter und ihre Eigenschaften und ist sicher vor allen bösen Geistern. Die oben mitgeteilte Sage von der Jungfrau Maria ist auch in die folgende übergegangen, die man sich in Dornbirn (drei Stunden von Bregenz in Vorarlberg) erzählt: Das Christkindlein lag schlummernd in der Wiege, und Mutter Maria wollte ihm frische Erdbeeren pflücken. Sie eilte in den nahen Wald und hatte kaum begonnen, als eine giftige Schlange auf sie einsprang. Die Gottesmutter flüchtete sich, von der Schlange verfolgt, und war in großer Angst. Doch zum Glück ersah sie sich einen Haselbusch und kroch hinein; da ließ die Schlange von der Verfolgung ab, und Maria segnete die Hasel und sprach: „Von nun an sollst du zum Schutze der Menschen dienen!“ — Ein Weiler oberhalb Dornbirn, nahe bei dem Flecken, heißt „die Haselstaude“, und eine Anhöhe zwischen Dornbirn und Hohenems „Haslareuthe“. (Grube IV, 190—193.)

Wenn ein Mensch oder Vieh von Unholden geplagt ist, so gehe an einem Karfreitag oder goldenen Sonntag vor Sonnenaufgang zu einem Haselnußbusch, schneide mit drei Schnitten einen Stecken daraus gegen Aufgang der Sonne in den drei höchsten Namen, trage den Stecken unbeschrieen in dein Haus und verbirg ihn, daß ihn niemand bekommen kann. Wenn nun ein Mensch oder ein Vieh von bösen Leuten ge-

peinigt wird, so gehe dreimal hinterrücks um den Menschen oder das Vieh herum in den drei höchsten Namen, alsdann lege deinen Hut ab und schlage darauf mit dem Stecken, so schlägst du den bösen Menschen. (Witzschel II, 274.)

Wer den Haselwurm fängt, bei sich trägt oder ihn ißt, erhält große Zauberkräfte: er kann sich unsichtbar machen, sieht die vergrabenen Schätze „blühen“ oder „brennen“ und hört die Kräuter reden und sagen, wozu sie gut sind. (Grimms Märchen „Die weiße Schlange“.) In Bayern giebt es eine Sage, nach welcher die Schlüssel zu den Thüren des verwünschten und versunkenen Schlosses zu Burgstadel an einer Haselstaude hängen. Am Lechrain bildet ein Haselstecken gleichsam das Rückgrat der gegen Hexen und Blitz schützenden Palmbündel. An jenen Stab sind Zweige von der Palmweide mit ihren aufgeblühten Knospen, den ersten Trieben des herankommenden Frühlings, von der Mistel, vom Sävling, ferner vom Wachholder, endlich vom „Wachslauberbaum“ (der Stechpalme) festgebunden. Der Stab darf nicht zu lang und muß geschält sein; denn die Hexen können in den engsten Raum, sogar zwischen Holz und Rinde hineinschlüpfen. Nur an der Handhabe soll er ungeschält bleiben, man muß ihn aber recht fest anfassen. Jedes Haus läßt so viele Büsche weihen, als es für Stuben, Kammern und Ställe nötig hat. Kommt ein Gewitter heraufgezogen, so wirft man einen Teil des Palmbündels in das Herdfeuer, dann schlägt es nicht ein. Sonderbare Kräfte ruhen hauptsächlich in den Haselstecken: wenn man z. B. damit beim ersten Austreiben des Viehes einer Kuh über den Rücken streicht, nimmt man andern Kühen zu Gunsten der seinigen die Milch. In der Schweiz herrscht der Glaube, daß der, welcher in der Geisterstunde der Walpurgisnacht von einer Haselstaude fingerlange Ästchen abschneidet und diese dann stets bei sich trägt, keine „Spieße“, d. h. Splitter, in die Hände bekommen könne. In einer von

Vernaleken mitgeteilten Alpensage (S. 291) verwandeln die Zweige einer Haselnußstaude unedles Metall in Gold.

Auf der Spitze des hohen Göll, einem Berge bei dem Marktflecken Golling im Salzburgischen, blüht im Frühling die Glücksblume, die demjenigen, der sie pflückt, in allen Dingen Glück verleiht. Sie ist eine kleine Pflanze mit vier grünen Blättern am Grunde und einer schneeweißen Krone am Ende des kurzen Stengels. Sie ist schwer zu finden, und man sucht sie nach Vernaleken auf folgende Weise: Man geht in der Sylvesternacht in den Wald und holt sich ein Reis von einem Haselstrauche, welches neun Sprossen getrieben hat. Dieses Reis steckt man zu den Palmkätzchen, die man in der Osterzeit in der Stube stehen hat. Dann nimmt man es in der Geisterstunde der Walpurgisnacht heraus und besteigt mit ihm den genannten Berg, wobei der Haselzweig die Richtung angiebt, die man einzuschlagen hat. Es muß aber Mondschein sein, und man darf sich auf dem ganzen Wege nicht ein einziges Mal umsehen, wenn das Verfahren gelingen soll. Ein Gollinger Bauer soll wirklich die Glücksblume erlangt haben und ihm dann von Stund an alles gelungen sein, was er in Angriff genommen. Sein Vieh wurde nie krank, kein Hagel traf seine Felder, und so wurde er binnen wenigen Jahren ein wohlhabender Mann. Der Haselzweig dient im Salzburgischen aber auch zur Ausmittelung von Dieben, und hat z. B. ein Knecht im Hause etwas entwendet, so darf der Herr nur das Haselrütchen nehmen und damit unter seine Leute treten, und sofort zeigt dasselbe auf den Dieb hin.

Hier haben wir schon den Übergang zu einem weit verbreiteten Aberglauben vor uns, der sich vorzüglich an die Haselstaude knüpft, und den wir jetzt betrachten wollen. Der Haselstrauch liefert die besten Wünschelruten. Dieselben scheinen ein mit Wodan, welcher den Beinamen „Wunsch“ führte, verknüpftes Zaubermittel zu sein und sind gabelförmige Zweige, die in

Schlesien auch von der Weide, in Mecklenburg vom Kreuzdorn genommen werden können. (Vergleiche Grimm, 99.) Sie müssen in der Johannismitternacht, in Tirol aber am neuen Sonntage, in Schwaben in der Karfreitagsnacht um zwölf Uhr geschnitten werden, und zwar in Tirol mit einem bis dahin noch nicht gebrauchten Messer und so, daß man rücklings auf den Strauch zugeht, die Rute zwischen den Beinen durchzieht und sie unter Beschwörungsformeln, gewöhnlich unter Nennung der drei höchsten Namen (Vater, Sohn und heil. Geist) vor sich abschneidet. In Schwaben muß sie in einem Jahre, in der Nordschweiz nach Osten zu gewachsen sein. Ferner wird hier verlangt, daß der sie Abschneidende im Zeichen der Wage geboren sei. Er hat beim Schneiden gegen Sonnenaufgang zu blicken und zu sprechen: „Gott grüße dich, du edler Zweig! Mit Gott dem Vater suchte ich dich, mit Gott dem Sohne fand ich dich, mit Gott dem heil. Geiste schneide ich dich. Ich beschwöre dich, Rute, bei der Macht des Allerhöchsten, daß du mir wollest zeigen, was ich dir gebiete!"

„Und solches sei so gewiß und wahr,
So rein und klar,
Als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war,
Da sie unseren Herrn Jesum Christum gebar.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen
Geistes. Amen."

In katholischen Gegenden Schwabens wird die Wünschelrute dadurch zauberkräftiger gemacht, daß man eine Messe über sie lesen läßt. „Dann kann sie auch ein Protestant gebrauchen." In der Lausitz, der Mark, im Harze und in Mecklenburg steckt man sie einem Täufling ins Kleidchen und läßt sie auf diese Weise mittaufen. In Tirol tauft man sie auf den Namen der heiligen drei Könige. Soll sie zum Suchen von Goldadern verwendet werden, so erhält sie den Namen Kaspar; ist sie zum Aufspüren von Silber bestimmt, so wird sie Balthasar ge-

nannt, soll sie endlich nur unterirdisches Wasser auffinden helfen, so bekommt sie St. Melchior zum Namenspatron. In der Lausitz und im Brandenburgischen giebt man ihr Ähnlichkeit mit der Menschengestalt, wobei die Gabel die Beine vorstellt. Man braucht sie so, daß man die Enden der Gabel mit den Fingerspitzen anfaßt, die Rute horizontal vor sich hinhält und, die Worte: „Wünschelrute, ich spreche dich an im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes“ vor sich hinmurmelnd, an der Stelle hin und her geht, wo man einen Schatz oder Wasser vermutet. Auf jene Beschwörung muß die Rute sich da, wo das Gesuchte zu finden ist, heben und anschlagen.

Im Lauenburgischen hat die Zauberrute auch die Kraft, den die Schätze bewachenden Teufel zu bannen und verschlossene Thüren zu öffnen. Eine in der Johannisnacht abgeschnittene Haselgerte besitzt ferner, wie man in verschiedenen norddeutschen Gegenden meint, die Eigenschaft, daß man mit ihr einen Abwesenden prügeln kann, wenn man damit in die Luft schlägt und den Namen des zu Prügelnden nennt. In Westfalen giebt es dafür folgende von Kuhn mitgeteilte Vorschrift:

„Merke, wenn der Mond neu wird an einem Dienstag, so gehe von der Sonnen Aufgang aus, tritt zu einem Stecken, den du dir zuvor ausersehen hast, stelle dich mit dem Gesicht gegen der Sonnen Aufgang und sprich diese Worte: Steck, ich greife dich an im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. — Nimm dein Messer in die Hand und sprich wiederum: Steck, ich schneide dich im Namen u. s. w., daß du sollst gehorsam sein, welchen ich prügeln will, wann ich einen Namen antrete. Darauf schneide auf zwei Orten am Stecken etwas weg, damit du diese Worte darauf kannst schreiben, stechen oder schneiden: Abia, Obia, Sabia. — Lege einen Kittel auf einen Scherrhaufen, nun schlage mit deinem Stecken wacker auf den Kittel und nenne des Menschen Namen, welchen du prügeln willst, und schlage tapfer zu, so wirst du denselben ebenso hart

treffen, als wenn er selbst darunter läge, da er doch oft viele Meilen Weges von dem Orte ist. Statt des Scherrhaufens thut's auch die Schwelle unter der Thür." (Märchen vom „Knüppel aus dem Sack".)

In Schwaben, wo diese Gerten von der Haselstaude genommen und am Karfreitag vor Sonnenaufgang „unbeschrieen", d. h. so, daß man von niemand dabei angeredet wird, geschnitten werden müssen, zieht man bei deren Gebrauch eines von seinen eigenen Kleidungsstücken aus und schlägt darauf, indem man an den verhaßten Abwesenden denkt, dem man die Prügel verabfolgen will. Andere sagen bestimmter und ausführlicher: die Haselrute zum Durchprügeln eines Entfernten muß eine einjährige sein und am Karfreitagmorgen mit drei Schnitten abgetrennt werden, während man nach Osten blickt und die drei höchsten Namen nennt. Will man mit ihr einen Abwesenden schlagen, so nimmt man ein Kleidungsstück oder auch nur einen Fetzen oder Lumpen, sieht nach Morgen hin, spricht den Namen des andern aus und haut dann auf das Kleid oder den Fetzen, so lange man Lust hat. Die Sache hat ihre Richtigkeit, wie folgende von Meier erzählte schöne Geschichte zeigt.

Zwischen Wurmlingen und Pfäffingen zogen einmal Soldaten hin. Ein Schäfer, auf seinen Stab gelehnt, sah ihnen zu. Da schoß ein guter Schütze unter jenen ihm den Stab entzwei, so daß der Schäfer rücklings zu Boden stürzte. Der wußte sich aber zu rächen. Sofort zog er seinen Kittel aus und prügelte ihn mit einer Zaubergerte, die er bei sich hatte, durch, worauf der Soldat jämmerlich schrie und von seinen Kameraden obendrein wegen der ihm aus der Ferne beigebrachten Schläge tüchtig verhöhnt wurde. (Busch, 132—137.)

Die Wünschelrute ist sehr alt. Die Stäbe, mit denen Jakob die Schafe fruchtbar machte (1. Mos. 30, V. 37), sowie den Stab, durch welchen Moses Wasser aus dem Felsen hervorsprudeln ließ (2. Mos. 17 u. 4. Mos. 20, V. 11), haben un-

kundige Ausleger für eine Wünschelrute gehalten, wie auch den Stab Arons (4. Mos. 17), weshalb die Wünschelrute geradezu Mosesstab und Aronsstab genannt wird. Die an alten Stämmchen wachsenden Schwämme haben die Eigenschaft, daß man verlorene Sachen leicht wiederfindet, wenn man ein Stückchen des Schwammes bei sich trägt. Schlaf unter einer Haselstaude bringt weissagende Träume. (Leunis II, 1031.)

Der bekannte Wunderdoktor St. im Kirchspiele Dötlingen giebt dem Hilfe suchenden Kranken ein Stückchen Holz, mit welchem der kranke Teil berührt oder geprickelt werden muß, bis Blut an dem Hölzchen ist. Dann steckt der Doktor das Holz zu sich, die Krankheit verschwindet und bleibt so lange weg, als der Doktor das Hölzchen bei sich trägt; die im Hölzchen steckende Krankheit wird anscheinend durch die im Doktor steckende Heilkraft bezwungen, so lange die Berührung dauert. Ein Arbeiter, der den Wunderdoktor gebraucht hatte, erzählt etwas anders: Beim Holzfällen im Stühe erhielt ich einen starken Axthieb ins Bein, und das Blut wollte sich gar nicht stillen lassen. Wider meinen Willen brachte man mich zu St. Dieser schnitt ein Zweigendchen von einer Haselstaude ab, fuhr damit über die Wunde und ging damit in die Stube. Dann kam er wieder und steckte mir das Stückchen Holz eingewickelt in die Tasche: ich sollte es nicht eher wieder von mir lassen, als bis die Wunde geheilt sei. Das Bluten hörte sogleich auf. Nach einigen Tagen aber bekam ich fürchterliche Schmerzen, und als ich nun nach dem Stückchen Holz sah, war es verschwunden. Ich konnte die Schmerzen zuletzt nicht mehr aushalten und ließ mich zu St. fahren. Erst schalt St. tüchtig und wollte nichts wieder mit mir zu thun haben. Endlich aber, nach langem Bitten, wiederholte er die Kur, blieb diesmal aber länger allein. Nun hörten die Schmerzen auf, und die Wunde heilte bald.

(Strackerjan I, 80, 81, vergl. auch S. 27 u. 98.)

Um ihre künftigen Ehegenossen zu erkunden, gehen die Dirnen und Burschen zu dem Gartenzaun hinaus, fassen einen Pfahl desselben, womöglich Holz von der Haselstaude, und sprechen dabei:

„Gartenzaun, ich schütt'r dich,
Feines Lieb, ich witt'r dich."

Darauf sehen sie entweder die Gestalt oder hören den Namen des oder der Zukünftigen.

Am Christtage schneiden manche Leute eine Nuß entzwei, versehen jede Hälfte mit einem kleinen Lichtchen, setzen sie in eine mit Wasser gefüllte Schüssel und nennen zwei einander liebende Personen. Dann versetzen sie das Wasser in Schwingung; kommen die Hälften der Nuß zusammen, so werden sich die zwei Personen heiraten, im entgegengesetzten Falle aber nicht.

Zum Lichtleinschwimmen bedient man sich gehälfteter Nußschalen. In diesen Nußschalen werden verschieden gefärbte, jedoch gleich lange Wachskerzen befestigt. Jedes Glied der Familie macht sich nun durch eigene Zeichen eine Nußschale kenntlich. Alle werden dann behutsam in eine mit Wasser gefüllte Schüssel gesetzt. Hierauf werden die Kerzen angezündet, und einer der Anwesenden bringt mit der Hand das in der Schüssel enthaltene Wasser in Bewegung. Wessen Kerzchen zuerst erlischt, der stirbt unter den versammelten Familiengliedern zuerst. (Vernaleken 336, 339, 348.)

Das Lichtorakel beruht (wie auch die Redensart „das Lebenslicht ausblasen") auf der altdeutschen Vorstellung, daß bei der Geburt eines Menschen von den Nornen, den Schicksalsgöttinnen, eine Kerze angezündet wird, deren Auslöschen das Erlöschen des Lebens zur Folge hat. Zuerst begegnet uns diese Vorstellung in der altisländischen Nornagest-Sage, in welcher erzählt wird, daß, als Nornagest geboren wurde, drei Walen

oder weissagende Frauen in den Saal traten. Die beiden ältesten weissagten Gutes von seinem Geschick, und die erste verlieh ihm Heldenkraft, die zweite Sangeskunst, die dritte aber, die sich zurückgesetzt glaubte, gebot, mit so günstigen Weissagungen inne zu halten, und sprach: „Ich bescheide ihm, daß er nicht länger leben soll, als die neben ihm brennende Kerze währt.“ Da löschte die älteste der Frauen die Kerze aus und gab sie der Mutter mit der Weisung, sie nicht eher wieder anzuzünden, als bis Nornagest selber sterben wolle. Nornagest trug nun diese Kerze in seiner Harfe mit sich umher. Erst als er 300 Jahre alt geworden war und die besten Tage des Nordens gesehen hatte, als das Christentum nach dem Norden vordrang und den alten Götterglauben stürzte, wollte er nicht mehr leben. Mit der Harfe in der Hand setzte er sich an den Strand des Meeres, entzündete die Kerze und sang sein Totenlied, bis sie abgebrannt war. Dann neigte er tot sein Haupt.

Noch jetzt ist es Sitte, den Kindern den Geburtstagskuchen mit so vielen Lichtern zu umstellen, als sie Jahre zählen, und in Norddeutschland sagt der Aberglaube von diesen Lichtern, daß man sie nicht ausblasen dürfe, sondern zu Ende brennen lassen müsse. In Sagen und Märchen begegnet uns das Lebenslicht wiederholt. So z. B. in der von Müllenhoff erzählten holsteinischen Sage von der Gräfin Schack. Sie lebte auf dem Schlosse Gramm in Saus und Braus und führte die leichtsinnigste Wirtschaft. Zuletzt verschwor sie ihre Seele dem Teufel. Der sollte sie nach einer Anzahl von Jahren an einem bestimmten Abend holen, sobald ihr Wachslicht auf dem Tische niedergebrannt wäre. Von nun an ging's fast noch toller auf Gramm her als früher. Der Abend kam, und das Wachslicht stand vor der Gräfin, die nun mit einemmal von namenloser Angst ergriffen ward. Sie ließ den Prediger rufen und vertraute ihm ihr Geheimnis an. Da riet er ihr, die Kerze auszulöschen und das noch übrige kleine Stück in der östlichen Mauer der

Kirche einmauern zu lassen. Das geschah, und der Böse hatte keine Macht über sie. Bald aber brach Feuer in der Kirche aus. Es war früh am Morgen, als die Gräfin die Nachricht erhielt. Sogleich sprang sie auf, und im leichten Morgenanzug, ohne Schuhe an den Füßen, eilte sie nach der eine Viertelmeile entfernten Kirche und ermunterte durch ihr eifriges Zureden und Bitten die Landleute zum Löschen des Feuers, sodaß wenigstens die östliche Mauer der Kirche geschützt ward. Seit dieser Zeit war die Gräfin wie verwandelt, Frohsinn und Heiterkeit waren dahin, und ein nagender Kummer brachte sie bald ins Grab.

Auch wenn der kirchliche Bann über einen Menschen ausgesprochen wurde, war es Sitte, daß die Priester, welche mit brennenden Kerzen in den Händen der Feierlichkeit beiwohnten, nach geschehenem Bannfluch die Kerzen zu Boden warfen und mit den Füßen austraten.

Die Bannformel, welche auf dem Konzil zu Rheims im Jahre 900 gegen die Mörder des Bischofs Fulco von Rheims abgefaßt wurde, schließt mit den Worten: „Und wie diese Lichter, von unsern Händen auf die Erde geworfen, heute ausgelöscht werden, so seien ihre Lebenslichter für ewig ausgelöscht!“ (Richter, 84—86. Ähnliches findet sich auch in Rocholz I, 165—168 und in Schwartz, J. V., 62.)

Iduna, die Gemahlin Bragis, welche in ihren Äpfeln den Göttern ewige Jugend spendete, war unter Lokis Beihilfe von dem Riesen Thiassi geraubt worden. Die Asen merkten nicht den begangenen Raub, sie meinten, Idun sei auf einer Reise begriffen. Aber als Tage und Wochen vergingen, da wurden ihre Haare grau, da schwand die blühende Farbe des Angesichts, da stellten sich die Falten und Runzeln des Alters ein. Die Asinnen, selbst Freia, wenn sie sich im Spiegel der Quellen beschauten, entdeckten Spuren des nahenden Alters. Man fragte, man forschte nach Idun. Man hatte sie zuletzt mit Loke wandeln

sehen. Der falsche Ase ward vorgefordert, er leugnete vergebens; Thor drohte, ihm jedes Glied zu zermalmen, und als er den Hammer erhob, da gestand Loke und versprach, die Spenderin der Jugend wieder zur Stelle zu schaffen, wenn ihm Freia ihr Falkenhemd leihe. Als die Bitte gewährt ward, eilte er fort gen Thrymheim, der Behausung des Sturmriesen Thiassi. Derselbe war hinaus aufs Meer gefahren, und Idun saß einsam und kummervoll im unwirtlichen, aus rohen Balken gefügten Gemache. Loke hieß sie gutes Mutes sein und verwandelte sie in eine Nuß. Mit dieser leichten Bürde flog er über Felsen und Abgründe gen Asenheim. (Wägner I, 183.)

Wie die alten Griechen sich Bäume und Sträucher von besonderen Gottheiten bewohnt dachten, welche über das Leben und Gedeihen der Pflanzen wachten, so lag auch bei unseren deutschen Altvordern eine solche Vorstellung von einzelnen Naturgeistern zu Grunde. Sie baten, wenn es sich nicht vermeiden ließ, einen Haselstrauch abzuhauen, demütig die „Frau Hasel" um Verzeihung. In den deutschen Märchen und Sagen spielte dann der Haselstrauch eine große Rolle und wurde im Liede gefeiert, so in dem Liede von Ulrich und Ännchen. Ritter Ulrich (Ulinger), der sich Jungfrauen raubt, um sie zu töten, weiß auch des Königs Töchterlein zu bethören, daß sie ihm willig folgt, da er sie einladet, sich hinter ihm aufs Pferd zu setzen, um sie heimlich zu entführen. Schnell ritt er von dannen, mitten in einen stockfinsteren Wald hinein. Da kamen sie an einer Haselstaude vorüber, auf der saß eine Turteltaube, welche mitleidig die Jungfrau warnte:

Sie kamen zu einer Haselstaud',
Darauf da saß eine Turteltaub',
Die thät sich schmiegen und biegen:
Schöne Jungfrau, laß dich nicht verführen!"

Unsere Volkslieder führen gern die „Frau Hasel" redend ein und lassen sie heilsame Lehren erteilen. In einem derselben

„das Mädchen und die Hasel“ (Knaben Wunderhorn 131) heißt es:

Es wollt ein Mädchen Rosen brechen gehn
Wohl in die grüne Heide,
Was fand sie da am Wege stehn?
Eine Hasel, die war grüne.

„Guten Tag, guten Tag, liebe Hasel mein,
Warum bist du so grüne?“
„Hab Dank, hab Dank, wackres Mägdelein,
Warum bist du so schöne?“

Warum daß ich so schöne bin,
Das will ich dir wohl sagen:
Ich eß weiß Brot, trink kühlen Wein,
Davon bin ich so schöne.“

„Ißt du weiß Brot, trinkst kühlen Wein
Und bist davon so schöne,
So fällt alle Morgen kühler Tau auf mich,
Davon bin ich so grüne.“

„So fällt alle Morgen kühler Tau auf dich,
Und bist davon so grüne?
Wenn aber ein Mädchen ihren Kranz verliert,
Nimmer kriegt sie ihn wieder.“

„Wenn aber ein Mädchen ihren Kranz will behalten,
Zu Hause muß sie bleiben,
Darf nicht auf alle Narrentänz' gehn,
Die Narrentänz' muß sie meiden.

„Hab Dank, hab Dank, liebe Hasel mein,
Daß du mir das gesaget,
Hätt' mich sonst heut auf'n Narrentanz bereit,
Zu Hause will ich bleiben.“

Grube IV, 195.

## Die Weide. Salix.

Die Weide erscheint bei uns fast nur verstümmelt: mit plumpem Stamm und geschorenem Haupt. Selbst dem Beile verfallen, war sie auch ehedem der Baum des Fluches, an welchem gehenkt wurde. An einer Weide hatte Judas sich erdrosselt, und mit Weidenruten wurde der Heiland gegeißelt.

Die vollendete Form dieser Spezies zeigt die Trauerweide (Salix babylonica). Wie lang herabwallendes Haar sinken die Zweige, wie niederrinnende Tropfen die Blätter hinab. Ganz in sich verhüllt, steht sie da: ein Bild weinender, weiblicher Klage, gegenüber der auch in Trauer noch stolzen, das Gemüt auch im Schmerze noch feierlich erhebenden Cypresse. Daher werden Phaetons Schwestern, als sie wehklagend um den Verlorenen an den Ufern des Eridanus stehen, in Trauerweiden verwandelt; aber auch da vergessen sie des geliebten Bruders nicht und weinen ihre goldenen Thränen in die Flut; daher singt Desdemona, von dem höchsten Kummer betroffen, das ergreifende Lied von der Weide; daher reicht in Scott's Braut von Lammermoor Heinrich seiner Schwester Lucie einen Weidenzweig, als diese in ähnlicher Lage sich befindet. Eben deshalb bricht der Samländer, wenn die Freude des Pfingstfestes zu Ende geht, die Lindenlaube vor seinem Hause ab und setzt an deren Stelle ein Weidenzelt. Wir stellen den Baum gern über den Grabhügel oder an den einsamen See; sehnend blickt er in den dunkeln Spiegel, um ihn aber zieht der Schwan seine Kreise, und aus der Tiefe taucht wie eine stille Sage die Wasserrose.

(Masius I, 25—27.)

Die Trauerweide ist wahrscheinlich durch Setzreiser vermehrt worden, und es ist nicht bekannt, daß sie in Europa Samen hervorgebracht hätte. Man erzählt, daß ein Reis dieser babylonischen Weide um ein Packet als Bindfaden geschlungen nach England gebracht und vom Dichter Pope in seinen Garten ge-

pflanzt worden sei; davon soll der Baum in Twickenhams Park gekommen und von diesem die Verbreitung sämtlicher Trauerweiden in Europa, ja selbst der berühmten auf Napoleons Grabe auf der Insel St. Helena, ausgegangen sein.

Freiherr von Loeprechting teilt aus dem Lechrain mit: An einer Weide hat sich Judas der Verräter erhängt, seit der Zeit sind alle Weidenbäume hohl. Ein anderer Schelm, der Gucker (Kuckuck), hat sonderlich das Weiddach gern. Sobald er Abschied nimmt, überzieht er noch die Weidenblätter mit seinem Speichel, daß es Menschen und Tieren davor graust. Es giebt gar vielerlei Weiden, davon ist eine, man heißt sie die Trauerweide, aus deren Wid war die Rute gedreht, damit unser Herr Heiland gegeißelt ist worden. Der widerfahrenen Schmach halber hängt sie nun fort und fort ihre Äste klagend zur Erden, mag hier nimmermehr froh werden.

Im Frühling, wenn die ganze Natur ein Auferstehungsfest feiert, ist es ganz besonders der Weide vergönnt, unter den ersten und besten zu glänzen und mit ihren Blüten das Herz zu erfreuen. Wer kennt nicht die Sahlweide (Salix caprea) mit den runden, auf der Unterfläche filzigen Blättern, die schon im April blüht und große, gelbe Kätzchen treibt, deren Blumenstaub so eifrig von den Bienen gesucht wird. Noch viele andere Weidenarten glänzen durch ihre Kätzchen. Die Weidenruten mit ihren Blütenkätzchen sind unsere Palmen, mit denen wir die Räume für das Osterfest schmücken. Sie verdienen den gefeierten Namen der Palmen, denn wie bei diesen der Lebenssaft in höchster Energie durch die Gefäße quillt und das Wachstum beschleunigt, so zeigt sich auch in dem saftiggrünen Weidenreis der aufsteigende Pflanzensaft am augenfälligsten und in solcher Fülle, daß es den Knaben gelingt, die Rinde unversehrt vom Holze zu schälen und Pfeifen daraus zu machen, auf welchen sie mit den Vögeln um die Wette ihre Frühlingstöne pfeifen. In der Ukraine heißt der Palmsonntag geradezu „Weidensonntag“. In

jenen südrussischen Ebenen ist, wie in unserem lieben Deutschland auch, der Fuß der Weiden oft noch mit Schnee bedeckt, während die Zweige schon freundlich den Menschen ihre Blüten darbieten. Tausende von Händen reißen und schneiden die blühenden Reiser ab, um den Raub am Altare heiligen, die Ruten vom Priester weihen zu lassen. Kaum ist jedoch die Palmen tragende Prozession aus der Kirchenthür, so folgt ein lustiger Gebrauch. Jeder schlägt seinen Nachbar mit einer Weidenrute auf den Rücken, die jungen Burschen einander möglichst derb, unter dem Rufe: „die Weide schlägt, nicht ich; in einer Woche ist Ostern!“
(Grube III, 99. 100.)

Wenn man am Palmsonntage in Nauders und im Pitzthale drei geweihte Palmkätzchen verschluckt, so ist man das folgende Jahr hindurch vor Halsweh sicher. Die Palmkätzchen bewirken, vor ein Fenster gesteckt, daß keine Hexe in die Stube kann, weshalb man solche Blüten in Sachsen und Thüringen sehr oft in Gläsern auf den Fenstersimsen sehen kann. Verbrennt man drei derselben beim Herannahen eines Gewitters, so schlägt es einem nicht ins Haus. Geht man mit den geweihten Palmenkätzchen am Palmsonntag dreimal um sein Gehöft, so raubt einem der Geier keine Hühner. (Busch, 128.)

In mehreren süddeutschen Gegenden herrscht die Meinung, daß man am Karfreitage die Hexen in der Kirche sehen könne; „denn sie müssen bei der Kreuzigung zugegen sein.“ Man gewahrt aber nur dann, daß sie Hexen sind, wenn man sich eine Sahlweide, die in der „Marterstunde“, d. h. früh drei Uhr, geschnitten ist, um den bloßen Leib gebunden hat. Dann sieht man, wie sie alle verkehrt sitzen und dem Pfarrer den Rücken zugedreht haben. Die Weiber haben Strohzöpfe, die Männer Strohdegen. Wer sie aber auf diese Weise erkannt hat und sich nicht eilig davon macht, bevor der Pfarrer Amen sagt, der wird von ihnen unter Beihilfe von Katzen zerkratzt, ja wohl

gar umgebracht, wie dies einst einem Manne aus Belsen widerfahren ist. (Busch, 47. 48.)

In Westfalen „palmt" man den Roggen, d. h. man besteckt den Acker mit geweihten blühenden Zweigen von Weiden, damit er vor Wetterschaden geschützt sei — ein Gebrauch, der auch außerhalb Deutschlands, z. B. in Flandern vorkommt, wo er aber am Palmsonntage vollzogen wird. (Busch, 49.)

Der Luciennacht (23. Dezember) wohnen nach dem Volksaberglauben besondere Kräfte inne, welche die Dirnen zu benutzen wissen, um ihr Schicksal zu erfahren und namentlich ihren zukünftigen Mann kennen zu lernen. Das Gebot der Hausfrau übertretend, welche sie ins Bett verwiesen hat, schleichen sie sich, in eine warme Jacke gehüllt, um Mitternacht mit einem Schnitzer an einen Bach, wo Weidenbäume stehen. Schnell wird die Rinde eines solchen an der Sonnenseite von unten nach oben halb weggeschnitten, auf die innere Seite des Schnittes das „Lucienkreuz" — eine runenartige Figur, die aus einem Kreuze besteht, mit dem am rechten Ende des Querstriches eine darunter stehende 4 verbunden ist — gemacht und Wasser aus dem Bache darauf gegossen. Hierauf wird der obere Teil des Schnittes, die abklappende Rinde, umgelegt und befestigt. Das Mädchen eilt dann so schnell, als sie gekommen, wieder heim. Alles muß zwischen zwölf und ein Uhr abgethan sein. Verspätet sich die Dirne, so findet man sie des andern Morgens tot unter dem Baume. Erst zu Neujahr wird der Schnitt wieder geöffnet, wo man aus den rätselhaften Zeichen, die inzwischen zu dem Lucienkreuze hinzugekommen sind, sich die Zukunft zu deuten weiß. (Busch, 95.)

Niemand soll man mit einer Weide schlagen, heißt es in Norddeutschland wie in Bayern und Schwaben. Menschen bekommen davon die Auszehrung oder wachsen nicht mehr, Vieh verdorrt davon. Hexen können jemand töten, wenn sie einen Zweig an einer Weide zu einem Knoten verknüpfen. Ein

Weidenschoß, von fremdem Gebiete genommen und einem Hunde als Halsband umgebunden, schützt diesen vor der Wutkrankheit. Die Weidenblüte scheint als Symbol des Frühlingsanfangs einst heilig gewesen zu sein; denn in einer von Rocholz mitgeteilten Schweizersage erscheint die in vielen Erzählungen des Volkes auftretende weiße Jungfrau mit dem Schlüsselbunde, statt wie sonst häufig mit einem Strauße von Maiblümchen, mit einer Hand voll Weidenröschen. (Busch, 129, 130.)

Hat ein junger Mensch einen Darmbruch, so schneidet man ihm ein Büschel Haare vom Wirbel, thut dieselben in ein reines Tuch und trägt dieses auf eine fremde Gemarkung, wo man einem jungen Weidenbaume die Rinde aufschlitzt, in die man das Tuch mit den Haaren hineinstopft. Wächst dann der Baum wieder zusammen, so heilt auch der Bruch — behaupten die Altgläubigen zu Derendingen im südlichen Schwabenlande.

Als eine Verbindung des „Einpfropfens", wie man das Verfahren, Krankheiten in Bäume zu verpflanzen, in Böhmen nennt, mit dem Abschreiben muß es bezeichnet werden, wenn man in Bayern den vollen Namen des Patienten auf einen Zettel schreibt und diesen in ein Loch steckt, welches man in einen „Felberbaum", d. h. eine Silber- oder Zitterweide (Salix alba), gebohrt hat, und welches dann mit einem Holzpflock zugekeilt wird. (Das Abschreiben besteht gewöhnlich darin, daß der Volksarzt den Namen des Kranken, sein Alter und eine der üblichen Beschwörungsformeln auf ein Stückchen Papier schreibt, welches dieser dann essen muß. Busch, 189. 190.) Vergleiche auch Witzschel II, 273!

Gegen das Fieber wendet man folgendes Verfahren an: Man geht des Morgens vor Sonnenaufgang gegen die Sonne, spricht die drei höchsten Namen und macht in den Zweig eines Weidenbaumes so viel Knoten, als man Fiebertage gehabt hat,

oder (Schönemoor) beim Eintagsfieber macht man einen, beim Dreitagsfieber drei Knoten. (Strackerjan I, 74.)

Zieht der Abend herauf und wirft seine dunklen Nebelschleier über die Fluren, so scheinen die Weiden am einsamen Bach wie Gespenster, die sich leise und schattenhaft auf- und niederbewegen. Abergläubische Naturen sahen in ihnen überirdische Wesen, Elfen und Nymphen, die der Unterwelt entstiegen, um an öden, wüsten Gegenden ihre unheimlichen Reigen aufzuführen. Daher nehmen sie mit den Erlen in den Nymphen- und Nixensagen eine bevorzugte Stelle ein. Die ängstlich beklemmende Stimmung, welche durch das gespenstische Schaukeln der Weiden (und durch das Leuchten des faulen Holzes — Irrlichter) in dem schreckhaften Wanderer erregt wird, schildert uns Goethe in unübertrefflicher Weise in seinem bekannten Erlkönig. (Warnke, 55. 56.)

Im Erlkönig ist es jenes Gespenstische, das in der feuchtkalten Nacht um die grauen Weiden webt, was im wallenden Nebel die Phantasie in Bande schlägt und sich wie ein Alp auf die Seele legt; und diese unheimliche, in der Kälte und Feuchte des Abends das junge Leben ertötende Naturmacht wird hier zu leibhaftiger, wenn auch schemenartiger Persönlichkeit, zum Geist, der im Säuseln der dürren Blätter, im brauenden Nebel raunt und den Knaben umgirrt, so daß er zu Tode erstarrt. (Alfred B.ese in der Zeitschr. für den deutschen Unterricht 1891, 3. Heft.)

## Der Weinstock. (Vitis vinifera.)

Den alten Ägyptern hatte Isis, die Mutter der Natur, die Kunst des Ackerbaues und Brotbackens gelehrt, ihr Gemahl Osiris aber, der Vater der Natur, die Kunst der Weinbereitung gezeigt. Denn hat der Mensch für sein tägliches Brot

und des Lebens Nahrung gesorgt, so will er auch einen Trank haben der Freude, welche ihn über die tägliche Mühsal emporhebt.

Den Griechen war Bacchus, der Sorgenbrecher, der Gott, welcher den Weinbau auf Erden verbreitet hatte. Bacchus war ein Sohn des Jupiter und der Semele und ein Enkel des phönizischen Königs Kadmus, welcher die Buchstabenschrift nach Griechenland brachte. Schon als Knabe verrichtete er große Wunder. Einst, da er am Meeresrande schlief, ward er von tyrrhenischen Schiffern geraubt und erwachte erst, als er auf der offenen See sich befand. Er bat und flehte, man möchte ihn doch nach der Insel Naxos zurückführen, aber vergebens. Nur der Steuermann ward von der Schönheit und Holdseligkeit des Knaben gerührt und wollte seinem Willen nachkommen, aber die übrigen Schiffsleute widersetzten sich, indem sie den Gefangenen zu hohem Preise zu verkaufen gedachten. Da aber stand auf Befehl des Götterknaben das Schiff plötzlich wie festgewurzelt im Meere; aus dem Kiel wuchsen Wein- und Epheuranken, welche Ruder und Mastbaum umzogen. Bacchus selbst stand als Weingott vor ihnen, zürnend den Thyrsus (einen mit Weinlaub umwundenen Stab) schwingend, Panther und Luchse lagen zu seinen Füßen, und die Schiffsleute, von tödlichem Schrecken ergriffen, sprangen ins Meer und wurden augenblicklich in Delphine verwandelt. Nur dem frommen Steuermanne ward das Leben geschenkt, und dieser leitete das Schiff nach Naxos zurück. Auf dieser Insel wurden dem Bacchus zuerst Altäre errichtet. Sobald der Gott erwachsen war, durchzog er alle Länder bis an das ferne Indien, lehrte die Völker den Weinbau und nebenher viele Künste des Friedens, auch die Übung des Rechts und der Gerechtigkeit, so daß er von den Nationen als ihr größter Wohlthäter gepriesen ward. Die Fürsten, welche sich dem Anbau des Weines widersetzten, strafte er mit Krankheiten des Leibes und des Ge-

mütes. In dem Titanenkriege, den sein Vater Jupiter mit den Riesen, die den Himmel stürmen wollten, führte, stand Bacchus in der Gestalt eines Löwen dem Jupiter bei, wurde aber von den Titanen zerrissen. Minerva brachte dem Jupiter sein Herz, welches sich noch heftig bewegte, und der Göttervater machte den bereits in die Erde versenkten Bacchus wieder lebendig. Diese wunderbare Erweckung bezieht man auf den Weinstock, der in viele Stöcke (Absenker) zerteilt und in die Erde gesteckt wird, doch bald darauf frisch ausschlägt und Früchte bringt.

Dem Bacchus war der eine Gipfel des Parnassus, auf dem Apoll und die Musen thronten, geweiht, denn — wie die Dichter sagten — ohne Wein würden die Musen, d. i. die schönen Künste, verstummen. Zu Nauplia hatten ihm die Einwohner einen steinernen Esel aufgerichtet, weil ein Esel durch das Abnagen der Reben ihnen zuerst die Kunst gezeigt hatte, die Weinstöcke zu beschneiden, um sie tragbarer zu machen. Auch der alte Silen, der Lehrer des Bacchus, ritt in seinem Gefolge auf einem Esel. Der Gott selber erschien den Griechen als reizender Jüngling von fast weibischem Ansehen, bartlos, mit lockigem Haar, das Epheu und Weinranken zierten, auch wohl mit einem Rehfell bekleidet und mit kleinen Hörnern an der Stirne, auf einem von Leoparden oder Tigern gezogenen Wagen einherfahrend, oder auch auf diesen ihm geheiligten Tieren reitend. In den Panthern und Leoparden wurde die Wildheit angedeutet, zu welcher der Genuß des Weines verführen kann, wie denn auch die Mänaden im Gefolge des Bacchus waren, wilde, ausgelassene Weiber aus Thrazien, die, mit Epheu bekränzt und Thyrsusstäbe schwingend, unermüdlich schrieen: Evoe, Bacchus! und jeden, der ihres Gottes spottete, in ihrer Wut zerrissen.

Die gewöhnlichen Opfer, die man dem Bacchus darbrachte, waren Ziegenböcke, die man für seine Feinde hielt, da sie den

Weinbergen Schaden thun, desgleichen Schweine. Unter den Bäumen war ihm der Granatbaum, unter den Blumen die Rose heilig. Bei fröhlichen Gastmahlen bekränzte man sich mit Rosen, und am Ende jeder Mahlzeit hieß es: Noch einen Becher zur Ehre des guten Gottes! Auch bei den Brandopfern, welche den Göttern dargebracht wurden, sprengte man einige Tropfen Weines auf das Opferfleisch.

So verschieden die Vorstellungen von der Gottheit des Bacchus waren, unter so verschiedenen Gebräuchen ward er verehrt. Sowohl in Griechenland — vorzüglich in Athen — als in Italien wurden die Bacchusfeste (Bacchanalien) bald sehr wild und ausgelassen gefeiert, so daß sie später durch Gesetze eingeschränkt werden mußten. (Grube 19.—22. Vergl. auch Dierbach, 85—87!)

Wenn man zu Derendingen in Schwaben, sowie in dessen Nachbarschaft am Johannistage die Weinstöcke schüttelt, so bekommt der Wein ein „Bodengefährt", d. h. einen angenehmen Geruch und Nachgeschmack. (Busch, 78.)

In der Beschreibung eines Johannisfeuers zu Konz vom Jahre 1823 wird erzählt: Frauen und Mädchen sind beim Burbacher Brunnen aufgestellt. Nun wird ein mächtiges Rad dergestalt mit Stroh bewunden, daß gar kein Holz mehr zu sehen ist, und durch die Mitte eine starke, zu beiden Seiten drei Fuß vorstehende Stange gesteckt, welche die Lenker des Rads erfassen; aus dem übrigen Stroh bindet man eine Menge kleiner Fackeln. Auf ein vom Maire zu Sierk (der nach altem Brauch dafür einen Korb Kirschen empfängt) gegebenes Zeichen erfolgt mit einer Fackel die Anzündung des Rades, das nun schnell in Bewegung gesetzt wird. Jubelgeschrei erhebt sich, alle schwingen Fackeln in die Luft, ein Teil der Männer bleibt oben, ein Teil folgt dem rollenden, bergab zur Mosel geleiteten Feuerrad. Oft erlischt es vorher; gelangt es bren-

nend in die Flut, so weissagt man daraus eine gesegnete Weinernte, und die Konzer haben das Recht, von den umliegenden Weinbergen ein Fuder weißen Weines zu erheben. (Grimm, 352.)

## Rüdesheim.

Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.
Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel, die Kron' vom Golde schwer.
Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.
Er ist heraufgestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und atmet Traubenduft.
Bei Rüdesheim, da funkelt der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldne Brücke wohl über den Rhein.
Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.
Dann kehrt er heim nach Aachen und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Traubenduft.
Wir aber füllen die Römer und trinken im goldnen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer, uns deutsche Heldenkraft.

E. Geibel.

Zu Rüdesheim soll Karl der Große die ersten Reben angepflanzt haben; geschichtlich ist der dasige Weinbau, wie der des Rheingaues überhaupt, von Kaiser Probus um 280 eingeführt und Karl der Große nur dessen Erweiterer, sowie Einführer besserer Rebsorten (Orleans aus Frankreich).

(Roth II, 170.)

## Der Mahre-Hans geht um.

(Eine Sage bei Lengfurt am Main. Das Erscheinen des Mahre-Hans verkündet ein gesegnetes Weinjahr.)

„Herr Wirt, noch eins zu guter Letzt
Vom Faß von anno Elf!"
Behaglich schmunzelnd der versetzt:
„Hans Voll, daß Gott Euch helf'!

Geht Ihr bespitzt den Berg hinan,
So ist's um Euren Bauch gethan;
Denn traun von einem schlimmen Gast
Droht Eurem Rücken schwere Last,
Der Mahre-Hans geht um!

Der war ein Trinker von Geschick,
Hat Hab und Gut verthan,
Zuletzt mit einer Elle Strick
Den Durst sich abgethan,
Er hing sich auf an einem Ast
Und hat im Grab nun nimmer Rast.
Am Dielesberg beim Marterstock
Mit langem Bart und Zottelrock
Der Mahre-Hans geht um!"

Hans Voll trinkt seinen Schoppen leer
Und tappt nach Stock und Hut,
Doch draußen wirds ums Herz ihm schwer
Und gruselig zu Mut.
Es wird der Weg ihm also lang,
Und jedes Lüftchen macht ihm bang,
Das durch die Reben streift dahin;
Ihm will das Wort nicht aus dem Sinn: —
„Der Mahre-Hans geht um!"

Mit einmal eine Götterwucht
Auf seinem Rücken hängt,
Umsonst er schüttelt, ächzt und flucht,
Die Furcht ihn vorwärts drängt.
Beim Marterstock, da wird's ihm leicht,
Er atmet auf, und silbern steigt
Der Mond herauf in heller Pracht,
Die Reben duften durch die Nacht, —
Der Mahre-Hans geht um! u. s. w.

Schwartz, J. V. 272.

Die verschiedene Wirkung des Weingenusses sucht eine mohammedanische Sage auf folgende Weise zu erklären:

Als Noah den ersten Weinstock gepflanzt hatte, trat in der Nacht darauf der Satan herzu und sprach: „Liebe Pflanze, ich will dich düngen." Und er schlachtete zuerst ein Lamm, dann einen Löwen und zuletzt eine Sau und goß das Blut der drei Thiere rings um das Gewächs. Darum macht der Wein, mäßig genossen, des Menschen Herz mild wie ein Lamm; trinkt er mehr, so wird er aufgeregt wie ein Löwe; überschreitet er endlich das Maß zu sehr, so verliert er seine Sinne und wälzt sich wie eine Sau im Kote. (Warnke, 107.)

## **Die Myrte.** Myrtus communis.

Die Myrte ist ein immergrüner Strauch der Myrten- oder Lorbeerregion. Aber auch bei uns wird sie überall, meist als Topfpflanze, kultiviert. Besondere Sorgfalt wird dem Myrtenstöckchen aber da geweiht, wo heranwachsende Jungfrauen den Tag herbeisehnen, an dem sie ihre Stirne mit dem zarten, grünen Zweige umwinden können. Ist die Liebe in das Herz der Jungfrau eingezogen, so wird das Myrtensträuchlein zum Orakel. Üppiges Wachstum und reiches Blühen bringen Glück, Hinwelken und Blütenlosigkeit aber deuten auf verlorene Liebe oder Tod, so auch in dem Gedichte von Emil Rittershaus:

Am Fenster steht in einem Scherben
Ein Myrtenstrauch, an Knospen reich.
Ich sah im Traum den Strauch verderben,
Sah knospenlos den Myrtenzweig.
Ich weiß, es ist ein Nichts, ein Schimmer,
Ein bloßer Schemen, 's ist ein Traum,
Und dennoch denk' ich immer, immer
An meinen armen Myrtenbaum.

Schon früh sah ich den Liebsten scheiden;
Die Nacht war kalt, der Weg ist weit;
Nun trag' ich einsam meine Leiden,
Des Herzens tiefe Traurigkeit.
O wär's doch Abend! wär verklommen
Doch jetzt, schon jetzt der Sonne Strahl!
Doch wird er denn am Abend kommen? —
Er kam vielleicht zum letztenmal!

Auch Heine besingt denselben Gedanken:

Und lächelnd süß ein Myrtenreis sie pflückte
Vom Myrtenstrauche, der am Fenster stund:
„Nimm hin und pflanz' dies Reis in frischen Grund,
Und stell' ein Glas darauf," sprach sie und nickte. —
Schon lang ist's her. Es starb das Reis im Topf.
Sie selbst hab' ich seit langen Jahren nicht geseh'n.

Von der Entstehung der Myrte erzählten die Alten: Myrsine, eine Nymphe aus Attika von ausgezeichneter Schönheit und Stärke, Freundin der Pallas oder Minerva, übertraf selbst diese an Gewandtheit im Laufen und Ringen. Die Göttin, darüber ungehalten und eifersüchtig auf das schöne, schlanke Mädchen, tötete dasselbe; aus ihrem Leichnam entsproßte der Myrtenbaum, den Minerva nachher immer liebte, und so oft sie ihn sah, reuevoll an die einst Geliebte sich erinnerte.

Als Symbol der Schönheit und Jugend ist die Myrte der allbekannten Göttin aus Paphos geheiligt, die unbekleidet aus den Meeresfluten auf der Insel Cythera ans Land steigend, sich hinter einem Myrtenbaume verbarg.

Bei den Festen im Anfang des Monats April, welcher der Venus gewidmet war, bekränzte man sich mit Myrten. Bei den Hochzeiten trugen Braut und Bräutigam Myrtenkränze und zwar aus Zweigen jener seltneren und zärtlicheren Varietät, die sich durch breitere Blätter auszeichnet, Myrtus con-

jugula, wie sie Cato nennt, oder die latifolia des Plinius und der neueren Botaniker. (Dierbach, 62.)

Ihre große Beliebtheit in Deutschland verdankt die Myrte hauptsächlich dem Umstande, daß sie als Sinnbild der Unschuld und Hoffnung den höchsten Schmuck der jungfräulichen Braut bildet. In Bremen ging (nach Dierbach, 62) der Hochzeit ein besonderes Myrtenfest voraus, das mit sinnigen Gebräuchen begangen wurde. — Als Symbol der Unschuld tritt der Myrtenkranz jedoch erst seit dem 16. Jahrhundert auf; die ersten Christen (Tertullianus) eiferten sogar gegen dieses Überbleibsel aus der Heidenzeit, in welcher man diese Kränze der Göttin der Liebe zu Ehren trug. Da sich aber die Sitte nicht ausrotten ließ, so verwandelte man die heidnische Idee des Myrtenkranzes in eine christliche und faßte ihn nun als Sinnbild der sich demütigenden Liebe auf.

Die Phantasie des Altertums stattete die Unterwelt mit einer immergrünen Vegetation aus; daher darf es uns nicht wundern, auch dort die Myrte anzutreffen. Sie bildet da die Schattengänge, wo jene Trostlose wandeln, denen eine allzuheftige Liebe das Leben verkürzte. Die Grazien, Begleiterinnen der Venus, werden öfters mit Myrtenkränzen umwunden dargestellt, und Erato, die Muse der erotischen Gesänge, trägt einen Myrtenkranz.

Bei der Feier der Eleusinien bekränzten sich die Priester mit Myrten, wie denn auch bei demselben Feste der junge Bacchus, mit einer Myrtenkrone geziert, nach Eleusis getragen wurde. Auch in dem inneren Heiligtume zu Eleusis war die Göttin mit Myrten bekränzt. Apoll wird bisweilen mit einem Myrtenzweige dargestellt gefunden, weil dieses Gewächs zur Wahrsagerei beförderlich gehalten wurde.

Auch bei Triumphen diente die Myrte, und eine solche Krone hieß Corona ovalis. Posthumus Tubertus erhielt zuerst eine solche; sie wurde dann zuerkannt, wenn der Sieg kein

Blut gekostet hatte. Unwillig wies M. Crassus nach einem glücklichen Feldzuge die ihm angebotene Myrtenkrone zurück, und der Senat hielt für gut, ihm eine andere aus Lorbeer zu gestatten.

Interessant ist die Mythe von der Gattin des Theseus, der unglücklichen Phaedra. Mit günstigen Augen sah sie ihren Stiefsohn Hippolytus an, der aber ihre Liebe verschmähte. Beleidigt, verleumdete sie ihn bei seinem Vater, und dessen Fluch folgte dem Verkannten und unschuldig Verfolgten. Auf seiner Flucht wurden die Pferde scheu, der Wagen fiel um, wobei Hippolit verwundet und getötet wurde. Gram verzehrte nun die reuige Phaedra; in ihrer Schwermut durchstach sie die Blätter eines bei Troezen stehenden Myrtenbaumes und erhängte sich dann selbst. Und noch bis auf den heutigen Tag sieht man die Nadelstiche der hoffnungslosen Phaedra, wenn man ein Myrtenblatt gegen das Licht hält. Zahllose Punkte (mit ätherischem Öl gefüllte Drüsen, wovon der aromatische Geruch abhängt) bedecken dasselbe.

Auch Hymenaeus, der Sohn des Dionysos und der Aphrodite, der Gott der Ehe, wird als ein schöner Jüngling, mit einem Myrtenkranze auf dem Kopfe und einer Fackel in der Hand, dargestellt. (Dierbach, 62—64.)

Nach einer arabischen Legende stammt die Myrte aus dem Paradiese.

Als Adam von der verbotenen Frucht gegessen hatte, trieb ihn Gott aus dem lieblichen Garten und stellte vor den Eingang einen Cherub mit einem flammenden Schwerte, damit der Ungehorsame nicht seine Hand ausstrecke nach dem Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich. Bei seinem Abschiede von der heimatlichen Stätte erkannte Adam, daß er nimmer zurückkehren werde, und beschloß, ein kleines Andenken auf die freudlose Erde mitzunehmen. Er brach eine überirdisch duftende

Myrte ab, welche ihm auch fernerhin grüne und dufte und ihm eine liebe Erinnerung sei an die glücklichen Tage des Paradieses.
(Warnke, 86.)

## Die Mistel. Viscum album.

Die Mistel gilt in den meisten deutschen Gegenden als ein unheilvolles, zu schadenbringendem Zauber dienendes Gewächs und heißt in Tirol Trudenfuß. In Krain zeigt sie vergrabene Schätze an, doch muß sie auf einer Eiche gewachsen sein, an der ein Christusbild hängt; im Altertume wird es ein Götterbaum gewesen sein, denn gewisse Eichen gehörten Donar. Am Niederrhein umwand man früher in der Sylvesternacht die Obstbäume mit Epheu und Misteln. In Skandinavien wird die Mistel als Springwurzel und Wünschelrute gebraucht. Am Dreikönigstage brechen sich die Kinder in manchen Gegenden Mistelzweige und gehen damit zu ihren Taufpaten, die sie mit den Zweigen schlagen, um dafür kleine Geschenke zu bekommen.
(Busch, 129.)

Eine besondere Beachtung schenkten die Priester der alten Gallier der Mistel, die, rätselhaft in ihrem Wachstum, abweichend von den übrigen Gewächsen, sich die Kronen der Bäume als Wohnsitz erkor. Ihre ungewöhnliche Art ließ auch ungewöhnliche Kräfte, zauberische Beziehungen vermuten. Im Anfang des Januar stieg der Druide auf den heiligen Baum, schnitt mit goldener Sichel die heilige Pflanze, und die Untenstehenden fingen die Herabfallende mit einem weißen Tuche auf, damit sie nicht die gemeine Erde berühre. Noch jetzt hängt man in England den Mistelzweig zur Weihnachtszeit in dem mit immergrünen Stechpalmen geschmückten Hause auf, und der Gebrauch, Befreundete am Kindleintag mit Ruten zu peitschen, erscheint als ein fortgrünender Sproß jener Sitte, sich durch Berühren mit dem heiligen Mistelzweig vor Zauberei, bösen Geistern und Krankheit zu sichern. (Wagner, I, 6.)

Eine hervorragende Stellung nimmt die Mistel in der germanischen Mythologie ein.

Als Odin den Asen die Kunde brachte, daß Baldur, dem Liebling aller, der Tod drohe, beschlossen sie, ihm Sicherheit vor allen Gefahren auszuwirken. Da nahm Frigga Eide von allen lebenden und toten Dingen, von vierfüßigem Getier, Vögeln und Würmern, von Feuer, Wasser, Erde und Steinen, Eisen und allen Erzen, Bäumen und Pflanzen, daß keines Baldur schaden sollte. Als das geschehen und allen bekannt war, da kurzweilten die Asen mit Baldur: er stellte sich mitten in ihren Kreis, und die einen schossen nach ihm, die anderen warfen mit Steinen, andere hieben nach ihm. Aber was sie auch thaten, nichts schadete ihm: das deuchte sie alle ein großer Gewinn. Aber als Loki das sah, ärgerte es ihn, daß nichts Baldur verletzen sollte; darum nahm er die Gestalt eines alten Weibes an und eilte zu Frigga. Da fragte Frigga die Alte, ob sie wüßte, was die Asen in ihrer Versammlung vornähmen. „Sie schießen und werfen nach Baldur, doch nichts schadet ihm", versetzte die Alte. — „Freilich, keine Waffe und kein Baum schadet Baldur, von allen habe ich ja Eide genommen", sagte Frigga. — „Haben denn alle Dinge geschworen, Baldur zu schonen?" fragte die Alte. — Frigga antwortete: „Ja, alle Dinge schwuren den Eid. Nur eine Staude, östlich von Walhall, der Mistelzweig, schien mir zu schwach und jung, ihn in Eid zu nehmen." — Da schied die Alte: hurtig eilte Loki zum Mistelzweig, riß ihn aus und trat wieder in den Kreis der Asen. (Auf Inseln im Mälarsee wächst die Mistel bis zu drei Ellen Länge. Da sie als Schmarotzerpflanze kein selbständiges Leben führt, wird sie bei dem Eide, der allen Dingen abgenommen wird, übersehen.) Er schritt zu Baldurs blindem Bruder Hödur, der zu äußerst stand. „Warum schießest du nicht nach Baldur wie die anderen alle?" fragte ihn Loki. — „Weil ich nicht sehe, wo Baldur steht; auch habe ich keine

Waffe", entgegnete Hödur. Da versetzte Loki: „Thue doch wie die anderen und biete Baldurn auch Ehre. Ich will dich dahin weisen, wo er steht: schieß nach ihm mit diesem Reis." Damit drückte er ihm den Mistelzweig in die Hand; der blinde Hödur schleuderte denselben arglos in der Richtung, die Loki ihm angab. Der Mistelzweig traf Baldur und durchbohrte ihn, so daß er tot zur Erde fiel. — Mit Baldur ist Friede, Freude, Gerechtigkeit und Heiligkeit geschwunden. Darum weinen die Asen und Menschen und selbst die lichtscheuen Zwerge und Alfen in ihren Klüften und der Jötune böswilliges Geschlecht. Sie alle sammeln sich zum Leichenbrand. Es sind aber zwei Leichen, die auf den Scheitern ruhen; denn auch Nanna, Baldurs blühende Gattin, ist gebrochenen Herzens gestorben. Wenn der sonnenhelle Lichtgott hinschwindet, muß auch die Blüte verwelken. Auf Odins Befehl reitet Hermoder den Helweg, von der schrecklichen Göttin die Rückkehr des Allgeliebten zu erflehen. Zwar findet er Baldur und Nanna auf bestreuten Metbänken, aber der schäumende Trunk vor ihnen steht unberührt; denn traurig und schweigend sitzen sie da, wie die wesenlosen Schatten, die gleich Nebelbildern umherziehen. Ernst und schweigend thront dort auf dem Hochsitz die furchtbare Herrscherin im Reiche des Todes. Sie thut den Ausspruch: „Wenn alle Wesen um den Geliebten weinen, so kehrt er zur Oberwelt zurück, sonst bleibt er an seinem Ort." Wohl bringt der Bote den Asen diesen Spruch; wohl weinen, von Frigga beschworen, alle Wesen; aber ein Riesenweib in einsamer Felsenkluft verweigert die Thränen, und Baldur bleibt der Hel verfallen. Nur die Rache an dem Gotte, der im Finstern schleicht, ist noch zu vollziehen, und das thut Wali, der mit seinen Geschossen den starken Hödur fällt. Es ist der Frühlingsgott, der den dunkeln, schauerlichen Winter erlegt, der auferstandene Baldur. (Baldur versinnbildet das helle Sonnenlicht, das mit dem Schwinden der schönen Jahreszeit allmählich erlischt. Loki ist

die Finsternis, und die tödliche Mistel ist von ihm gewählt, weil diese Pflanze den Winter überdauert.

(Lange, 105, 106. Wägner, 14.)

Die Mistel ist auch der magische Zweig der Persephone, durch dessen Hilfe die Pforten der Unterwelt sich öffnen; er wächst auf düstern Bäumen und hat biegsame, gelbliche Zweige mit ähnlich gefärbten Blättern, wie Vergil ausführlich erzählt, indem er den Aeneas durch die Sybilla in die Unterwelt führen läßt. Dierbach, 150.

Aeneas sucht im Walde den Baum mit dem goldenen Zweige, da erscheinen zwei Vögel (natürlich hier Tauben in Bezug auf seine göttliche Mutter) und führen ihn zu dem Baum am Schlunde des Avernus. Nun beschwört er auf der Sybille Gebot die Hekate; sie erscheint. Der Boden erdröhnt, die Berghöhen erzittern, die stygischen Hunde heulen durch die Nacht — die immer voller sich entwickelnde Gewitterscenerie. Aeneas zieht auf ein weiteres Geheiß der Priesterin das Schwert, ein typischer Zug in diesen Scenen, der auch bei Homer in der Totenbeschwörung von seiten des Odysseus vorkommt. Während das andere auf Donner und Sturm geht, zielt dies auf das Blitzschwert, mit dem die Schatten des Unwetters gleichsam beherrscht werden, wie mit dem Blitz, als Stab gefaßt, es von seiten des Hermes und Hades ähnlich geschieht. Alle Schrecknisse der Hölle, wie man sie im Gewitter wahrzunehmen glaubte und die Sage und der Dichter sie dann mit düsteren Farben ausmalten, thun sich nun vor ihm auf. Was uns aber besonders interessiert, die Bedeutung des mistelartigen Zweiges, wird immer wieder und wieder vom Dichter als den Zugang zu der nächtlichen Totenwelt und ebenso auch wieder zu der jenseits derselben liegenden elysischen Lichtwelt eröffnend und mit dem Eingang in dieselbe localiter verbunden in der mannigfachsten Weise hervorgehoben. Die Scenerie ist trotz der Vergilischen Bearbeitung reich an mythologischen Bezügen, auf die wir des

weiteren eingehender zurückkommen werden. Zunächst führe ich nur an, daß auch am Eingang der nordischen Toten-, d. h. Gewitterwelt, von einem zauberhaften Zweig erzählt wird, den Loki daselbst gebrochen, nämlich von dem Häwatein (dem treffenden Zweig), den Simrock schon mit der Mistel vergleicht. Schon die Bezeichnung „der treffende Zweig" geht deutlich auf den Blitz in der todbringenden Bedeutung desselben, unter welcher Form er ja dann auch in der Isfendiar- und Baldersage sich bethätigt. Aber auch der goldig mistelartige, mit allerhand zauberhaften Accidentien ausgestattete Zweig bei Vergil hat an sich schon allerhand bedeutsame mythische Parallelen. Ganz abgesehen davon, daß die Rute, mit der Merkur gleichfalls die Geisterwelt heraufführt, auch goldig von Stiel und Blättern gewesen sein soll, also doch dem beschriebenen eigentümlichen Zweige bei Vergil sehr ähnelt, so tritt die Mistel weiter direkt als eine Art mythischer Phantasiepflanze, d. h. das angebliche Abbild derselben dort am Himmel, auch sonst goldig und feurig in charakteristischer Weise in den Mythen auf.

(Schwartz, J. V. 73—75.)

## Das Gras (im allgemeinen).

Früher wohnten zu Elmendorf und zu Kaihausen, Kirchspiel Zwischenahn, zwei Brüder, reiche und mächtige Edelleute. Dieselben gerieten in Streit, und einer erschlug seinen Bruder auf der Kreuzwiese, die zwischen Elmendorf und Kaihausen am Zwischenahner Meer liegt. Der Mörder floh nach dem Münsterlande, wo noch jetzt Nachkommen von ihm leben sollen. Auf der Kreuzwiese wächst an der Stelle, wo der Brudermord geschehen, seitdem kein Gras mehr. (Strackerjan I, 43.)

Der Glaube, daß da, wo eine Unthat begangen worden ist, kein Gras mehr wachse, ist auch heute noch sehr verbreitet, besonders unter den Landbewohnern. Er ist entstanden aus dem

Abscheu, den man vor derartigen Verbrechen hatte, und dieser war so groß, daß selbst der Thatort als fluchbeladen angesehen wurde.

Will man wissen, ob einem ein Wunsch in Erfüllung geht, so nimmt man verschiedene lange Grashalme zwischen die Hände und läßt sie an beiden Enden den einen mit dem andern zusammenknoten. Entsteht so aus den Halmen ein Kranz, so geht der Wunsch in Erfüllung. (Strackerjan I, 90.)

Ein in Schwaben wie in Tirol vorkommender Aberglaube verbietet, Grashalme in den Mund zu nehmen oder sich mit dürren Binsen („Schmielen“ oder „Schmelen“) die Zähne zu stochern, weil man Gefahr läuft, sich dadurch besessen zu machen. Der Teufel muß nämlich, wenn er aus einem Hause oder einem Menschen vertrieben werden soll, stets an einen bestimmten Ort verbannt werden, und da spießt man ihn oft auf dürre Grashalme oder Birken. (Busch, 140.)

## Ins Gras beißen.

Es war ein mittelalterlicher Rest des Heidentums, wenn Menschen, denen durch Mord oder im Kampfe ein schnelles Sterben drohte, statt des Leibes Christi, mit dem kein tröstender Priester zugegen war, Erdbrocken ergriffen und als letzte Wegzehrung zu sich nahmen. In mittelalterlichen Dichtungen wird auch erzählt, daß nicht nur Geistliche, sondern auch Laien Sterbenden, denen das heilige Abendmahl nicht mehr gereicht werden konnte, diese letzte Wegzehrung reichten in der Überzeugung, daß die Wirkung dieselbe sein werde wie beim Genusse des Sakraments.

In dem Gedichte von Meier Helmbrecht wird erzählt, daß die Bauern dem Räuber, den sie an den Baum hingen, einen „brosemen von der erden“ gaben „zeiner stiuwer (Steuer) für daz hellefiuwer.“

In dem Liede von der Ausfahrt des Riesen Ecke wird erzählt, daß Ecke einen verwundeten Ritter fand, dem er einen Brocken Erde in den Mund gab mit dem Wunsche:

Der glaub, der werd an dir volleyst (vollendet)
Für das hellische Fewre,
Gott Vatter, Suon, heyliger Geyst
Kum deiner seel zu stewre,
Das dir Hymmel sey bereyt.

Ähnliches wird berichtet in den Gedichten von der Ravennaschlacht und von Wolfdietrich; und der Ritter Ulrich von Lichtenstein erzählt am Schluß seines „Frauendienstes“, daß er, als er einst gefangen lag und seinen Tod nahe glaubte, im Gefängnis nach einem Brotkrümchen suchte, um das heilige Abendmahl damit zu feiern, und er fährt dann fort:

Sin lichnam ich dô weinent nam
Mit triuwen, als mir daz gezam:
Dô emphalhe ich im die sêle mîn
Vil raste ûf al die tugende sîn.

Der mittelalterliche Wanderprediger Bruder Berthold von Regensburg eiferte gegen diese Sitte als gegen eine gottlose.

In einem altfranzösischen Gedichte auf die Schlacht bei Ronceval wird von dem Helden Olivier berichtet, daß, er, zum Tode verwundet liegend, drei Grashalme genommen habe, um damit für sich das heil. Abendmahl zu feiern.

Auf die hier besprochene Sitte hat man die französischen Redensarten „mordre la poudre oder la poussière“, und die deutschen „Erde kauen“ und „ins Gras beißen“ zurückführen wollen. Die Redensart „Erde kauen“ kommt schon bei Luther vor, und an die andere „ins Gras beißen“ hat er sicher gedacht, wenn er 1520 seine Kampfesfreudigkeit mit den Worten ausdrückt: „ich kann noch wohl, Gott Lob, übers graß lauffen“, das will wohl sagen: ich gedenke noch nicht ins Gras zu beißen.

Es ist aber wahrscheinlicher, daß diese Redensarten auf den heidnisch-christlichen Gebrauch des Mittelalters keinen Bezug haben, sondern an jenes krampfhafte Erfassen der Scholle oder des Grases mit dem Munde erinnern, wie man es namentlich auf dem Schlachtfelde beim Todeskampfe der an schweren Wunden Verscheidenden antrifft. Schon bei Homer wird das Erdekauen der Schwerverwundeten mehrfach erwähnt. In der „Ilias" heißt es z. B. nach der Übersetzung von Voß:

> — — — denn sehr viel Männer Achaias
> Sanken durch Hektors Hände, den Staub mit den Zähnen zerknirschend;

an einer anderen Stelle erzählt Nestor:

> Fünfzig gewann ich der Wagen, und zween Kriegsmänner um jeden
> Knirschten den Staub mit den Zähnen, von meiner Lanze gebändigt.

Ähnliche Stellen finden sich bei Euripides, in Virgils „Aeneïde" und in den „Metamorphosen" des Ovid.

(Richter, 38—40.)

Lothringische Hexenakten ergeben, daß durch Ausrupfen, Segnen und Werfen von Grashalmen wider einen Baum Wölfe hervorsprangen (Werwölfe), die augenblicklich in die Herde fielen.

(Grimm, 622.)

Kraut und Gras paart uralte Redensart, ja selbst die Bibel zusammen, der grasbewachsene Rasen diente im Rechtsbrauch slavischer Völker bei Eidschwüren. Den Toten legte und legt man häufig noch ein Stück Rasen unter das Kinn, wirft ihnen drei Schollen auf den eingesenkten Sarg nach — Sit illis levis! Während nach der Bibel das Gras ein Bild der Fülle und des Wachstums ist, erachten es die Juden doch für die stärkste Verwünschung, wenn sie rufen: „Gras soll wachsen vor deiner Thür!" Hier sei auch noch des Rasenzaubers gedacht, der geübt wird, wenn jemand den im Tau sichtbar werdenden Fußtritt eines

anderen ausschneidet, in den Rasen sticht, oder letzteren in den Rauch hängt, jenen zu quälen. Es ist dies auch ein Waidmannsstücklein, mit dem man macht, daß der Erste nichts trifft.

(Bechstein, 86. Vergleiche auch Grimm, 620!)

In der Osternacht, Schlag 12 Uhr, muß man mit den Händen das betaute Gras bestreichen und dabei sagen: „Was ich anfasse, gedeihe; was ich berühre, verschwinde." Die Hände werden dann heilkräftig. (Witzschel II, 198.)

Wenn das Grummet eingefahren wird, läßt man auf der Wiese ein kleines Häufchen liegen. Es gehört dem „Holzfräle" (Holzfrauchen) für den gebrachten Segen.

Als die Gemeinde in Stotternheim noch mehr Wiesen besaß, entstand hier eine förmliche „Grashauerzunft" mit einem Obermeister, mehreren Meistern, Gesellen und Lehrlingen. Sie hatten ihre Lade und besondere Gesetze. An einem bestimmten Tage rief die Trommel sie vor der Schenke zusammen, wo sie sich militärartig geordnet mit den Sensen aufstellten. Unter Trommelschlag zogen sie hinaus. Beim Hauen, namentlich der Gesellen und Lehrlinge, wurde nachgesehen. Wenn man abgehauenes Gras noch in einen Knoten zusammenbinden konnte, wurde der Hauer bestraft. Mittags zog man unter Trommelschlag oder Musik wieder in die Schenke; hier hielt der Obermeister eine Anrede, bei welcher alle ihre Sensen gesenkt hielten. Nachmittags wurde gemeinschaftlich getrunken.

Bisweilen wird im Herbste bei trockenem Wetter das Grummet durch einen Wirbelwind umher getrieben. An dieser Erscheinung haftet der Glaube, der Böse wolle das Grummet einem seiner Diener zuführen. Um das zu verhüten, schreien sie, so sehr sie können: Saudreck, Saudreck. — Beim Heumachen darf man den Rechen mit den Zinken nicht nach dem Himmel gerichtet hinlegen, man sticht sonst die Engel tot.

(Witzschel II, 224.)

## Das Getreide.

Korn. Secale cereale. Weizen. Triticum. Gerste. Hordeum.
Hafer. Avena.

Die Pflanzenfamilie der Gräser ist unstreitig die wichtigste für den Menschen, umfaßt sie doch die Getreidearten, ohne welche ein Leben in unseren Zonen überhaupt undenkbar ist. Das Wort Getreide (ahd. gitragidi, mhd. getregede) bezeichnet diese Pflanzen als das Erdgezeugte, als Geschenk der reichen Mutter Erde. Ihr Anbau reicht weit in die graue Vorzeit zurück, von der nur Sage und Mythe berichten. Die Geschichte erzählt von dem Ackerbau der alten Ägypter und Babylonier, der alten Griechen, Römer u. a. m. Ohne Ackerbau kein bedeutendes Staatswesen, kein Volk mit reicher Vergangenheit und blühender Zukunft, ohne Ackerbau überhaupt keine Kultur. Nur an dem Ackerbau treibenden Menschen kann sich das Wort der Schrift erfüllen: „Herrsche über die Erde, und mache sie dir unterthan!"

So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß sich der Aberglaube in reichstem Maße an diese wichtigen Pflanzen anschließt.

Bei den Griechen und Römern stand der Anbau des Getreides in hohem Ansehen. Demeter oder Ceres, auch Chloe, Alma und Eleusinia genannt, galt ihnen als die Göttin der Feldfrüchte und des Ackerbaues, weshalb sie mit Kornähren in den Haaren oder einem Füllhorne in der Hand dargestellt wurde. Sie war

„Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt."

Als sie klagend umher irrte, um ihre von Pluto geraubte Tochter Proserpina zu suchen, kam sie auch nach Eleusis, wo

sie gastlich aufgenommen wurde. Zum Danke dafür unterrichtete sie die Bewohner in der Kunst des Ackerbaues. Ihr zu Ehren wurden in Attika die eleusinischen Mysterien gefeiert (Schiller: Das Eleusische Fest).

Was den Griechen und Römern die Ceres war, das war dem Ägypter viel früher noch seine Isis, die Göttin des Feldbaues, so wie denn auch Anubis von demselben Volke mit Getreideähren in der Hand bisweilen abgebildet wurde.

(Dierbach, 78).

Aus alten Zeiten, längst entschwundenen Tagen bringen die lispelnden Ähren die Kunde. Hier, wo Halm an Halm zu Tausenden steht, war ehedem düsterer Wald oder sumpfige Wiese, ein Tummelplatz wilden Getieres. Hier kämpfte der rauhe Jäger mit Speer und Pfeil gegen den Bär und den Urochs, er selbst rauh und wild wie seine Beute, unstät und flüchtig wie sie. Da nahte der Zug germanischer Völker aus fernem Osten und brachte die segenspendenden Körner. Der Wald sank unter der Axt, der Pflug wandte die Scholle, und die zerrissene Erde nahm das Getreide auf. Aus dem Jäger und wandernden Hirten ward ein Landmann, das leichte Zelt wurde zum Haus. Feste Wohnsitze und Dörfer entstanden. Mit dem friedlichen Landbau zogen mildere Sitten ins Land. Odin, der stürmende Schlachtengott der alten Germanen, der die wilde Jagd und das wütende Heer anführt, ward zum Beschützer der Feldflur. Wenn das Halmen-Meer Wellen im Winde schlug, sagten die Alten: „Odins Eber, sein Wolf gehen durch das Korn. Kind, bleibe weg vom Getreide, zertritt nicht den Halm, der dir Brot bringt; Eber und Wolf möchten dir schaden!“ Odin fuhr über das Ährenfeld als Gott des säuselnden Windes. Seine Lieblingstiere begleiteten ihn. Er schüttelte jeden blühenden Halm, daß der Blütenstaub befruchtend sich ausstreute. Er segnete das brotspendende Feld und drohte mit Wolfsrachen und Eberzahn dem Frevler, der es verletzte. Seine Gemahlin, die liebliche Hulda,

teilte sein Werk. Begleitet von der Schar kleiner Wichteln und Elfen, von allen kleinen Kindern, die noch geboren werden sollen oder frühzeitig verstarben, — so wandelte sie im Morgenlicht durch die taufeuchte Flur und segnete die Halme, daß sie Frucht ansetzten und Körner reiften. Der Landmann sah die schmalen Pfade, welche der Hase durchs Saatfeld tritt, und nannte sie Elfenpfade. — Als die heiligen Eichen unter der Axt christlicher Apostel sanken, verschwand auch der Glaube an Odin als Beschützer des Getreidefeldes. Gott der Herr ist's, zu dem der fromme Landmann emporschaut, wenn er den Samen der Erde übergiebt; ihn bittet er um Segen, daß die Saat treibe und Frucht bringe vielfältig. (Wagner, Entdeckungsreisen IV, 2.)

Wenn in den Tagen der Sommersonnenwende die langen Kornwogen dunkellicht aufschlagen und die Hügel hinauf und hinab und weiter und weiter ziehen und die ganze Fläche jetzt violett, jetzt silbergrau schimmert, dann sagt das Volk noch immer, Fro oder Freyr reite auf seinem Eber segnend durch die Fluren, oder Walpurgis, die heilige Ährenhüterin, weihe die Saaten. Die heilige Walpurgis hat als Schützerin der Feldfrucht drei Ähren zum Attribut, wobei nicht zu vergessen ist, daß an ihrem Tage (1. Mai) die Saaten ihr höchstes Wachstum beginnen. (Masius I, 210. 419.)

Von dem Ritt Freyrs durch die Fluren berichtet Grimm aus der Wetterau, Witzschel aus Thüringen ꝛc.

In den Alpenausläufern südlich von der Donau, vorzüglich in Niederösterreich, kennt der Volksglaube nach Vernaleken nicht bloß eine Walpurgisnacht, sondern deren neun, welche alle dem Namenstage der heiligen Walpurga unmittelbar eine nach der andern vorhergehen, und diese Heilige ist ganz entschieden eine Vertreterin der Göttin Perchta oder Perahta (Bertha, Berchta, Nerthus), die von uns als Erdmutter, als Spenderin des Erntesegens, als Patronin des Flachsbaues und der Spinner-

innen und als Bewahrerin der ungeborenen und früh verstorbenen Menschenseelen charakterisiert und als identisch mit der norddeutschen Frigg oder Frau Holle erkannt worden ist.

Wie jene neun Nächte, so sind dieser von der Kirche ungetauften Göttin auch mehrere Tage geweiht, und zwar fallen dieselben in die Ernte. Läßt man jene Nächte hindurch ein Schiebfensterchen offen, so findet man am Morgen nach der neunten, also am 1. Mai, ein Goldstück, welches von der heiligen Walpurga hingelegt worden ist. Während jener neun Nächte wird diese unaufhörlich von jemand verfolgt (wobei wir uns erinnern wollen, daß in norddeutschen Sagen der wilde Jäger oder ein Ritter ebenfalls eine gespenstische Frauengestalt verfolgt), daher flüchtet sie fortwährend von Dorf zu Dorf und sucht einen Winkel, wo sie sich verbergen kann. Gewöhnlich flieht sie in die geöffneten Fenster und verbirgt sich hier unter dem Fensterkreuz, wo sie dann zum Danke jenes Goldstück zurückläßt.

Auch in den Tagen der Ernte, wenn die Garben in Haufen auf den Feldern stehen, sieht man die Heilige oder die Göttin quer über die Äcker, Wiesen und Gärten eilen. Einmal traf ein Bauer, welcher, Regenwetter fürchtend, sein Getreide des Nachts einfuhr, sie auf ihrer Flucht. Flehentlich bat sie ihn, ihr zu erlauben, daß sie sich in seinem Wagen verberge, da ihre Feinde ihr auf dem Fuße folgten. Der Bauer gab ihrer Bitte nach und band sie in eine Garbe ein. Kaum hatte er dies gethan und die Garben wieder geordnet, so flogen die Verfolger wie Nebelbilder, aber hörbar, am Wagen vorüber. Der Bauer machte mit seiner Peitsche ein Kreuz und dankte Gott, daß die Gefahr vorbei war. Walpurga stieg nun wieder aus der Garbe heraus, dankte ihrem Retter und sagte ihm, er solle auf diese Garbe wohl Acht haben und sie sich recht genau ansehen. Der Bauer aber hörte ihr nicht aufmerksam zu und fuhr alle seine Garben, ohne sie genau zu besehen, in die Scheune. Als er jedoch am Morgen wieder in letztere ging, erstaunte er nicht

wenig, daß jene Garbe schöne, glänzend gelbe Körner in den Ähren hatte. Er versuchte sie auszudreschen, und siehe da, als dies gelungen, lagen statt einfacher Getreidekörner goldene vor ihm.
(Busch, 69—71.)

Von der Erdgöttin Nerthus berichtet Tacitus, daß sie in einem heiligen Hain auf einem Eiland im Meere verehrt wurde. (Rügen-Herthasee). Ihr Priester, so erzählt der römische Schriftsteller, erkannte, wenn die Göttin gegenwärtig war und unter die Völker zu ziehen begehrte; dann wurde sie, vielleicht ein Idol oder nur irgend ein symbolisches Abzeichen von ihr, auf einen mit Gewand bedeckten und verhüllten Wagen gebracht und unter dem Geleite des Priesters und einer großen Volksmenge von Kühen durch das Land gezogen. Da war überall Freude und Lustbarkeit. Die Waffen ruhten, Friede und Eintracht beglückten die Völker, und die Hoffnung auf reiche Ernte erfüllte alle Herzen. Der Priester ahnte es auch, wenn die Göttin von dem Umgange mit den Sterblichen gesättigt war und in ihr Heiligtum zurückverlangte. War der Zug in dem Haine wieder angelangt, so wurden Bild, Wagen und Geschirre in einem See von bestellten Knechten rein gewaschen und letztere in die geheimnisvolle Flut versenkt; denn sie hatten die Mysterien gesehen und waren der dunklen Macht verfallen, der sie gedient hatten. Daß Nerthus die Mutter Erde war, unterliegt keinem Zweifel. Den alten Völkern mußte die Geberin der Fülle und aller Lebensfreude ein besonderer Gegenstand der Verehrung sein, um ihrer Gunst teilhaftig zu werden. Wie hätten sich auch jene Menschen, die dem sinnlichen Naturzustande noch so wenig entwachsen waren, von dem Eindrucke losmachen können, den das Irdische auf sie machte! Ist doch noch jetzt des Landmanns Dichten und Trachten hauptsächlich der Erde zugewendet, und nicht bloß dieser, sondern in allen Schichten der Gesellschaft unserer Zeit dürften sich viele finden, die mit Goethes Faust sprechen:

„Aus dieser Erde quellen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden.
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn"!
(Wägner I, 112.)

Die Roggenmuhme (Kornweib) ist das niederdeutsche Getreidegespenst. Sie erscheint im fahlen Schleier, wohl auch mit eisernen Brüsten, und raubt die blumensuchenden Kinder, die sich zu weit ins Korn gewagt. Jetzt zur Hexe umgewandelt, war sie wohl ursprünglich ein gutes, holdes Wesen (Frau Holde). Schon der Name Roggenmuhme, Roggenmutter deutet auf eine Spindel und Acker schützende Göttin (Grimm, 446.) Ein reizendes Bild ihrer ganzen Elfenwirtschaft giebt Immermann in „Tristan und Isolde." (Masius I, 419.)

Kopisch singt von ihr:

Laß stehn die Blume!
Geh' nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!

Als elbisches Wesen erscheint die Roggenmuhme in folgender von Witzschel (I, 208) erzählten Sage:

Ein Edelmann bei Saalfeld hat einmal zur Erntezeit eine Wöchnerin von seinen Unterthanen gezwungen, auf dem Felde mit zu helfen und das Korn in Garben zu binden. Die Frau nimmt ihr kleines Kind mit sich hinaus und legt es auf den Acker, um mit den andern Leuten desto hurtiger binden zu können. Über eine Weile sah der Edelmann, der bei seinen Leuten auf dem Felde war, daß ein Erdweib mit einem andern Kinde kam, dasselbe mit dem hingelegten Kinde der Bäuerin vertauschte

und dann wieder wegging. Bald hub das fremde Kind an zu schreien, und die Mutter kam herbeigelaufen, ihr vermeintes Kind zu stillen. Da hat ihr der Edelmann gewehrt und sie zurückbleiben heißen, er wolle ihr schon sagen, wenn es Zeit wäre. Die Frau fügte sich mit schwerem Herzeleid, denn sie meinte, der Edelmann wolle es so haben der fleißigen Arbeit wegen. Das Kind schrie unterdessen unaufhörlich fort, da kam die Roggenmutter wieder, nahm ihr weinendes Kind zu sich und legte das gestohlene wieder an seinen Ort.

Nachdem der Edelmann das alles mit seinen Augen selber gesehen hatte, rief er die Mutter herbei und hieß sie flugs nach Hause gehen. „Von nun an," sprach er, „will ich nimmermehr eine Kindbetterin hinausjagen und zu Diensten zwingen."

(Vergl. Grimm, 259. 270.)

In manchen Gegenden war der Bilwitz oder Binsenschneider sehr gefürchtet. Er wandelte am Johannismorgen durch die Flur (in Dittersdorf als Hirsch) und hieb mit den an seine Knöchel gebundenen Sicheln die Gassen in das Korn, die man jetzt als Hasengänge kennt. Wer den Zauberer sah, ohne von ihm erblickt zu werden, und nach Hause eilte, bewirkte dessen Tod. Zur Entdeckung des Binsenschneiders verfuhr man in einem Orte der Sorbitzgegend so. Man bearbeitete stillschweigend sieben auf die Tenne gebreitete Reisigbündel mit dem Flegel; der Fremde, welcher unterdessen an das Scheunenthor trat, galt für den Schuldigen. An anderen Orten band man zum Schutze des Kornertrages in die ersten Garben Dornen und Disteln und sprach: „Dorn und Distel für den Binsenschneider, das Korn für mich!" (Witzschel II, 221.)

Der Aberglaube von dem Bilwitz geht in ein hohes Alter hinauf. Mederer erzählt davon (S. 202. 203): Der böse Mensch, der seinem Nachbar auf die gottloseste Weise schaden will, geht mitternachts ganz nackt, an den Fuß eine Sichel gebunden und Zauberformeln hersagend, mitten durch den eben

reifenden Getreideacker hin. Von dem Teil des Feldes, den er mit seiner Sichel durchschnitten hat, fliegen alle Körner in seine Scheune, in seinen Kasten. — Hier wird alles einem von Menschen geübten Zauber beigemessen. Auch Julius Schmidt (Reichenfels p. 119) berichtet aus dem Vogtland: Der Glaube an die Bilsen oder Bilverschnitter ist ziemlich verbreitet, ja es mag gewiß Leute geben, die welche zu sein meinen. Diese gehen dann am Johannis-, mitunter am Walpurgistage vor Sonnenaufgang in das Feld, schneiden mit kleinen an die großen Zehen gebundenen Sicheln die Halme ab, wobei sie quer durch den Acker treten. Dabei sollen diese Leute kleine dreieckige Hüte (Bilsenschnitterhütchen) aufhaben; grüßt sie jemand in dem Gang, so müssen sie heuer sterben. Die Bilsenschnitter glaubten nun, die Hälfte des Ertrags von dem Felde, wo sie geschnitten haben, zu bekommen. Bei manchen Leuten hat man nach ihrem Tode kleine sichelförmige Instrumente gefunden. Wenn der Eigentümer des Ackers Stoppeln der geschnittenen Halme antrifft und in den Rauch hängt, so muß der Bilsenschnitter nach und nach vertrocknen. (Grimm, 268. Vergl. auch 265—270!)

An den Wodan knüpfen sich allerhand Erntebräuche, die sich noch deutlich als Überreste des alten Kultus dieses Gottes erweisen. Sie schließen sich an ihn als den wilden Jäger des Gewitters — wie die Sage von dem ihm verwandten Grönjette auf der Insel Möen es klar ausspricht — dem zur Erntezeit die Bauern ein Bund Haber für sein Pferd hinlegen, daß er des Nachts — d. h. in der Gewitternacht — nicht ihre Saaten zertrete. Geradeso, ganz äußerlich, gleichsam mehr als ein Abstandsgeld ergeben sich die dem Wodan dargebrachten Gaben zunächst auch nur, obgleich in den daran sich reihenden Sprüchen der Gott auch schon als Geber guter Feldfrüchte erscheint, was aber auch zu dem Sturm-, Regen- und Gewittergott, als welchen wir den Wodan kennen gelernt haben, paßt. Zuerst ist es Mecklenburg, das hier in den Vordergrund tritt, und ich stelle

das Betreffende nach J. Grimm's Mythol. p. 141 f. zusammen. Nachdem dieser erwähnt, daß es auch in Schonen und Blekingen lange Zeit Sitte geblieben sei, daß die Ernter auf dem Acker eine Garbe für Odens Pferd zurückließen, fährt er fort: „Die mecklenburgische Gewohnheit schildert Gryse, Prediger in Rostock, folgendermaßen in seinem spegel des antichristlichen pawestdoms, Rostock 1593: „ja, im Heidendom hebben tor tid der arne de meiers dem afgade Woden umme god korn angeropen, denn wenn de roggenarne geendet, heft men up den besten Platz eins idern veldes einen kleinen ord unde humpel korns unafgemeiet stan laten, datsülve baven an den aren drevoldigen to samende geschörtet unde besprenget. alle meiers sin darumme her getreden, ere höde vam koppe genommen unde ere seisen na der sülven wode (?) unde geschrenke dem kornbusche upgerichtet und hebben den Wodendüvel dremal semplik lud averall also angeropen unde gebeten:

Wode, hale dinem rosse nu voder,
nu distel unde dorn,
tom andern jar beter Korn!

welker afgödischer gebruk im pavestom gebleven. Daher denn ok noch an dissen orden dar heiden gewanet, bi etliken ackerlüder solker averglövischer gebruk in anropinge des Woden tor tid der arne gespöret werd, und ok oft desülve helsche jeger, sonderlichen im Winter des nachts up dem velde, mit sinen jagethunden sik hören let."

„Dav. Franck (Mecklenb. 1, 56, 57), der von alten Leuten das nämliche gehört hat, führt den Reim so an:

Wode, wode,
hal dinen rosse nu voder,
nu distel un dorn
ächter gar beter Korn!

Auf adligen Hofen, fügt er hinzu, wenn der Roggen ab sei, werde den Erntemeiern Wodelbier gereicht.

Einen ganz analogen Gebrauch haben Kuhn und ich in der nordwestlichen Altmark als noch jetzt stellenweise üblich vorgefunden. In den Märkischen Sagen konnten wir ihn nur von der Umgegend des Klosters Diesdorf berichten (s. p. 337 f.), in den Norddeutschen Sagen hingegen haben wir ihn in umfassender Weise in jener Gegend nachgewiesen (s. p. 394), neuerdings hat ihn Kuhn auch im angrenzenden Teil Lüneburgs zwischen Wittingen und Ülzen noch vorgefunden. (Westf. Sagen II p. 178.)

Während der Roggenernte bleibt nämlich auf jedem Ackerstück ein Büschel Ähren stehen, welches der Vergodendeel heißt. Wenn dann alles abgemäht ist, zieht man mit Musik und geschmückt aufs Feld und umbindet diesen Büschel mit einem bunten Bande, darauf springt man darüber fort und tanzt herum. Zuletzt durchschneidet es der Vormäher mit der Sense und wirft es zu den übrigen Garben. So geht es von einem Ackerstück zum andern, und zuletzt zieht man unter dem Gesange: „Nun danket alle Gott“ wieder ins Dorf und hier von Hof zu Hof, wo ein Erntespruch hergesagt wird. Abends ist dann Tanz u. s. w.

Trotz des christlichen Liedes ergiebt sich das Ganze als das heidnische Erntefest mit dem Busch Roggen, welcher zunächst für den Gott, für Fro G (w) oden stehen blieb und deshalb in abgekürzter Form Ver Goden Deel, d. h. der für den Herren Woden bestimmte Teil, hieß. Zur Bestätigung dieser Ansicht liegen auch aus anderen Teilen Deutschlands Berichte vor, die Erntegebräuche mit dem Wodan in Verbindung setzen. Besonders interessant ist noch einer, den schon J. Grimm, Myth. 231, aus den braunschweigischen und hannoverschen gel. Anzeigen vom Jahre 1751 entnommen hatte, wo auch aus Niedersachsen von einem Busch berichtet wird, der bei der Ernte stehen bleibt und dann mit Blumen bekränzt wird. Um diesen sammelten sich dann die Hausleute und riefen dreimal Fru Gaue folgendermaßen an:

Fru Gaue, haltet ju fauer,
Düt jar up den wagen,
Det ander jar up der kare!

Wenn auch der Schluß des Verses nicht ganz klar, so ist es wenigstens die Bedeutung des Ganzen und die Beziehung auf den Fro Gwoden.

In der Priegnitz, Uckermark, Mittelmark, anderseits aber auch an einigen angrenzenden Punkten Mecklenburgs fanden wir ebenfalls meist einen Erntegebrauch, der auch offenbar noch in seinen Elementen heidnisch ist, dessen Beziehung aber zweifelhaft sein dürfte. Man fertigt nämlich meist eine Puppe aus der letzten Garbe und schmückt sie, so gut es geht, aus. Nachmittags wird dieselbe auf einem mit Laub und Blumen verzierten vierspännigen Wagen festlich eingeholt. Jung und alt, festlich gekleidet, folgt, und Musik begleitet den Zug. Ist man nämlich bei den Garben, auf denen die Mannsgestalt steht, angekommen, so schließt man einen Kreis um sie, und ungefähr eine halbe Stunde wird auf den Stoppeln getanzt. Sodann werden die Garben mit der Puppe auf den Wagen geladen, und jubelnd fährt man nach Hause. Dies ist die feierlichste Art, wie sie namentlich in der Priegnitz auftritt. In den andern Gegenden wird diese Puppe meist nur mit dem letzten Fuder jubelnd eingeholt, oder sie wird aus der letzten Garbe einfach gefertigt, und das Mädchen, das eben zuletzt fertig geworden, und aus dessen Garbe sie somit gemacht wird, muß sie unter Spott ins Dorf tragen. Charakteristisch heißt sie aber in den zuletzt angeführten Gegenden der Olle; der Gebrauch selbst heißt „den ollen brengen", oder vom Mädchen heißt es „dei het den ollen."

Erwägen wir bei diesem Gebrauch, daß nach deutschen Vorstellungen der Gewittergott gerade besonders als der Alte erscheint, so dürfte dieser Olle, der hier ursprünglich sicherlich bloß feierlich ins Dorf geholt wurde, der Gott selbst in rohem Bilde gewesen sein, welchem die Ernte gedankt wurde. Nach

der gewöhnlichen Ansicht würde man dabei an den Donar, den nordischen Thor, denken, wozu auch die Nachricht des Ordericus Vitalis aus dem XI. Jahrhundert stimmen würde, der für eine Nation des Liutizergebietes, also etwa für unsere Gegenden, neben Wodan und Frigg die Verehrung des Thor ausdrücklich erwähnt, anderseits aber könnte nach den obigen Untersuchungen über Wodan es ebenso gut diesem gegolten haben, der sowohl den ganzen Kreis der Gewittererscheinungen absorbierte, als auch in den angrenzenden Gegenden als Erntegott ausdrücklich noch auftritt.

(Schwartz, der h. Volksgl., 79—84.)

Der Landwirt mit modernen Grundsätzen, mit Entwässerungsröhren und Berieselungsgräben, mit Knochenmehl, Düngesalz und Guano auf dem Lande fährt außer dem Segen des Himmels auch den Segen der Wissenschaft in seine Vorratshäuser. Der Bauer alten Glaubens findet nur, was seine Väter fanden, wenn sie fleißige Pfleger von Feld und Garten waren und dabei die Bräuche nicht vernachlässigten, mit denen uraltes Herkommen ihnen das Gedeihen ihrer Saaten und Pflanzungen zu fördern gebot. Auch der Altgläubige hat seine „Wissenschaft" bei der Bereitung seines Ackers, bei der Aussaat und Sicherung derselben vor feindlichen Mächten. Er hat seine Bauernregeln, seine Rockenphilosophie und seine Schwend- und Lostage. Er weiß, daß zum Säen des Getreides und zum Pflanzen von Hackfrüchten gewisse Zeiten gewählt und andere vermieden werden müssen. Er säet, wenn es irgend möglich, seinen Roggen am Gründonnerstag oder an St. Urban (24. Mai), seine Gerste und seinen Hafer am Tage Benedikt (21. März), seine Erbsen am Gregorstage (12. März), seine Linsen an Jakobi und Philippi (1. Mai), seine Wicken am Kilianstage (8. Juli), seinen Buchweizen, „damit er nicht zu lange blüht," bei abnehmendem Monde. Alles, was in der Marterwoche gesäet wird, kommt gut fort, dagegen wird aus dem vom 1. bis

7. April Gesäeten mehr Unkraut als Frucht. Großväterlicher Regel eingedenk, hütet der ländliche Tagwähler sich, derlei Arbeit an Galli oder Michaelis vorzunehmen. Desgleichen sind der Mittwoch und der Sonnabend dabei ausgeschlossen. Nicht leicht wird er an den Tagen Tiburtius oder Olympia Dünger auf sein Feld fahren oder „im Krebs“ Rüben oder Kohl pflanzen.

Diese Regeln sind ziemlich allgemein gültig unter dem altgläubigen Landvolke im deutschen Norden. Andere gelten nur in der oder jener Landschaft. Wenn der erste Acker besäet wird, setzt man in Ostfriesland, Westfalen und Schlesien einen Spaten an das Ende desselben und macht den ersten Wurf kreuzförmig herum — ein Gebrauch, der in christlicher Zeit entstanden, aber auch eine verdunkelte Erinnerung an den Hammer Donars sein kann, der dem Felde durch Gewitter schaden konnte, und dessen Rune davor schützen mochte. In Schwaben streut der altgläubige Bauer zuerst eine Handvoll Samen im Namen Gottes des Vaters, dann eine in dem des Sohnes und zuletzt eine im Namen des heiligen Geistes aus — in der Urzeit wird man dabei vielleicht drei Götter, Wodan, Donar (oder Fro) und Fria, die Flachsspenderin, angerufen haben. In Hessen nimmt man zu Säetüchern Leinwand, zu welcher ein Mädchen unter sieben Jahren das Garn gesponnen hat. In Schlesien und der benachbarten Oberlausitz sowie in Mecklenburg herrscht hier und da noch die Sitte, sich beim Säen der Gerste drei Körner unter die Zunge zu legen und dieselben nach vollendeter Ausstreuung der übrigen in drei Ecken des Feldes in die Erde zu stecken, wozu man eine Zauberformel mit den Namen der Dreifaltigkeit murmelt. Während des Säens selbst aber darf kein Wort gesprochen werden. Das ganze Verfahren soll die Saat vor Vögelfraß schützen. Ähnlich geht man in Lauenburg mit dem Weizen und in Hessen und im Brandenburgischen mit den Erbsen zu Werke. Der Weizen

wird im Harz vor Schaden bewahrt, indem man den Samen vor dem Ausstreuen stillschweigend auf den Kopf hebt und dann spricht: „Weizen, ich setze dich auf den Band, Gott behüte dich vor Trespe und Brand.“ Vor Hagelschaden sichert der Bauer der Wetterau seine Felder durch Kohlen vom Osterfeuer oder durch blühende Zweige von Erlen, Pappeln oder Weiden, die am Palmsonntage in der Kirche geweiht worden sind, und die man darauf in den Acker steckt. Vor Bezauberung durch „böse Leute“ stellt man das Getreide in ganz Mitteldeutschland, namentlich in Schlesien, Sachsen und Thüringen dadurch sicher, daß man eine Eule an das Scheunenthor nagelt. Wieder dem Aberglauben in der Wetterau gehört die Meinung an, nach welcher man sich eine reiche Ernte verschafft, wenn man drei Kornähren an den Spiegel steckt und dazu die drei heiligsten Namen ausspricht. Stirbt in Franken und Hessen unter den Abergläubigen eine Hausfrau, so müssen sämtliche Sämereien im Gehöft durcheinander gerührt werden, weil sie sonst nach der Aussaat nicht aufgehen würden.

Ganz deutlich haben wir das altdeutsche Heidentum vor den Augen, wenn noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Erntearbeiter im Schaumburgischen, unmittelbar nachdem die letzte Garbe gebunden war, den Acker mit Bier begossen, sich entblößten Hauptes um jene, den „Waulroggen“, sammelten und tanzend eine alte Weise sangen, welche hochdeutsch lautet:

„Wode, Wode, Wode!
Himmelsriese, weiß, was geschieht.
Immer nieder vom Himmel sieht.
Volle Krüge und Garben hat er.
Auch im Wald
Wächst's mannigfalt.
Er ist nicht geboren und wird nicht alt.
Wode, Wode, Wode!“

Aus Süddeutschland gehört eine bayrische Sitte hierher, nach welcher die stehen gelassenen Roggenhalme zu Menschengestalten zusammengebunden und mit Blumen geschmückt werden. Vor dieser Puppe, welche „Oswald“ (vielleicht der Asenwalter, der Götterherrscher) heißt, fallen die Mäher auf die Kniee und beten: „Heiliger Oswald, wir danken dir, daß wir uns nicht geschnitten haben.“ In Franken und Schwaben und wieder im norddeutschen Westfalen ist der Gott noch mehr verblaßt, die Auszeichnung der letzten Garbe aber geblieben. In Franken heißt das geschmückte Ährenbündel der „Ohle“, und man umtanzt es mit dem Reime:

„O heiliger Sankt Mäha,
Bescher über's Jahr mea,
So viel Köppla, soviel Schöckla,
So viel Ährla, so viel Jährla.“

In der Gegend von Schwäbisch-Gemünd und Ulm kniet der Bauer, bevor er die Winterfrucht schneidet, mit seinen Leuten auf freiem Felde nieder und betet fünf Vaterunser und einen Glauben. Auf dem letzten Acker aber läßt man an einer vorher schon bezeichneten Stelle einige Halme stehen, steckt in ihre Mitte eine kleine Birke oder Pappel, an die man jene mit bunten Bändern befestigt, und betet dann vor ihr knieend wie vorher. An einigen Orten bleibt diese kleine Garbe, die der „Morkel“ heißt, auf dem Stoppelacker stehen. Anderwärts wird sie zuletzt abgehauen, um das letzte Fuder zu schmücken.

Wenn in den Dörfern Deckbergen und Kleinbremen (Westfalen) das Korn abgemäht ist, werfen die Schnitter mit dem Rufe: „Waul, Waul, Waul!“ ihre Mützen in die Höhe. In der Umgegend von Borgloh, Bissendorf und Gesmold bindet man, wenn der Roggen abgemäht ist, zwei Garben mit einem Strohseil zusammen, sodaß sie eine Puppe bilden, die man darauf am Ende einer Mandel aufstellt, wonach alle Schnitter

und Binderinnen herzukommen und jubelnd „de Aule, de Aule!“ rufen. Bisweilen wird auch da, wo das beste Korn steht, ein Baum aufgeflanzt, worauf man die um ihn herumliegenden Halme zu einer größeren Garbe um ihn zusammenbindet, welche die „Ohle“ heißt. Diese Garbe fällt zuletzt der Großmagd zu, während bei Iserlohn die jedenfalls ältere Sitte herrscht, jene Garbe, die hier ebenfalls die „Ohle“ genannt wird, an dem Baume hängen zu lassen, so daß sie die Erinnerung an das altheidnische Ernteopfer bezeichnet, welches in einem Teile des gewonnenen Getreides bestand. Ist bei „Waul“ und „de Ohle“ an Wodan als den Alten zu denken, von dem das Schnittergebet der Schaumburgischen Bauern sprach, so haben wir in dem Namen „de greaute Meaur“, wie die letzte Garbe in den Dörfern bei Unna, und in der Bezeichnung „Herkelmai“, wie sie in der Nachbarschaft von Werl heißt, einen Nachhall des Namens der Erntemutter und Erdgöttin Herke zu vermuten, die mit der süddeutschen Perchta und der thüringischen und sächsischen Frau Holle ein und dieselbe Person ist.

Von andern Gebräuchen der Getreideernte kann ich hier nur die beiden hessischen erwähnen, nach welchen man die ersten Halme von einem Kinde unter fünf Jahren schneiden und das erste Strohseil zu den Garben von einem Kinde unter sieben Jahren winden läßt und die erste gebundene Garbe nachts zwölf Uhr durch die hintere Scheunenthür hinauswirft; sie ist „für die Engel vom Himmel“ bestimmt und heißt der „Erntesegen“.

Eine wichtige Rolle scheint ehedem bei den Erntefesten als Opfer oder Hauptgericht während des Schmauses der Hahn gespielt zu haben. In Schwaben ist davon nur ein Hahnenschlagen und der Ausdruck „Schnitthahn“, mit dem man zu Leutkirch den sonst in schwäbischen Landen „Sichelhenke“ genannten Ernteschmaus bezeichnet, und dem das schweizerische „Krähhahn“ entspricht, übrig geblieben. In westfälischen Gegenden begegnen wir neben Ähnlichem auch deutlicheren Über-

resten der alten Feier. Bei Recklinghausen heißt der Ernteschmaus „Bauthahn“, in Osterwiek, Koesfeld und Horstmar „Stoppelhahn“. Zu Kohlfeld am Lippeschen Walde setzt man bei der Einfuhr des Getreides auf das letzte Juder einen vergoldeten Hahn, der allerlei Frucht im Schnabel trägt und nachher meist am Hause aufgehangen wird, und ähnlich verfährt man in der Gegend von Marburg, wo der mit Flittergold überzogene Hahn in einer Blumenkrone, und zu Varßen bei Pyrmont, wo er in einem Kranze zu sitzen pflegt. Anderswo erinnert nur eine im Erntekranz angebrachte Hahnenfeder noch an ihn. (Busch, 103—106. 110—113.)

Der als Ernteopfer dargebrachte Hahn erinnert an Donar, dessen heiliges Tier er war.

Seine Arbeit beginnt der Schnitter mit den Worten: Gott walt's!“ Ehe er aber anfängt, nimmt er drei Halme und bindet sie um sich, damit er keine Kreuzschmerzen bekomme. Findet er eine Doppelähre, so nimmt er sie mit nach Hause, steckt sie hinter den Spiegel und schützt damit sein Haus vor dem Einschlagen des Blitzes.

Beim Schneiden der Saatfelder nehmen die Schnitter beim letzten Schnitt soviel Halmen als möglich in die Hand, damit im nächsten Jahre die Ernte recht reichlich ausfalle.

Beim Binden des Getreides auf dem Felde darf das letzte Mandel nicht vollzählig werden, sonst stirbt jemand in dem Hause des betreffenden Feldbesitzers.

Wenn sonst die erste Fuhre Korn eingefahren wurde, so fragte die Frau: „Mann, was bringst du?“ „Brod für die Kinder und den Tod für die Mäuse,“ war die Antwort. Das sagte man, um das Korn vor den Mäusen zu schützen. Man warf auch die erste Garbe für die Mäuse in die Tenne oder steckte, um die Mäuse fernzuhalten, Erlenreiser stillschweigend in die vier Ecken des Bansen. Witzschel II, 220—222.)

Über Erntebräuche vergleiche auch Strackerjan II, 78, 79!

Die drei ersten reifen Kornähren, die jemand im Sommer auf dem Acker findet, können ihm die beste Herbstaussaat verkünden. Er muß sie nämlich stillschweigend abbrechen und so in die Erde einlegen. Kommt aus der ersten Ähre der kräftigste, vollste Wuchs, so hat er frühe mit der Aussaat zu beginnen ist dies aber mit der zweiten oder dritten Ähre der Fall, so wird die spätere Aussaat am besten gedeihen.

(Witzschel II, 290.)

Die Kornähren sollen in alter Zeit vom Erdboden hinauf gereicht haben. Es war gar kein Halm. Da nun die Menschen immer gottloser wurden, so beschloß Gott, sie zu bestrafen, indem er ihnen eine Hauptnahrungsquelle, nämlich das Getreide, nehmen wollte. Er ließ deshalb die lange Ähre anzünden, und als dies die heil. Jungfrau sah, ergriff sie noch am obersten Ende die Ähre mit der Hand, wodurch dieselbe am Weiterbrennen verhindert wurde. Daher kommt es, daß nun jede Ähre nicht länger als eine Handbreit ist. (Ähnliches aus Thüringen, Bechsteins d. Märchenbuch: Die Kornähren!)

(Vernaleken, 313.)

Will man zu Grabow bei Königsberg i. N. herausfinden, wer eine Hexe ist, so muß man rückwärts nach einem Roggenfelde gehen, in derselben Weise weiterschreitend Kornraden pflücken, davon einen Kranz flechten und sich diesen unter die Mütze setzen.

(Busch, 59.)

Grimm erzählt, daß die Hexen im Roggenfelde baden, und bringt dies in Zusammenhang mit den Kornweibern und der Roggenmuhme. (Mythol. 617.)

Eine ganze Reihe von Satzungen und Bräuchen ist mit dem Strohdach verknüpft.

Im St. Galler- und Appenzeller Lande mußte ehedem der einzeln hausende Mann, der eine Klage vor Gericht anhängig machen wollte, einen oder drei Halme aus seinem Strohdache mit vor den Richter bringen. In Baselland besagt die Prateler

Polizeiordnung v. J. 1460: Kann ein Kläger keine Zeugen beibringen, so nimmt er Hund, Katze und Hahn seiner Wohnstatt nebst drei Strohhalmen des Daches mit zu Gericht und legt auf diese den Schwur ab. Lenggenhager, Schlösser in Baselland, 270. Aus diesem Alemannenbrauche geht hervor, daß Strohhalm und Ähre als Rechtssymbol galten, und so erklären in den Bildern zum Sachsen- und Schwabenspiegel Ähren, neben einem Toten aufwachsend, symbolisch die anzutretende Erbschaft. Grimm, Rechtsaltertümer 202. Den Halm einer Kornähre brachen und vereinigten die altrömischen Brautpaare zum Zeichen des Eheabschlusses und nannten diese Feierlichkeit nach der dabei verwendeten Stoppel stipulatio. Indische an alter Sitte haftende Bergbewohner lassen bei Schließung ihrer Verträge einen Strohhalm zwischen beiden Teilen brechen, und dieselbe Rechtsform war auch den Deutschen gemeinsam. Unsere Glücksgöttinnen erscheinen strohflechtend; die eine der drei Mareien im Kinderliede „Rite-rite, Rößli" spinnt Seide, die dritte Haberstroh. Das Volkslied singt von einer Geliebten, die aus Haberstroh klare Seide spinnt. Nach salischem Rechte (Lex Sal. 53,3) begiebt sich der Kläger vor den Richter, empfängt von ihm den Halm und hebt erst dann die Klage über Vertragsbruch an. Mittelst eines Strohhalmes belehnt der Tierkönig den Steinaert mit dessen väterlichen Lehensgütern; Grimm, Reinh. Fuchs 202. Im Roman von Rollo, den der Normann Robert Wace im 12ten Jahrhundert verfaßte, (übers. von Gaudy 1835, 247) ist dieselbe Rechtsüblichkeit enthalten:

Es lief ein Mann ins Land
Und legte an ein Haus die Hand,
Nahm eine Hand voll Dachstroh mit,
Kehrte zum Herrn mit raschem Schritt;
Sire! rief er, nehmt dies Unterpfand
Als Zeichen, daß von diesem Land
Ihr in Besitz euch habt gesetzt;
Euch ist es unbezweifelt jetzt.

Das Solothurner Chorherrenstift Schönenwerth an der Aare zunächst Aarau wurde unter dem austrasischen König Carlman an den Straßburger Bischof Remy nach austrasischem Investiturbrauche mittelst eines Beimessers (kurzes Schwert) vergabt. Remy machte damit den Brüdern Radpert eine Scheinabtretung, erhielt es von diesen sogleich wieder zurückgestellt und zwar, zum Zeichen eines förmlichen und gänzlichen Rechtsverzichtes, mittelst des Strohhalmes. Bridel, Kleine Fußreise durch d. Schweiz 2, 108. Jungfrauen, die sich dem Himmel verlobten, warfen den Halm. Schon dem Kelten war das Stroh heilig. Brich das Stroh mit ihm, sagt heute noch der englische Kelte dem, welchem er raten will, die Verbindung mit einem andern abzubrechen. Das Littauische Sprichwort: Steck in den Zwischenraum deine Ähre, bedeutet: steh mir bei, gieb dein Scherflein auch dazu. Schleicher, Litt. Märchen, 188. Vergönne mir von deinem Stroh, hieß die oberdeutsche Vertragsformel. Gewährte der Strohhalm gerichtlichen Schutz und machte er zugleich rechtsverbindlich, so kann ihm die nächste Folgerung auch eine geheimnisvolle Kraft beilegen, die alles gewöhnliche Maß überschreitet. Der Alpgeist, der in die Sennhütte eindringen will, schiebt dem da übernachtenden Jäger einen Strohhalm durch ein Astloch herein und spricht: Häng deinen großen Hund an mit diesem Strohhalm! Zingerle, Tirol. Sag. u. Märch., 288. Den höchsten Grad des Kopfwehes nennt der Oberpfälzer Augenschein, weil einem Hören und Sehen vergeht. Dagegen hilft, daß man das Haupt drei Tage lang vom Scheitel bis unter das Kinn mit drei Halmen Roggenstroh mißt, in diese drei Knöpfe bindet und sie an einen Baum hängt. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 3, 239. Gegen Warzen und Hühneraugen schneidet man einen Kornhalm in gleicher Länge des leidenden Gelenkes ab, stupft damit dreimal mit jedem Teil stark in die Haut und vergräbt ihn auf der Schorstätte. Brugger, handschriftl. Rezeptierbüchlein. — Kornhalme ins Kreuz gelegt, stillen

das Nasenbluten. War dem Halm eine rechtskräftige Verwendung gegeben und eine festigende, verbindlich machende Beziehung beigelegt, so mußte seine Schutzkraft ebenfalls bald gegen Körperleiden, bald gegen Zauberei anwendbar scheinen. Der verbreiteste Aberglaube, überall sich wiederholend, nimmt an, Alp, Trut und Hexe kämen in Gestalt einer Kornähre, eines Strohhalmes zum Schlafenden ins Bett. Der Schustergeselle wirft einen solchen Halm nachts zum Fenster hinaus, des Morgens darauf hat die Nachbarin den Hals gebrochen (Panzer, Bayr. Sag. 2, 269): Der Schmiedegeselle spannt den Betthalm sogleich in den Amboß und zerhämmert ihn finsterlings, des Morgens liegt die Meisterfrau totgeschlagen in der Werkstatt. Der Mann zu Balzers stört mit ihm im brennenden Lichtdocht herum, des andern Tages hat sich die Nachbarsfrau den Finger verbrannt. Vonbun, Beitr. zur Mythol. 1862, 82. Das Sprichwort, über einen Strohhalm stolpern, erhält dadurch seinen ursprünglichen Sinn wieder; denn wer dem Blendwerke des Zauberers nicht gewachsen ist, der glaubt in jedem Strohhalm, den des Zauberers Hahn vor allen Zuschauern im Schnabel davon trägt, einen gewaltigen Balken zu erblicken. Solches Blendwerk ist daher Sache des Teufels. Es läßt sich der Satan statt seines zum Tode verurteilten Anbeters aufhängen; allein dann sieht man am Stricke nur ein Bund Stroh hängen. Vernaleken, östr. Mythen 381.

Seifarts Hildesheimer Sagen erzählen, wie man einen Werwolf hängt und statt seiner nur eine Gerstenbose droben am Galgen erblickt. Statt des fahrenden Schülers hat man zu Terlan, statt des Bürgermeisters einst zu Ansbach eine Garbe Stroh gehangen. Zingerle, Tirol. Sag. und Märchen No. 579. Aargau. Sag. 2, 279.

Das allgemeinste Pfandzeichen ist der an einer Stange aufgesteckte Strohwisch, wifa, das um Stange und Ast Gewundene, wird er schon im Langobardischen und im Baiwarischen Volksrechte genannt; vergl. Osenbrüggen, Langobard. Strafrecht,

138. Grimmigste Schande für ein Mädchen ist es, wenn ihr die Dorfknabenschaft über Nacht einen Strohmann aufs Hausdach setzt. Er ist eine poetische Figur aus der sonst so prosaischen Sprache der Landwirtschaft, ein Tropus, der besagt, daß ein im Banne der Jungfräulichkeit liegendes Mädchen seine Ehre preisgegeben hat, wie man durch frevlerisches Ausreißen der Pfandzeichen abgesperrte Grundstücke zugänglich macht.

Ein solcher Mißtritt eines Mädchens setzt ihre temporäre Ausschließung unter ihres Gleichen mit Recht voraus. Ganz aus demselben Grunde streut man der nicht mehr jungfräulichen Braut Häckerling vor die Thüre; sie hat den heiligen Halm der Stipulation eigenmächtig vor der Zeit gebrochen. Die altrömische Priesterkrone war ein Ährenkranz, die corona spicea; Donars Gemahlin, die Herdgöttin Sif, ist berühmt durch ihr in Ährenschimmer erglänzendes Goldhaar; das gleiche Haar trägt auch die jungfräuliche Mutter Gottes. (Rocholz II, 97—102.)

## Das Kornopfer.

Die Keimkraft des Getreidekornes erscheint als etwas nahezu Unvergängliches; ackerbautreibende Völker schütten es daher mit in die Gräber, den ewigen Schläfern zur immerdauernden Speise; Kulturvölker haben es zum Sinnbild einer über das Grab hinaus reichenden Fortdauer erhoben. Herkömmlich sieht man auf Kirchhöfen katholischer oberdeutscher Dörfer in dem Weihwasserbecken neben dem Grabkreuze einen aus Kornähren geflochtenen Sprengwedel liegen; er ist ein Symbol des hier gleich einem Weizenkorne in die Erde gesenkten Lebens, das durch den Tau des Weihwassers wieder erweckt und gezeitigt werden soll. So galt es schon vor Jahrtausenden; aus Korn und Brot bestanden die frühesten Totenopfer, so beweist es der Gräberfund, so drücken es die Sprachen aus. Den Thraziern

und Hellenen waren die Namen für Getreidehaufen, für Korn- und Totenbehälter sprachlich synonym, den Etruskern und Tusken galt die Pforte der Unterwelt für einen Kornbehälter, wie die ägyptischen Pyramiden sowohl Königsgräber als auch Kornkammern hießen. Bei der Öffnung antiker Gräber im oberägyptischen Theben, auf denen das Siegel von Jahrtausenden unverletzt geruht hatte, fand man Totenbrote mit in die Leichenbinden eingewickelt, Weizenkörner in den Händen der Mumien. Als von solcher Frucht der Franzose Guerin Mineville im Jahre 1849 fünf Weizenkörner ausgesäet hatte, erhielt er mit einem 1200 fachen Ertrage ein der heutigen ägyptischen Weizenfrucht völlig gleiches Produkt. Nicht bloß Decandolle's Ansehen verbürgt die Thatsächlichkeit dieser naturhistorischen Angabe, es haben die seither mit dem Mumienweizen weiter fortgesetzten Versuche in der Landwirtschaft Frankreichs einen entschieden ernsten Charakter angenommen. Doch der Brauch selbst des Korn- und Brotopfers bei Leichenbegängnissen findet sich, wie im alten Nillande, ebenso durch das Morgen- und Abendland verbreitet, bei dem einen Volke bald öffentlich und rituell fortdauernd, bei einem anderen nur heimlich geübt oder stillschweigend von oben her geduldet, und gerade die Art und das Alter seines außerchristlichen Vorkommens wird öfters imstande sein, ein aufklärendes Licht auf unsere eigene Christensitte zu werfen. Man vergönne uns, zu diesem Zwecke sogleich ein paar Beispiele anzuführen.

Bei arabischen Beerdigungen zu Kairo, wie solchen i. J. 1860 Dr. Frankl aus Wien (Aus Ägypten, S. 33) als Zuschauer beiwohnte, eröffnen den Zug zwei Kamele, das eine Brot in Körben tragend, das andere in Schläuchen Wasser, hinter ihnen ein Ochse, der am Grabe geschlachtet und stückweise samt den Broten an die Anwesenden verteilt wird. Der Alttürke füttert gefangene Vögel und läßt sie am Feste der Gräber fliegen; er zerbröckelt viele Laibe Brot und wirft sie am gleichen

Tage den Fischen ins Wasser; er legt süße Kuchen in die müßigen Flammen und schüttet ganze Metzen Korns in die Ameisenhaufen; er beköstiget und nährt mithin an diesem Tage alle vier Elemente, in denen die Abgeschiedenen ihre Wohnstatt nehmen könnten. Wie müssen wir aber wohl staunen, wenn eben dieses Verfahren und zu demselben Zwecke in den religiösen Bräuchen unserer oberdeutschen Bauernschaft wiederkehrt, wie es in der nachfolgenden Beschreibung des Allerseelenfestes noch weiter mitzuteilen sein wird. Und wer wird dabei voreilig an eine Entlehnung denken dürfen! Denn diese dem Islam jetzt ausnahmslos gebotene Totenspende war vor dessen geschichtlichem Auftreten schon altarabische Sitte gewesen, wie „das Fest der Toten", eine besondere Erzählung in Fr. Rückerts morgenländischen Sagen, 2, 309 unwiderleglich darthut; sie verrät sich aber eben so ursprünglich in jenen Teilen des Orientes, in welche der Islam niemals vorgedrungen ist. Als Wilhelm Heine mit der nordamerikanischen Expedition Japan besuchte, (Japan u. seine Bewohner 1860, 306) war er dorten Augenzeuge des Totenfestes, das der Japanese am fünfzehnten Tage seines siebenten Monats begeht. Man pflegt da die Speisen, die man über Tag auf die Gräber gestellt hat, abends auf kleinen, kerzenerhellten Booten, mit Papiersegeln versehen, in die Gewässer zu setzen, so daß am Festabende Tausende solcher Fahrzeuge auf den Wellen sich schaukeln. Zu Ähnlichem verpflichtet Menu's Gesetzbuch den Inder. Dieser hat allmählich zehn Tage hindurch zur Beruhigung der Jüngstverstorbenen Reiskuchen zu opfern, Pinda genannt; er hat Grabfeuer anzuzünden, für Groß- und Ältervater und für sämtliche Ahnen Wasserspenden auszugießen; erst nach dieser Verrichtung kann der Überlebende den rechtlichen Besitz des ihm von dem Verstorbenen zugefallenen Erbes antreten, so daß somit Familienverband, Vermögensbesitz und Totenopfer als eine unzertrennliche Einheit erscheinen. Gans, Erbrecht I, 80. Damit wird das Totenopfer zu einer Satzung

gestempelt, die unabänderlich über aller Willkür des Lebenden und über dem bloßen Wunsch und Willen des Verstorbenen steht. Die Legende läßt es auch nicht an beweisführenden Beispielen solcher Art mangeln. Sie berichtet im indischen Epos Mahabharata von dem edelmütigen Wettstreit, welcher zwischen Jajati, einem nach seinem Tode wieder zur Erde gekommenen Könige, und dessen vier Enkeln entsteht. Jajati trifft jene am Altare, da sie eben das Opfer für die Ahnen entzünden, und weigert sich großmütig, die Frucht und das Verdienst ihrer frommen Handlung diesmal auf seine eigene Person übertragen zu lassen. Doch die vier erwidern ihm: Allein an den Menschen liegt die Schuld, wenn die Verstorbenen nicht im Himmel zu bleiben vermögen; wenn du durch uns den Himmel verlierst, so ist ja deiner Nachkommen Los gleichfalls die Hölle. — So tief verwachsen mit dem Organismus des religiösen Gesetzes und des bürgerlichen Sachenrechtes, erweist hier der indische Brauch sich um ein Bedeutendes ursprünglicher, also auch weit folgenreicher als jene althebräische Satzung in Tobiä 4: Stelle dein Brot und deinen Wein auf das Grab des Gerechten. Denn in dieser Stelle raisonniert eine bereits nach willkürlichen Ausnahmen sich selbst beschränkende Sitte, dorten spricht ein ausnahmsloses Gesetz. Um so überraschender für uns wird es sein, dasselbe Rechtsverhältnis auch im altdeutschen Totenmahl mitbegründet zu finden. Denn auch nach diesem durfte der Überlebende so lange nicht sich in den Besitz der Erbschaft setzen, bis nicht Erbmahl und Erbtrunk (altnord. Arf-öl, das Erb-Ale) feierlich abgehalten und damit des Verstorbenen Gedächtnis (minne) getrunken war. Der Brauch des Leichtrunkes besteht in diesem rechtsgiltigen Sinne des Erbbieres jetzt noch. Der Schleswig-Holsteiner umschreibt den Namen Grabbier mit der Phrase den Doden sîn Hût verteren; denn eben die Haut und Bedeckung (Hut und Hütte), aus welcher der Tote gefahren ist, verbleibt nun seinen Erben. Im Aar-

gauer Reuß- und Bünzthale, deren Bevölkerung ungemischt katholisch ist, wird zum Gedächtnisse des Verstorbenen ein dreimaliger Seelgottesdienst abgehalten: am Tage der sogenannten Begräbde, am siebenten danach, schließlich am dreißigsten. Eben so oft findet auch im Trauerhause ein Trauermahl statt, das herkömmlich mit Rotrübensalat und Rotwein schließt. Bei der dritten Mahlzeit, am dreißigsten, werden die Kleider des Verstorbenen verschenkt, und zugleich geht hier die Ausscheidung des Erbes vor sich. Ist letzteres geschehen, so legt die männliche Verwandtschaft den am Lande noch üblichen Leidmantel für immer ab; man hat darin dem Freund nach Vorschrift das Geleite gegeben „zu Kirche, zu Straße und übers Grab," und somit ist seinem Andenken kirchlich und weltlich Genüge gethan.

Der Leser, welcher die innere Übereinstimmung dieser so verschiedenartigen Völkern angehörenden Leichenbräuche zuzugeben geneigt ist, wird das höhere Alter derselben beim Germanenvolke doch wohl beanstanden, in so ferne er das Totenopfer auch hier grundsätzlich als eine Kornspende auffassen soll und sich erinnert, daß Cäsar und Tacitus dem Germanen den Ackerbau nahezu absprechen. Dieses ehemalige Bedenken ist aber durch eine richtige Interpretation jener Schriftsteller ohnedies bereits verringert und durch den neuerlich gemachten Gräberfund vollends zum Schweigen gebracht. Die ostdeutschen Leichenfelder und Opferschanzen zwischen Elbe und Weichsel, also in jenen Landstrichen, wo die früheren Wohnsitze des Vandalenstammes gewesen waren, haben bisher nicht bloß beträchtliche Massen gerösteten Weizens ergeben, sondern auch kugelförmige Klumpen, laibleinartig aus gestoßenem Korn und aus Thonerde zusammengebacken und von der Flamme des Leichenbrandes mitkalciniert, die man mit allem Grunde für Opferbrote anzusehen hat Solcherlei aus Gräbern erhobene Brotkugeln, in ihrer Gestalt den nachher noch zu beschreibenden Seellaiblein gleich, finden sich aufbewahrt in der Preusker'schen Altertumssammlung zu Großenhain. Außerdem

aber haben die seitdem erst entdeckten Pfahlbauten, die mit der germanischen Urzeit an Alter jedenfalls sich messen, eine immer noch sich mehrende Ausbeute an Weizen, Körnerbrei und Brotkuchen geliefert. Im Bodensee zu Wangen allein hat man an Weizen und Gerste ein zu hundert Sester ansteigendes Quantum aus der Tiefe des dortigen Seedorfes erhoben. Es bewährt sich damit, daß das Korn eine urzeitliche Pflanze, ein Gemeingut der frühesten Menschheit gewesen ist, und in diesem Sinne haben es auch die ältesten Mythen aufgefaßt. Nicht bloß Abraham vermag den samt den Engeln zu Besuch kommenden Herrn mit frischgebackenen Weizenkuchen zu bewirten. Durchwandert einmal der Germanengott Rîger ebenso die Welt, um das Menschengeschlecht in Stände zu ordnen, so findet er dasselbe überall schon mit dem Ackerbau beschäftigt und erhält zur Einkehr in dem einen Hause grobes Gerstenbrot, in dem andern feine Weizenkuchen vorgesetzt. So erzählt das eddaische Lied Rîgveda. Das altnordische Alvîssmâl ist zwar ein um vieles jüngeres Gedicht, enthält aber samt einer poetischen Umschreibung der mehrfachen Namen der Gerste zugleich den sprechenden Beweis, daß die germanischen Totenspenden eben in Korn bestanden haben. Bei den Menschen, erzählt dies Gedicht, heißt das Korn (der Gerste) Bygg, das Gebaute; bei den Göttern heißt es Bar, der Ertrag; bei den halbgöttlichen Wanen Vaxt, das Granige; bei dem Volk der Riesen Äti, das Essen, bei dem Geschlechte der Zwerge Lagastaf, der Maßstab des Gesetzes; aber in dem Totenreiche der unterirdischen Göttin Hel wird es Hnipinn genannt. Letzterer Name bezeichnet das wallende, alles zudeckende Saatfeld, ein Bild von gleich plastischer Trefflichkeit wie ehedem des Odendichters Ramler „blonde Ceres, die ganz verhüllt in Ähren geht.“ Und wie nun der Getreidebau älter ist als unser geschichtliches und naturgeschichtliches Wissen; wie die Sprache mit dem Namen Gottesgabe das Korn als eines jener Geheimnisse bezeichnet, deren Anfang wir nicht er-

gründen, sondern nur Gott allein überlassen können: so muß es auch mit in den ursprünglichsten Ideen der Menschheit liegen, wenn man um den Grund fragt, warum die in Korn bestehende Totenspende in altindischen und altdeutschen Satzungen unter denselben Rechtsfolgen erscheint. Daraus ergiebt sich zugleich der sprechende Beweis, daß ein solcher Brauch samt seiner Übungsart nicht aus diesem oder jenem Religionssystem abentlehnt, nicht gleich einer Mode mechanisch auf weitere Völker übertragen worden sein kann, daß er vielmehr aus der überall sich gleichenden Menschenempfindung unmittelbar entsprungen ist und in dem Unentbehrlichsten, dem täglichen Brote, gleichmäßig sich verkörpert hat. Gerade unter solchen Völkern oder Volksschichten wird er daher noch am deutlichsten erkennbar sein, deren ursprüngliches Sittengesetz und Rechtsleben am wenigsten von äußerlicher Gewalt hat beeinflußt werden können.

Der bayrische Oberpfälzer nennt das Abhalten des Leichenmahls das Eindaichteln des Toten, ableitend von gotisch dauhts, das Mahl. „Je mehr dabei getrunken wird, sagt er, desto besser ist's, es kommt dem Toten zu gut.“ Selbst wenn von dem kirchlichen Totensonntag behauptet wird, das für diese Frist gebackene Brot ergebe in einer Unze mehr Sättigung als an andern Tagen zwei Pfund, so liegt auch unter diesem abergläubischen Worte eine herbe thatsächliche Erfahrung verborgen, die nämlich, daß ein schmerzlichfrisches Andenken am raschesten und wohlfeilsten zu ersättigen ist. Erst der systematische Aberglaube macht den Satz absurd, indem er aus dieser natürlichen Erfahrung einen Lehrsatz von der magischen Wirkung des Seelbrotes heraus folgert.

Der Totentag kann bald als ein von der natürlichen Trauer gebotener Fasttag, bald als ein von dem Nationalstolze überlaut begangenes Bankett gefeiert werden und bei beiden sinnbildlich oder wirklich der Schmerz sich verzehren wollen. Auf jeder Stufe der Entwicklung wird der Volksgeist das hierfür aus-

reichende Mittel, den zu dieser Anschauung verwendbaren Gegenstand ausfindig machen, er braucht nur das Allergewöhnlichste, die tägliche Nahrung, zu symbolisieren und ihr eine religiöse Bedeutsamkeit beizulegen. Das deutsche und das griechische Nationalepos, beide der Spiegel unverstellter Menschenart, haben daher von dieser doppelten, widerspruchsvollen Gemütsstimmung zu erzählen und wie sich dieselbe beiderseits ausgleicht. Wenn der erschlagene Nibelungenheld begraben ist, so finden sich manche seiner Freundschaft, die drei Tage lang vor großem Kummer weder essen noch trinken; doch wahrheitsgetreu setzt das Lied sogleich hinzu: si nerten sich nach sorgen, sie fingen in ihrem Leid doch wieder an Nahrung zu nehmen.

Wenn Vater Priamos die Stadt verläßt und im Feindeslager die Leiche des Sohnes beim Mörder Achilles sich erbitten muß, erhält er sie zwar, zugleich aber soll der Gebeugte mit Achilles im Zelte zu Nacht speisen. Hier ist es, wo die Ilias unserer Mißstimmung über einen in seinem Herzeleid essenden Vater eine merkwürdige Belehrung giebt: das Brot ist kummerstillend; oder wie Schiller im Siegesfeste jenes homerische Wort übersetzt:

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Ähren
Und bezwang das Schmerzgefühl.

Dies ist die erwähnte Nährkraft, die vor jedem andern Brote dem Totenbrote beigelegt wird. Dasselbe drückt der Spruch in Zend-Avesta aus (übersetzt von Spiegel 1, 85): Niemand, wenn er nicht ißt, vermag etwas; und zustimmend steht Psalm 104, 15, daß das Brot des Menschen Herz erfreue. Es ist aber vom Heilsamen nur ein kleiner Schritt zum Heilkräftigen, daher rühren die tausendfachen Wunderkuren, die das einfache Brot verrichten muß. Wer über Land geschickt werden

soll, der schneidet sich vom Hauslaib in der Tischlade erst ein Stück ab; in der Tasche mitgetragen, bewahrt es jung und alt vor plötzlichem Heimweh, vor Bezauberung, vor dem Anfall der Hunde. Dem armen Soldaten in der Fremde begegnet das Graumännchen und schenkt ihm ein Krüstchen Brot: Hier riechst du dran, dann hast du keinen Hunger, und denkst du dran, dann hast du keinen Durst! Curtze, Waldecker Volksüberlieferungen 56.

Unsere Erntefeste fallen vielfach auf Michaeli (29. September), also ziemlich auf die unserer altdeutschen Jahreseinteilung entsprechende gleiche Zeitscheide, und sind begleitet von landschaftlichen Kinderumzügen, städtischen Festspielen und Ortsbräuchen, in denen sich der Wettkampf des Sommers und Winters scenisch ausdrückt. Denn mit der Bergung des Pfluges begann der altdeutsche Winters- und Neujahrsanfang. Seit nun nach julianischem Kalender der Winterbeginn auf Martini, 11. November, gerückt wurde, sind auf diesen Termin auch unsere Schnitter- und Drescherschmäuse, Herbstgerichte und Zinstage mit hinausgerückt, und Martini schließt nun das Pacht- und Ackerjahr ab. Eben deshalb wiederholt jetzt dieser neue Wintertermin das in dem früheren bereits vorhanden gewesene Erinnerungsfest für die im Laufe des landwirtschaftlichen Jahres Verstorbenen, nämlich das Opfer am Allerseelenfeste, welches nun am 2. November kirchlich begangen wird. Und seitdem das Sonnenjahr nun bei allen deutschen Volksstämmen gleicher Maßen in Geltung ist, gelten nach ihrem übereinstimmenden Volksaberglauben die jetzige Neujahrsnacht, die Zeit der Zwölften samt der skandinavischen Julnacht gleichermaßen wieder als die ehemaligen Fahrtnächte der Geister und Gespenster.

Dem Brotopfer muß das einfachere Kornopfer vorausgegangen sein. Noch bleibt beim Kornschnitt in Bayern und Hessen ein Rest der Frucht auf dem Halme stehen, und man nennt dies Ernteopfer den Aswald, den Vogelzehnten, das Glücks-

korn, den Halmbock. Wie die Korngarbe allgemeines Erntesymbol ist, so war die Naturalleistung die ursprüngliche Form aller Abgabe und Steuer. Noch beziehen Pfarrer, Fürsten und Gemeindebeamten den Hauptbetrag ihres Gehaltes hie und da in Haber und Gerste. In den Grundsteinen unserer Pfarrkirchen findet sich Weizen, die Größe des Turmknopfes hört man mit der Redensart bezeichnen, er halte so und so viel Malter Korn. Altertümlich sagt der Däne von einem nach schwerer Krankheit Genesenen, er hat dem Tod einen Scheffel Haber gegeben, wie wir vom unabwendbaren Tod eines Hinsiechenden: Dem ist sein letztes Brot gebacken. Gott Donar selbst, der mit seinen Gewittern das Saatkorn aus den Keimen lockt, antwortet auf die Frage, was er auf seinem heutigen Wege zu Nacht gegessen habe: Haberbrei; denn der nordische Bauer hat ihm von der täglichen Abendkost vorgesetzt. Überall also ist das Korn, diese materielle Grundlage der Kultur, an den Namen der Götter, an die menschliche Lebensdauer und an das örtliche Gesetz zunächst hingerückt.

Wenn nach altnordischem Rechte bestimmt wird, wie weit der Königs- und Gottesfrieden gehalten werden soll, so heißt die Formel hiefür in Adhelstans Gesetzbuch: Er soll sich von dem Burgthore, wo der König sitzt, nach den vier Seiten erstrecken drei Meilen, drei Ackerbreiten, drei Furchenlängen und neun Gerstenkörner weit. Den größeren Fernen und Maßen sind hier immer kleinere hinzugefügt, so daß offenbar das letzte, das Gerstenkorn, aller Landmessung zu Grunde liegt; ein echtes Zeugnis der Heiligung, in welcher die Gerste stand. J. Grimm, Berlin. Jahrbücher 1842, 795. Neun Gerstenkörner in einem Glase frischen Wassers getrunken, heilen eine Krankheit, besagt der französische Aberglaube; und nach Berner Landesbrauch muß die Mutter drei Gerstenkörner dem Täufling in die Windeln und drei Weizenkörner in die Taufscheine einbinden, die ihm seine drei Paten ausstellen. Vorzugsweise in Gerste, deren

Anbau im Hochnorden bis zum 70. Breitengrade geht und deren Reife, von der Aussaat an gerechnet, nur zwei Monate Zeit braucht, muß der Germane seine Opfer dargebracht haben. Noch gilt im jetzigen Kanton Thurgau der Gerstentag, ein von der Kinderwelt der ganzen Landschaft gemeindeweise begangenes Jugendfest. Wollte ehedem der Erbe seines verstorbenen Freundes Sünden büßen, so überschüttete er dessen Grab mit einem Haufen Kornes, bis Grabhügel oder Grabstein davon ausgeebnet oder überdeckt war, und gab diesen Kornberg öffentlich preis; etwas hiervon ist katholische Bauernsitte geblieben. In der Karwoche überschüttet der Bauer im Innthal mit Mais, der Bauer in Altbayern mit Korn das im Kirchenschiff zur Verehrung ausgelegte Kruzifix. Ganz so wie vormals die heidnische Mordbuße in so viel Gold bestand, als die Leiche des Ermordeten schwer war, sucht hier der Bauer das Maß seiner Sünden, für welche der Heiland gekreuziget worden, durch ein der Größe des Kirchenkruzifixes gleichkommendes Kornquantum aufzuwägen, und im gleichen Sachzusammenhange überträgt er auch am Allerseelenfeste das Gewicht des von ihm kirchlich geopferten Kornes auf das Seelenheil seiner Verstorbenen. Die bei solchen Gelegenheiten im Kirchenschiffe aufgeschüttete Fruchtmasse verbleibt entweder der Kirchenstiftung oder wird zur Pfarrer- und Küsterbesoldung geschlagen. Wo der Kornbau weniger vorherrscht, überbringt man auch andere Frucht; so stellen z. B. die Deutschtiroler in Valsunga am Allerseelentage gekochte Bohnen in Holznäpfen auf die Gräber. In den bayrisch-schwäbischen Kornebenen äußert sich der Luxus der Kornbauern namentlich am Allerseelentage. Die Totenburg oder Trauertumba, die man alsdann unter dem Hochaltare aufschlägt, wird zum Gedächtnisse und Heil der Verstorbenen etagenweise mit allen möglichen Viktualien beladen und garniert. Man nennt dies Opfer den Auffatz. Er besteht aus mancherlei Körben, Schüsseln und Säcklein. Die Schüsseln enthalten

Mehl, Musbohnen und Kernenfrucht; dies ist der sogenannte Seelnapf, der dem Schulmeister für die Besorgung des Weihbrunnens gehört, mit dem man heute frisch die Gräber besprengt. In dem einen Korbe liegt eine schwarze Henne mit gebundenen Füßen, in dem andern ihr Schock Eier; daneben in Tücher eingeschlagen ist das Rauchfleisch, die Butterballe, der gewundene Wachsstock, dieser in allen Farben und Formen wechselnd, bald nur faustgroß, bald von der völligen Größe eines Scheffels. Je zwischen zwei Seelzöpfe, das sind Weizenwecken im vorgeschriebenen Wert von 16 Kreuzern, wird ein Laib Roggenbrot gelegt, darunter im Kornsäcklein steht der Metzen Roggen. So ist es in der Augsburger Diözöse üblich. Groß ist der Wetteifer der Gebenden, nicht minder groß die Zahl der Begehrenden; denn außer der Anzahl der armen Seelen sind da heute die wirklich Armen und Kranken zu speisen, die Witwen und Waisen der Gemeinde, die Schulkinder, endlich die Kirche mit ihren Dienern und Chorknaben, die alle zusammen in diese Spenden sich zu teilen haben, alle unter derselben Verpflichtung, der armen Seelen dafür im Gebet Besonders gedenken zu wollen. Auch der mit einer Krankheit Behaftete opfert heute, damit der Almosenempfänger ihm das Übel wegbeten helfe, denn das zur Seligkeit dienliche Korn muß auch zur Gesundheit in Beziehung stehen; Seligwerden und Genesen hieß einst in unserer Kirchensprache ebendasselbe; und abermals meint man, nach den Quantitäten des Geopferten um so zuverlässiger die begehrte Heilung voraussetzen zu dürfen. Man opfert in den Gegenden der Eifel Korn für solche Kinder, die nicht zunehmen wollen; in der Kapelle zu Allscheid so viel, als das Kinderhäubchen faßt (denn man sucht dabei den Sitz der Krankheit im Haupte), in derjenigen zu Finten zweimal so viel, als das Kind wiegt. Der eine Teil gehört der Kirche, der andere den Armen. Schmitz, Eiflersagen 1, 65. Gegen chronische Kopfleiden läßt man im bayrischen Walde, namentlich

um Bodenmais am Arber, rohe Menschenhäupter in natürlicher Größe aus Thon brennen, füllt ihr Inneres mit Gerste und hängt sie bei Kapellen und an Wallfahrtsbäumen auf. Bavaria I, 1001.

Graf Richard, Herzog von der Normandie (allbekannt durch Uhlands gleichnamiges Gedicht), starb 996. Er läßt bei Lebzeiten die Abtei Fécamp erbauen und unter ihrer Dachrinne seinen steinernen Sarkophag errichten. Dieser wird dann, so lange der Herzog noch lebt, alle Freitage mit Weizen angefüllt für die Armen, wobei ihrer jeder eben so oft fünf Rouenser Sous an Geld mitempfängt. Der Autor, welcher diese Stiftung verbürgt, ist Robert Wace, ein normannischer Dichter des 12. Jahrhunderts, dessen Reimchronik uns in der Übersetzung von Franz von Gaudy (1835, 142) mit dem eben erwähnten Umstande vorliegt.

Hält man mit diesem Berichte die Würzburger Sage vom Tod und Begräbnis unseres Dichters Walther von der Vogelweide zusammen, so wird dieselbe in dieser Verbindung nicht nur weniger empfindsam lauten als bisher, sondern auch nicht mehr als bloße Namenssage gelten. Die von Oberthür in den „Minne- und Meistersängern Frankens (1818)“ aus einer handschriftlichen Lateinchronik mitgeteilte Stelle besagt nämlich, es habe sich Walther seinen Sängernamen „von der Vogelweide“ (pascua avium) damit befestigt, daß nach seiner letztwilligen Verfügung in die vier Nischen seines Grabsteins, welcher unter der Linde im Lusamgarten des Lorenzostiftes zu Würzburg lag, täglich frischer Weizen gestreut werden mußte, damit bei ihm die Vögelein noch ihren Atzungsherd und ihre Weide fänden. Das Kapitel aber im Neumünster habe darauf diesen Opferweizen zu Semmeln verbacken und sie den Kanonikern an des Dichters Jahrzeit austeilen lassen. Man braucht diese Sage in keiner Weise erst umzudeuten, und selbst ihr Schlußsatz, der jetzt einem bloßen Hiebe gegen mönchische Genußsucht

gleichsieht, hat als echt und vollberechtigt mit zu gelten. Wiederholen sich doch die gleichen Zeugnisse anderwärts und schon früher, z. B. von Kaiser Heinrich dem Vogelsteller. Nach seinem Tode schickte die Kaiserin Mathilde um seiner Seelenruhe willen stets einen Diener in den Wald, um an derjenigen Stelle auf dem Rothenberge die Vögel zu füttern, wo ihr Gemahl einst seinen Vogelherd gehabt hatte. Pröhle, Harzsagen 1, 292. Walthers Beiname von der Vogelweide ist kein dichterischer, sondern ein weidmännischer und bezeichnet das Geschäft des Falkoniers; aber er wurde einseitig umgedeutet, da man auch Walthers Stiftung einseitig auffaßte. Diese letztere sollte freilich den über dem Dichtergrabe fortsingenden Vögeln mit zu gut kommen, aber um so weniger die Überlebenden vom Mitgenusse ausschließen. Denn wie hätte dies gerade der Dichter zu bestimmen vermocht, dessen höchster Liederpreis die Milde, die Freigebigkeit, die selbst an dem saracenischen Saladin von ihm so hochgeschätzte menschenfreundliche Großmut ist. Auf daß diese Milde ihn auch im Tode noch schmücke, soll sein Grabstein täglich frisch mit Korn überschüttet werden, damit die Armen ihre Weizensemmel und die Vögel ihr Weizenkörnlein hier finden. Aber haben wir denn diesen Zug der ritterlichen Sage nicht bereits im Vorausgegangenen in seiner bäuerischen Anwendung reichlich genug aufgezeigt? Mehl und Frucht stellt der Landmann beim Seelgottesdienste auf die Trauertumba, die Zweckbrote des Seellaibchens, der Zöpflein und Spitzwecken verschenkt er an die Begehrenden, Altar und Kirchenkruzifix überschüttet er reichlich mit jeder von ihm gewonnenen Körnerfrucht — alles, um im Namen der Verstorbenen die Armen zu speisen, bis etwa auf die armen Vögelein. Doch auch sie bleiben bei ihm nicht vergessen. Ihnen stellt er um Weihnachten eine ungedroschene Garbe auf die Stange vors Haus, damit auch sie das Ihrige mit am Weihnachtsschmause haben. Und indes wir denken, dies möchte zwar irgend-

wo, aber doch nur als gutherzige Ausnahme geschehen, wird es uns von der Allgem. Augsb. Zeitg. (1858, Nr. 7) als ein stehender Brauch aus Schweden gemeldet, während man durch Birlinger (Volkstümliches aus Schwaben 2, 8) genugsam wissen könnte, daß es bei unserem eigenen Landvolke gleichfalls noch niemals vergessen worden ist. (Rocholz I, 299—322.)

Ist eine Leiche im Hause, so streut man auf den Platz, wo der Sarg stehen soll, Roggenkörner, damit das Glück nicht aus dem Hause getragen werde. Dies ist Sympathie gegen Sympathie. Die Leiche könnte ihre verzehrende Kraft ausüben, wenn nicht die Leben, Fruchtbarkeit und Wohlstand bedeutenden Roggenkörner zwischen sie und das Haus träten.

(Strackerjan I, 64.)

Wenn bei einem Kranken nach dem Frost die Hitze eintritt, so erscheint die „weiße Frau“ mit einer Schüssel Korn. Der Kranke darf aber nichts davon wissen und die Frau kein Wort dabei sprechen, sondern nur durch Zeichen dem Kranken verständlich machen, was er zu thun habe. Er muß nämlich beide Hände voll Korn aus der Schüssel nehmen und sich dieselben, so gefüllt, fest zubinden lassen. So bleibt er, bis die Fieberhitze vorübergegangen ist. Die Frau bringt nun einen Napf voll Erde, bindet ihm die Hände auf und bedeutet ihm, das Korn in den Napf zu streuen. Der Napf wird nun hingestellt, um das Korn keimen zu lassen. Sobald dasselbe aufgegangen ist, wird der Napf in ein im Garten gemachtes Loch umgestürzt, so daß das aufgesproßte Korn nach unten zu liegen kommt. Wenn dasselbe nun verfault, verschwindet bei dem Kranken auch das Fieber. (Schlesien, in der Gegend von Kreuzburg.) Auch hier wieder die Vorstellung, daß der Krankheitsstoff teilweise auf das Getreide übergeht und also in die Erde vergraben wird. Der vergrabene Stoff bleibt aber noch in einer Verbindung mit dem an dem Menschen noch haftenden, und die Auflösung von jenem

Teil zieht auch die des anderen nach sich. — Oder: Der Fieberkranke nimmt während des Anfalles drei Gerstenkörner in die Hand und steckt sie dann in die Erde. Die Krankheit geht auf die aufwachsenden Halme über, und man sieht, wie dieselben bei ruhiger Luft beständig in Fieberschauern erzittern.

(Wuttke, 156.)

Strackerjan (I, 74) berichtet etwas Ähnliches: So oft man das kalte Fieber gehabt hat, soviel Gerstenkörner reiht man auf einen Faden und vergräbt diesen vor Sonnenaufgang und ungesehen, fern von den eigenen Gründen, auf einem öffentlichen Wege. So wie die Körner aufschwellen, ist das Fieber weg. (Wisbek.) — Der Fieberkranke schüttelt eine Hand voll Buchweizen zwischen den Händen und streut ihn dann aus; kommt der Buchweizen auf, so verschwindet das Fieber.

In einigen Gegenden Nassaus wird noch heute eine Hand voll Gerste um die Wurzeln des frisch gesetzten Baumes gestreut; es ist dies das Opfer, das man früher der Baumgottheit darbrachte.

Buchsbaum kann zu jeder Zeit gesteckt oder gelegt werden, wie der technische Ausdruck dafür heißt, wenn man jedes Pflänzchen am unteren Ende spaltet und in den so entstandenen Spalt ein Haferkorn steckt. Man hält dies vielfach für einen abergläubischen Brauch; daß dem aber nicht so ist, weiß jeder, der mit Pflanzenphysiologie nur einigermaßen vertraut ist. Das aufquellende Korn schützt den Buchsbaum durch Nahrungszufuhr vor dem Vertrocknen und beschleunigt seine Bewurzelung.

## Das Schilf. Arundo.

Das in Griechenland gemeinste und zugleich schönste Schilfrohr ist Arundo Donax, und man kann annehmen, daß dieses vorzugsweise verstanden war, wenn von Bekränzen mit Schilfrohr die Rede ist, obwohl auch dazu Arundo Phragmites und

andere Spezies gedient haben mögen, zumal Arundo colorata. — Auch Silvan kommt mit Schilf bekränzt vor, besonders aber Pan, der noch, wie bekannt, eine eigene Pfeife trägt, die aus Schilfrohr gefertigt wird. Er verfolgte einst die Nymphe Siringa, und schon schien er sie erhaschen zu können, da ein Fluß ihr weiteres Fliehen verhinderte; aber die Götter erhörten ihr Flehen und verwandelten sie in Schilfrohr, woraus er sich nun seine Pfeife schnitt.

Auch dem Apoll war, wie Aristophanes berichtet, das Schilfrohr wert, denn es diente zur Verfertigung der lieblich klingenden Lyra, wie denn auch die Jugend in Attika, welche die Akademie besuchte, sich damit zu bekränzen pflegte. — Helenophoria hießen Gefäße, aus Rohr geflochten, mit Henkeln von Weidenholz. In ihnen trug man mysteriöse Heiligtümer umher. — Die Lacedämonier feierten ein der Helena gewidmetes Fest (Helenia), das besonders von den Mädchen begangen wurde; sie ritten dabei auf Mauleseln oder fuhren auf Wagen, die von Schilf oder Rohr geflochten wurden. [Dierbach, 70, 71.]

Von einem todbringenden Rohrstengel erzählt Simrock (176): Als der Schwedenkönig Erich die Schlacht bei Tyriswall gegen Styrbiörn schlagen sollte, opferte Styrbiörn dem Thor, aber Erich dem Odin. Da sah er einen großen Mann mit breitem Hute (also Odin), der gab ihm seinen Rohrstengel in die Hand, ihn über das feindliche Heer mit den Worten zu schießen: Odin hat Euch Alle! Als das geschah, erschien ein Wurfspeer in der Luft, flog über Styrbiörns Schlachtreihen und schlug ihn selbst wie sein Kriegsvolk mit Blindheit. Schwartz führt in dem „Indogerman. Volksglauben" den Rohrstengel natürlich auf den Blitz zurück.

[Vergleiche Schwartz, Indogerman. Volksgl. 100 ff.!]

## Der Safran. Crocus.

Blume der Eos oder Aurora heißt mit vollem Rechte der wahre oder officinelle Safran, Crocus sativus, der auf den Gebirgen Italiens und Griechenlands, namentlich auf den Bergen bei Athen, wild wächst. Es ist eine auch in unseren Gärten bekannte, im Spätjahre blühende Zwiebelpflanze, von der es vielfältige Spielarten giebt. Virgil und Plinius lassen die Safranpflanze durch die Metamorphose des Jünglings Crocus entstehen, welcher, wie seine vielgeliebte Smilax, jedes in die gleichnamige Pflanze überging. Galen erzählt die Sache ganz verschieden: Es habe nämlich einst der Knabe Crocus mit dem Mercurius gespielt, sich dabei aber so unachtsam benommen, daß er von dessen Wurfscheibe getroffen und getötet worden sei; aus seinem Blute entstand der Safran. Die ägyptischen Priester nannten den Safran das Blut des Herkules.

Was die Mythologie von dieser schönen Pflanze weiß, bezieht sich entweder auf ihre Farbe oder auf ihre medizinischen Kräfte. Die Narben des Safran liefern, wie man weiß, eine sehr kostbare gelbe Farbe; auch zeichnet sich das in ihnen enthaltene Pigment dadurch besonders aus, daß es gerne vielfältige Nüancen bildet.

Schon Homer scheint das Verhalten der Safranfarbe gekannt zu haben, denn nach diesem unsterblichen Dichter eröffnet Eos oder Aurora mit Rosenfingern die Pforte des Himmels, umwallt von einem Krokosschleier, wenn sie mit Lampas und Phaëthon, den göttlichen Rossen, aus dem Ozean herauffährt. Und wer sollte nicht öfters mit Vergnügen, die Morgenröte an einem schönen Maitage beobachtend, sich an diese Schilderung erinnert haben?

Auch die Musen tragen safranfarbige Kleider, sie sind Freundinnen der Eos, Aurora Musis amica! Sonderbar ist

es aber, daß Hesiodus den Graeen, Schwestern der Gorgonen, einen Safranmantel beilegt.

Mannigfaltig sind die Heilkräfte, die das Altertum dem Safran zuschrieb, und schon Hekate zog ihn in ihrem Garten, um ihn als Zaubermittel zu gebrauchen, womit die Sitte zusammenhängt, beim Verbrennen der Toten Safran in den Scheiterhaufen zu streuen. Plinius berichtet: Wer einen Kranz von Safranblumen aufsetze, sei dadurch vor der Trunkenheit geschützt, und Galen sagt, daß ein längerer Einfluß des Geruches des Safrans den Kopf einnehme und wie betrunken mache, also ein Beweis von der Richtigkeit der homöopathischen Grundsätze, den Samuel Hahnemann und seine Anhänger zu schätzen wissen werden. — Nach Aricenna wirkt der Safran, längere Zeit gebraucht, nicht nur schädlich, sondern selbst tödlich; auch hat man ihn zu allen Zeiten zu den narkotischen Mitteln gerechnet, und vielleicht hat dieser Umstand die Veranlassung gegeben, daß man den Crocus, wie Probus erinnerte, der Ceres und den Eumeniden weihte. (Dierbach, 130—132.)

## Die gemeine Siegwurz. Gladiolus communis.

Die gemeine Siegwurz oder der Allermannsharnisch wurde auch Siebenhämmerchen genannt, gewiß nicht ohne mythische Beziehung. Der Aberglaube gab vor, daß diese Wurzel, die seltsam gefasert ist und aus der sich die schönsten Alraunen bilden lassen, fest mache, so daß nicht sieben Hämmer den also Geharnischten schädigen könnten.

[Bechstein, 103. Vergl. auch Busch 127 und Leunis 1102!]

Der Aberglaube von dem Festmachen gegen Hieb, Stich und Schuß ist auf Wodan zurückzuführen. Seinen Lieblingen unter den Helden verleiht er oft Schwert, Speer oder Siegeshemd (Brünne). Keines Sterblichen Klinge vermag sie zu fällen. Ist aber ihre Zeit gekommen, dann tritt ihnen der Gott selbst

im Kampfe entgegen und giebt ihnen den Tod (Siegmund in der Wölsungensage).

Das „Festmachen“ knüpft sich entweder an ein Gewand oder an gewisse Pflanzen. In ersterer Hinsicht ist ziemlich allgemein noch bekannt die Sage von dem sogen. Nothemd, das von einer reinen Jungfrau gesponnen sein muß und „stichfest“ oder „gefroren“ macht. In mythischer Form tritt ein solches unverwundbar machendes Sieghemd in der Baldur-Sage auf, auch Wolfdietrichs unverwundbar machendes St. Georgshemd und Ortnits Brünne gehören hierher. Und wie Wodans, des höchsten Gottes, Wunschmantel neben seiner sonstigen zauberhaften Wirkung auch siegverleihende Kraft giebt, so zeigt die ursprüngliche indogermanische Beziehung eines solchen Gewandes zur Wetterwolke noch direkt der bekannte Chiton des Zeus, den Athene (die himmlische, keusche Jungfrau) gewoben haben soll und den sie auch selbst anlegt, wenn sie als Walküre in den Krieg zieht. Der Wunschmantel war nicht bloß zur schnellen Ortsveränderung dienlich, sondern gewährte zugleich Schutz, Glück und Sieg, denn er war ja der Kriegsmantel des Siegesgottes. Daraus allein erklärt sich, warum die Franken sogar noch in christlicher Zeit so hohen Wert auf den Mantel oder die Cappa (weiter Rock mit Kapuze) des h. Martin legten, den die merowingischen Könige in den Schlachten trugen und von dem sie gewissen Sieg hofften. — Neben das betr. Gewand oder Hemd treten dann in der deutschen Volkssage Pflanzen. Zu der Gewitterblume in der Gigantensage und dem Kraut, dem die hörnernen Riesen in der deutschen Sage ihren Ursprung verdanken, stellt sich als Aberglaube der niederen Mythologie, daß man sich fest macht, wenn man Samen von Farnkraut bei sich trägt oder die Springwurzel — also die bekannten Substitute der Gewitterblume — oder den Allermannsharnisch u. dergl. mehr. (Schwartz, J. B., 150—152. Vergl. Wuttke, 141. 142!)

Unter den Soldaten der Reformationszeit, namentlich während des dreißigjährigen Krieges, grassierte der tolle Glaube an sogenannte Nothemden und Notschwerter, an Waffensalben und an die „Passauer Kunst“ oder das Festmachen. Da werden uns eine Menge Beispiele erzählt von Kriegern, welche man, weil sie gegen Schwert, Pike und Musketenkugel fest gewesen, mit Knütteln habe totschlagen müssen. Auch berühmte Generäle galten für fest, z. B. Wallenstein, bis seine Mörder das Gegenteil bewiesen. [Scherr, 363.]

Von der „Passauer Kunst“ wird in dem Buche „Sagen- und Märchengestalten, sowie Geister-, Wunder- und Aberglauben des deutschen Volkes“ erzählt:

Wie der Gedanke an des Todes furchtbare Umarmung in der Seele des Staubgeborenen ein unbezwingliches Grausen erweckt, so erfüllt die scharfe, kalte Schwerterklinge des Menschen Herz mit Furcht und Zittern. Kaum wagt eine friedliche Hand die schneidende Waffe zu fassen; nur des Kriegers stahlharte Faust ergreift sie voll Mut und Begeisterung, hoch empor sie schwingend zum Waffentanz, so in freudiger Lust, wie nur der Bursch sein Mädchen zum fröhlichen Reigen führt. Doch wer hinauszog in die blutige Schlacht, wo der wilde Gott die Todeslose schüttelt, dem gab liebende Sorge und das Gebet derer das Geleit, welche daheim zurückblieben, dem suchte die zärtliche Mutter, die liebende Gattin, die harrende, bange Braut ein glückliches Geschick mit heißem Wunsch zu erflehen: gleich als vermöchten Lieb' und Treue schützende Arme um das bedrohte Haupt zu breiten, wenn das schwere Gewölk daran vorüber zieht. So ergriff einst Thetis mit ihren Götterhänden den neugeborenen Sohn Achilles und tauchte ihn dreimal hinab in die düsteren Fluten des Styx, auf daß der geheiligte Strom seinen Leib den Unsterblichen gleich mache, ihn schirme gegen Hieb und Stoß und Stich; nur die Ferse, an welcher sie den Säugling erfaßt hatte, als sie ihn untertauchte, war mit sterb-

licher Haut bedeckt und verwundbar geblieben, und hierhin traf ihn denn auch der mörderische Pfeil, um ihn todeswund darnieder zu werfen.

Zu diesem griechischen Mythus, der uns von einer Festigung sterblicher Leiber Kunde giebt, bietet die deutsche Heldensage vom gehörnten Siegfried eine treffende Parallele. Dieser durchzieht, noch ein Jüngling, die Lande und gelangt an das Thal, in welchem Drachen, Schlangen und Lindwürmer hausen. Da fällt er Bäume im Walde, bedeckt mit ihnen den Grund und das ringelnde Gewürm und facht das Holz zu hellem Brande an, daß die Tiere sterben und verbrennen müssen. Zwischen den Felsen hervor dringt ein klarer Quell, das ist das Öl, welches seinen Finger einhüllt und allmählich zu einem festen undurchdringlichen Horn verhärtet. Nun salbt er den ganzen Leib mit dem kostbaren Öl, macht ihn unverletzlich, sicher gegen Axthieb und Lanzenstoß; nur oben im Rücken, zwischen den Schultern, wohin ihm von der Linde, unter welcher er stand, ein Blatt gefallen war, blieb eine Stelle frei, und dorthin traf ihn später der eigene Speer, von des grimmen Hagen mörderischer Hand entsendet.

So bestand der Glaube an eine Festmachung des Menschenleibes schon im Altertum und ging von diesem auf neuere Zeiten über, nur mit dem Unterschiede, daß die ältere Anschauung darin eine Vergöttlichung des irdischen Wesens sah, während jüngere Sagen denjenigen im Bündnis mit bösen Geistern glaubten, der sich gegen Hieb und Schuß stich- oder kugelfest machte. Zur Zeit der öffentlichen Festspiele und Faustkämpfe zu Rom geschah es zuweilen, daß die Gladiatoren, wie man die Fechter nannte, sich durch Zauber den Sieg zu sichern trachteten; seltsame Buchstaben oder Wörter waren auf ihre Kniee gemalt, die unter dem Namen der ephesischen Zeichen bekannt waren und den Fechtenden übernatürliche Kräfte verleihen sollten. Mit naiver Unbefangenheit erzählt ein Berichterstatter dieser Kampf-

spiele, wie ein Fechter, der solche Zeichen an sich hatte, dreißig Gegner nacheinander zu besiegen vermochte, daß er aber, als er darauf genötigt wurde den Zauber abzuthun, von dem einunddreißigsten mit leichter Mühe geworfen wurde. Bei den Indianerstämmen Nordamerikas erscheint der Teufel unter allerlei Gestalten und belehrt die Krieger, wie sie ihre Leiber fest zu machen vermögen und wie die Kugeln, welche sie versenden, zu behandeln sind, um niemals das vorgesteckte Ziel zu verfehlen.

Während des dreißigjährigen Krieges wurde in der Stadt Passau in Bayern ein Heer zusammengezogen. Da verkaufte der Henker zu Passau den Soldaten Zettel von der Größe eines Thalers, auf welche zauberische Wörter und Figuren gedruckt worden waren; diese Zettel mußten sie verschlingen, um sich gefroren oder fest zu machen. Das Zaubermittel durchdrang bald das ganze Heer und wurde von diesem hinausgetragen in aller Herren Länder unter dem Namen „Passauer Kunst". Und so sicher dünkten sich die Kriegsknechte, daß sie die feindlichen Büchsenkugeln in ihren Ärmeln auffangen wollten. Doch konnte der Bann nicht den ganzen Körper gegen Verletzung sichern, vor allem die Augen nicht, auch nicht die Stelle im Rücken, die Achselhöhlen und Kniekehlen. Alte, erfahrene Soldaten wußten viele Sprüche und Zauberstücke und vermochten sogar andere fest zu machen, selbst wenn diese nichts von dem ihnen zugewiesenen Schutzmittel wußten; ja einige Schriftsteller aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts berichten von festen Butterbällchen, an denen die schärfsten Messer vergeblich arbeiteten, von Heringen, die sich nicht zerschneiden ließen; ein alter Kriegsknecht erklärte sogar, daß er selbst die Mücken gefroren machen könne.

Die Mittel, deren man sich bediente, waren äußerst mannigfaltig. Sie bestanden aus Gebeten oder Segen, in welchen der Schutz Gottes, des Kreuzes, der vier Evangelisten, der

heiligen drei Könige, der Mutter Gottes, der fünf heiligen Wunden oder der drei Kreuzesnägel angerufen wurde. Mit diesen Gebeten segnete sich der Ausziehende, trug auch wohl die auf Papier geschriebenen Sprüche auf dem bloßen Leibe, in einer metallenen Kapsel um den Hals oder in einem Fingerreif an der Hand. Andere wählten statt der Gebete wunderliche Zeichen und Worte, wie Masala, Alphe, Glaji, Beji, Arios ꝛc. Der Führer eines Regimentes im Türkenkriege pflegte vor Beginn einer Schlacht ein gesegnetes Brot in viele kleine Stücke zu zerschneiden, die er seinen Soldaten mitteilte, um sie kugelfest zu machen. Einige Mittel besaßen nur für vierundzwanzig Stunden Kraft und mußten an jedem Tage erneuert werden.

Das Evangelium Johannis, auf einen kleinen runden Zettel geschrieben, der heimlich unter dem Altartuch verborgen wurde, sollte von großer Kraft sein, wenn eine oder drei Messen darüber gelesen waren. Damit der Segen nicht wieder entweichen konnte, steckten die Soldaten den Zettel in eine ausgehöhlte Haselnuß oder auch in einen Federkiel, der alsdann sorgfältig mit spanischem Wachs verschlossen wurde. Wer es vermochte, ließ das unschätzbare Mittel in Gold oder Silber fassen und hing es um den Hals. Wahrhaft schändlich war das geheimnisvolle Mittel, dessen sich abgehärtete Strolche bedienten, um ihre bösen Thaten ungestraft zu verüben. Sie empfingen die Hostie im heiligen Abendmahl und sprachen dazu: „Ich nehme Dich in des Teufels Namen!“ Dann wußten sie die Oblate geschickt wieder aus dem Munde zu entfernen, brachten sich einen Schnitt in das dicke Fleisch des Oberarmes bei, legten die Hostie hinein und ließen die Wunde wieder zuheilen.

Ganz natürlich erscheint neben so frevelhaftem Beginnen das Streben des Gegenparts, den vorhandenen Zauber zu entkräften, der überhaupt nur gegen Eisen, Stahl oder Blei gerichtet sein konnte, weil diese niederen Metalle, nach der Ansicht

jener Zeiten, leicht zu besiegen waren. Gold und Silber, besonders aber edle Steine, widerstanden gemeinem Zauber und entkräfteten ihn, wo er auch gegen sie ausgeübt wurde. Von gleicher Wirkung zeigten sich zu Pulver zerriebene Weizenkörner, Spießglanz und Donnerkeile, wenn sie unter die Masse, aus welcher Kugeln gegossen werden sollten, gemischt wurden, ebenso eine giftige Auflösung von Seelsuchthorn, in welche die schon geformten, noch glühenden Kugeln zum Abkühlen geworfen wurden. Während der Belagerung der Veste Magdeburg durch das kaiserliche Heer unter Tilly (1629) beklagten sich beide Parteien heftig über den abgöttischen Zauber der einen und die gottlosen Gegenmittel der anderen. Wer die Schneide seines Schwertes mit Brot abrieb, dessen reine und heilige Substanz das Böse vernichtete, der benahm dadurch dem Gefrorenen die festigende Kraft.

Brotkügelchen, heimlich unter die Altardecke verborgen, ehe der Geistliche Messe liest, erlangen durch die über ihnen vollzogene heilige Handlung zwar wunderbare Eigenschaften, wenn der Besitzer eines davon an jedem Morgen nüchtern verschluckt; allein sie bewahren diese Kraft nur von einem Sonnenaufgang zum andern. Wie die Sage berichtet, pflegte man die Missethäter, welche durch Rad oder Strang vom Leben zum Tode gebracht worden waren, so lange an der Richtstätte unbegraben zu lassen, bis Wind, Wetter und gierige Raben ihr Gebein von Haut und Fleisch entblößt hatten und die Knochen an der Sonne bleichten. An solchen Körpern, denen der Fluch bis über das Grab hinaus nachfolgte, wuchs dann eine dünne Moosdecke. Wer es über sich gewann, diese Decke abzunehmen und dabei die Zauberformel auszusprechen, welche allein dem finsteren Unternehmen Wirksamkeit verlieh, den machte dieses Moos sicher gegen jegliche Verletzung, sobald er es in einem Beutel unter der Achsel trug.

Auf hoher Alm, wo die Gemsen an Abgründen weiden

und nur selten der Fuß eines unerschrockenen Weidmannes sich Pfade bricht, wächst eine Wurzel von wunderbarer Kraft, doranicum genannt (Siegwurz), deren Genuß das Auge hell und schwindelfrei, das Herz mutig und den Schritt sicher zu machen vermag. Aber nur die klugen Gemstiere finden das kostbare Kraut und dringen, um es zu suchen, bis auf die steilsten Klippen, wo nur des Vogels Fuß zu rasten scheint. Von den Fasern der Wurzel ballt sich im Eingeweide der Tiere eine dunkelfarbige, haarige Kugel zusammen; wer eine Gemse erlegt, die solche Kugel in sich trägt, den macht sie fest auf immerdar, nicht nur gegen Stich und Schuß, sondern auch gegen tödlichen Sturz, wie hoch er sich immer versteigen möge im Gebirge. Aber dergleichen Tiere vermag nur einer zu treffen, der eine geweihte Kugel im Rohre hat.

Manche Kriegsknechte wußten von geheimen Künsten, Granaten von selbst erlöschen zu lassen, so daß diese nicht bersten und Schaden anrichten konnten. Weil die rechte Wirkung der Zaubermittel in den Festungen aber gar zu oft ausblieb, sagten sie, man müsse die ersten Feuerkugeln, welche geworfen würden, mit den Wundersprüchen kühlen, dann vermöchten die nachfolgenden kein Feuer zu entzünden. Allein die ersten Kugeln fielen immer über das Ziel hinaus, so daß niemand sie erreichen konnte. Andere erhoben einen Stab oder bloß die Arme, wenn im Gefecht die ersten Schüsse knallten, denn das leitete, so meinten sie, Tod und Verderben von ihnen ab auf ihren Nebenmann. — Einst kam zu Herzog Albrecht in Sachsen ein Jude, bot dem kriegslustigen Herrn einen Knopf dar, den er mit großer Kunst gefertigt haben wollte, und forderte eine große Summe für dieses Zauberwerk, welches nach seiner Angabe unverletzlich machen sollte. Der Herzog befahl, den schlauen Handelsmann hinaus zu führen vor das Thor, hing ihm dort mit eigenen Händen den Wunderknopf an die Brust, zog sein Schwert und führte mit demselben einen gewaltigen Streich

nach dem gefestigten Juden, der allsofort blutend und entseelt zur Erde sank. Eine andere Sage berichtet von zwei rohen Gesellen, die in einer eroberten Veste eine holde Jungfrau erbeuteten und von böser Leidenschaft entzündet wurden. Da bot sie ihnen für ihre Unschuld eine silberne Büchse voll kostbarer Salbe, die den, welcher sich damit bestreiche, vor Kugel und Schwert beschützen solle. Als die beiden begierig darnach griffen, erbot sie sich, die Probe an ihrem eigenen Leibe zu bestehen, legte züchtig ihr Tuch um die schimmernd weißen Schultern, salbte Hals und Busen mit dem duftenden Gemisch und sprach dann: „Nun versuchet Eueren Stahl an mir!“ Der eine zog sein Schwert, führte einen mächtigen Streich nach der Jungfrau, der ihr Haupt von dem Rumpfe trennte, aber auch ihre Ehre rettete.

## **Der Teufelsabbiß.** Succisa pratensis.

Das Kraut „Teufelsabbiß“ dient mit seinen Wurzeln zum Bannen des Teufels, man muß es sich aber in der Mitternacht vor dem Johannistage holen; denn nur dann hat der Teufel die ihm so gefährlichen Wurzeln nicht abgebissen.

(Busch, 122.)

Nach Bechstein (I, 102) soll der Teufel die Wurzel dieser Pflanze abgebissen haben, weil ihm die Mutter Gottes den Unfug wehrte, den er mit dem Kraute trieb.

Ein junger Mann hatte mit dem Teufel einen Bund gemacht, worin er ihm seine Seele verschrieb und dafür die Zusage erhielt, alle Heilkräfte der Pflanzen kennen zu lernen. Der Teufel schien sein Versprechen halten zu wollen, denn der Mann ward ein geschickter Arzt, dessen Ruhm in entfernte Länder drang. Da er aber viele Kranke gesund machte, wurde der Teufel besorgt, daß er der Hölle zu viel Abbruch thun möchte, und er machte ihn blind. Der weise Arzt aber suchte

trotz seiner Blindheit die Wurzel einer heilkräftigen Skabiose, legte sie auf seine Augen und wurde wieder sehend. Darüber ergrimmte der wortbrüchige Teufel dermaßen, daß er die heilkräftige Pflanze in Wut abbiß. Seitdem ist diese Pflanze an der Wurzel stets wie abgebissen und heißt Teufelsabbiß bis auf den heutigen Tag.

Im Mittelalter herrschte die Wahnvorstellung, die Wurzeln besäßen die Kraft, unter den Menschen Zank und Streit zu erregen. Wolle jemand treue Freunde mit einander verfeinden, so brauche er nur die Wurzel dieser Pflanze unter den Tisch zu legen, an welchem sie äßen, alsbald würde der heftigste Streit entbrennen und in grobe Thätlichkeit ausarten.

(Warnke, 193.)

Es ist selbstverständlich der Wurzelstock, der wie abgebissen erscheint, nicht nur bei dieser, sondern auch bei vielen anderen Pflanzen.

## Das Labkraut. Galium.

Den Namen „Unserer lieben Frauen Bettstroh“ erhielt das Labkraut von dem frommen Glauben der Landleute, daß die Mutter Gottes aus diesem Kraute sich ihr Lager und für das Christkindlein das Wiegensäckchen bereitet habe, weshalb denn dieses Kraut auch wohl zum untadelhaften Krautwische oder Weihbunde gehört, welches am Feste Maria-Krautweihen in katholischen Kirchen geweihet wird. Gegen Zauberei und Begabung (d. h. Kinderkrämpfe) wird das Kraut Säuglingen in die Wiege gelegt. (Leunis II, 777.)

## Die Mannstreu. Eryngium.

Die stachelige Mannstreu (Eryngium campestre), die neben der Distel steht, ist ihrer Stacheln wegen aufgehangen worden

wie ein Verbrecher und Taugenichts. Ihren schönen Namen erhielt sie wegen ihrer Härte und Zähigkeit und — weil niemand sie anrühren darf, ohne gestochen zu werden. So war sie auch in alten Zeiten dem Gott des Donners, dem Thor, geweiht, und in einigen Gegenden glaubt mancher noch heutzutage, der Blitz schlage ihm nicht ins Haus, wenn er die Mannstreu im Zimmer habe. Er nennt sie Donnerdistel, holt das stachlige Ding vom Feldrain und hängt es an der Stubendecke auf, verkehrt, mit dem Kopfe nach unten. (Wagner, Entd. IV, 70.)

Die Wurzel der Feld-Mannstreu diente früher als Heilmittel. Sie heißt auch Laufdistel und in Rußland Burian oder Steppenhexe, weil die in den Steppen Südrußlands vom Winde mit der Wurzel ausgerissenen Pflanzen umhergetrieben werden. [Leunis II, 700.]

## Die Bibernell. Pimpinella.

Die Bibernellwurzel gilt in den meisten Strichen Deutschlands als eins der besten Mittel gegen ansteckende Krankheiten. Als vor Jahren die Pest in Tirol wütete, flohen viele Einwohner des Ortes auf einen benachbarten Hügel, auf welchem jetzt die Geisterkapelle steht. Nachdem sie hier mehrere Tage und Nächte um Abwendung der fürchterlichen Sterblichkeit gebetet hatten, erschien eine weiße Gestalt, die ihnen zurief:

„Eßt Kranewit und Bibernell,
Dann kommt der Tod nicht zu schnell!“

Ähnliches wird zu Owen und Kiebingen in Schwaben erzählt, nur erteilt hier ein Vogel den Rat. [Busch, 139.]

## Die Königskerze. Verbascum thapsus.

Eine nach verschiedenen Richtungen wichtige Pflanze ist die Königskerze, die in Tirol „Himmelbrand“ heißt. Am

Himmelbrand erkennt man den zeitig oder spät zu erwartenden Eintritt des Winters. Steht ein Blütenkränzchen tief am Stengel, so bedeutet das frühen Schnee. Folgen auf eine Blütenreihe wieder Blätter, so wird es nach dem ersten Schneefall lange nicht schneien. Stehen erst am Ende des Stengels Blüten, so wird es erst gegen Frühlingsanfang hier viel Schnee geben. Wenn in Ostpreußen dem Bauer ein Angehöriger oder ein Stück Vieh krank ist, so geht er nach Sonnenuntergang hinaus, knickt eine Königskerze nach Osten hin und bittet dabei, daß sie die verlorene Gesundheit wieder verleihen wolle. In Kärnten bedeutet eine Königskerze, die auf einem Grabhügel wächst, daß sich die Seele des Verstorbenen im Fegefeuer befindet. Im Etschthale gehört der Himmelbrand zu den Weihekräutern. Wenn im Oetzthale einer Bäuerin das Butterfaß verhext ist, so daß sie trotz aller Anstrengungen aus der Milch keine Butter gewinnen kann, so legt sie einen Stengel Himmelbrand unter das Gefäß, und der Zauber ist gelöst.

[Busch, 126. 127. Vergl. Wuttke, 162!]

Die Wurzel der gelben Königskerze, welche in der zwölften Stunde der Johannisnacht stillschweigend mit einem Dukaten aus der Erde gegraben und in Leinwand genäht auf der bloßen Haut getragen wird, gewährt Schutz gegen Schlaganfall.

[Witzschel II, 289.]

## **Das Gauchheil.** Anagallis arvensis.

Gauchheil heißt das Kraut, weil es früher bei Unterleibskrankheiten in Gebrauch war. Da Gauch aber auch so viel wie Geck, Thor bedeutet, ward die Pflanze auch Geckenheil genannt, weil man glaubte, sie heile den Blödsinn. Es öffnet seine Blüte erst morgens gegen acht Uhr und schließt sie schon wieder nachmittags gegen vier Uhr, weshalb man ihm auch den Namen „faules Lieschen“ gab. Das Kraut diente früher als

Heilmittel (Heil aller Welt) und wurde als Geheimmittel gegen Hundswut bis 1802 von Kittering verkauft, aber als unwirksam durch Wiggers Untersuchung nachgewiesen.

[Leunis II, 868.]

Gauchheil hingen die heidnischen Deutschen an die Pfosten der Vorhöfe zur Abwehr schädlicher Gauche und Gespenster. Die rotblühende Art nannten sie das Männlein, die seltenere, schönere, mit einem herrlichen Purpurblau blühende das Weiblein. Es war ein sinniger deutscher Zug, Geschlecht und Namen des Weiblichen meist der schöneren Pflanze zu geben.

(Bechstein, 15.]

## Das Veilchen. Viola.

Wer hätte nicht einmal, wenn der Frühling sich zum Einzuge rüstet, das duftende Veilchen gesucht und sich dessen gefreut! Wer liebte nicht dies zarte Blumenkind, das auch ungesehen den Wandersmann durch seinen Duft grüßt und in stiller Einsamkeit sein Dasein beschließt? So lange die Menschheit der Natur einen liebevollen Blick gönnte, so lange ist das Veilchen der erkorene Liebling der Menschen gewesen. Man sah seine eigene Art, sich jungfräulich schüchtern unter Busch und Blättern und Gräsern zu verbergen und im Verborgenen Gutes zu thun, und machte es schon früh zum Symbol der Bescheidenheit und Demut.

Die Griechen pflegten es mit großer Zärtlichkeit, zogen es mit vieler Mühe, so daß man es selbst mitten im Winter kaufen konnte. Auf dem Markte zu Athen lagen zu allen Zeiten Veilchenkränze, die stets ihre Käufer fanden. Dichter nannten die Stadt Athen die „veilchenbekränzte“, und Pindar singt in hoher Begeisterung: „Da verbreiten liebliche Veilchenblüten sich über das Land, das Wonneland, und flicht man Rosen sich ins Haar“. Über die Entstehung dieses lieblichen Blümchens berichtet die Sage: Proserpina, die Tochter Jupiters, spielte

mit den Töchtern des Oceans auf einer blumigen Wiese. Ringsumher standen die herrlichsten Blüten, welche Jupiter für sie hatte sprießen lassen, Narcissen und Veilchen. Die Jungfrauen hatten an den schön duftenden Kindern der Natur ihre hohe Freude und wünschten sie alle zu besitzen. Als sie aber ihre Hände ausstreckten, um sie zu pflücken, da erbebte plötzlich die Erde, und Pluto, der Gott der Unterwelt, erschien und faßte die königliche Proserpina, um sie in sein Schattenreich zu führen. Diese erschrak, als der gefürchtete Gott zu ihr kam, und ließ vor Schreck die Blüten zur Erde fallen. Dort faßten sie wieder von neuem Fuß und verbreiteten sich weithin, so daß sie die Stammeltern aller Veilchen wurden. Proserpina aber, die blühende Jungfrau, kam trotz ihres Sträubens in das Totenreich und wurde dessen Beherrscherin. — Von der Zeit an nannte man die schön duftenden Veilchenblüten „die Veilchen der Proserpina", welche nun auch infolge ihres dunkeln Gewandes ein Sinnbild der Trauer und des Todes wurden. Daher rührt die weit verbreitete Sitte, die Grabhügel mit Veilchen zu schmücken und den Sarg der Jungfrauen damit zu bekränzen. — Auch König Friedrich Wilhelm III. liebte es, das Bild seiner seligen, edlen Gemahlin Luise mit frischen Veilchen zu umkränzen. Kaiser Wilhelm I. sah Veilchen gern in seiner Nähe und hatte seine Freude daran. Da das die Seinigen wußten, suchten sie ihn damit zu erfreuen. Jeden Morgen, selbst mitten im Winter, wenn ihm das einfache Frühstück gebracht wurde, war der Frühstücksteller mit Veilchen umkränzt; und rückte sein Geburtstag heran, zu dem die Liebesgaben aus der Nähe und Ferne geflogen kamen, so prangten auf seinem Geburtstagstische neben den blauen Kornblumen, die für ihn so frühe gezeitigt wurden, die zarten Veilchen in großer Fülle, um dem greisen Heldenkaiser wonnige Düfte zu spenden. — Kaiser Friedrich III., der edle, frühvollendete Dulder, liebte das Veilchen mehr als jede andere Blume.

Das Veilchen war auch die Blume der Napoleoniden, und da auch der Aberglaube dabei eine Rolle spielt, so sei einiges Nähere darüber hier mitgeteilt.

Josephine, die erste Gemahlin des großen Napoleon, hatte schon in ihren Jugendjahren eine innige Vorliebe für das sinnige Blümchen, welche sie auch noch lange nach ihrer Verheiratung mit dem späteren kaiserlichen Gemahl bewahrte. In den Stürmen der Revolution geriet sie, wie so viele Unschuldige, ins Gefängnis, aus dem sie dem Blutgerüst entgegenzugehen fürchten mußte. Aber das Schicksal hatte anders über sie bestimmt. Sie sollte zu einer höheren, nie geahnten Stufe menschlicher Herrlichkeit emporsteigen. Auf die warme Fürbitte einer hochgestellten Freundin wurde im leitenden Rate beschlossen, sie aus dem Gefängnisse zu entlassen; doch hatte sie selber keine Ahnung davon. Noch saß sie betrübt in dem kleinen Gemache, als eines Abends die kleine Tochter des Gefangenwärters zu ihr trat, einen Strauß duftender Veilchen ihr überreichend. Freudig überrascht, dankte Josephine für diesen Beweis der Teilnahme; die Blüten schienen ihr Boten ihrer Befreiung zu sein. Und siehe, am folgenden Tage kam die beglückende Nachricht, daß sie frei sei. Von nun an schloß sie ihre Lieblingsblumen noch mehr ins Herz. Veilchenblau ward ihre Lieblingsfarbe, die Kleider ließ sie mit Veilchen sticken. Vollends aber gewährte es ihr großes Vergnügen, Unglückliche und Traurige mit Veilchen zu beschenken, um ihnen ein Lächeln abzugewinnen.

Einige Zeit darnach erfuhr sie, daß der junge Prinz der unglücklichen Königsfamilie, Ludwig, welcher im Gefängnisse schmachtete, sehr krank sei. Von Mitleid bewegt, suchte sie ihm trotz aller Gefahr eine Freude zu machen. Da sie wußte, daß er gleich ihr Veilchen über alles liebte, ging sie zum Gefängniswärter und übergab ihm einen Topf blühender Veilchen, damit sie dem Königskinde in den Kerkermauern ein Frühlingsgruß sein möchten. Ludwig betrachtete die Blümchen wie einen großen

Schatz; er spielte mit den kleinen Händchen in den herzförmig gestalteten Blättern und labte sich am wonnigen Duft. Aber nur kurze Zeit lächelte ihm das Glück. Eine böse Krankheit — so erzählen einige — raffte ihn hinweg. Kurz vor seinem Tode flüsterte er: „Im Frühling werden wir uns wiedersehen, da werdet ihr wieder blühen.“ Man begrub seinen Leichnam spät abends in aller Stille in einem Winkel des nahen Kirchhofes. Weil er aber die geschenkten Veilchen so sehr geliebt hatte, holte sie eine milde Hand aus der Sterbestube und pflanzte sie auf das Grab des so früh Geschiedenen, wo sie alljährlich einen blauen Blütenteppich bildeten.

Im Jahre 1795 lernte Josephine den großen General Napoleon kennen, der damals die ganze Welt in Erstaunen setzte. Sie trug statt der Brillanten einen duftigen Veilchenkranz auf dem Haupte und einen Veilchenstrauß an der Brust. Napoleon lenkte seine Blicke auf sie, warb später um ihre Hand, und sie ward seine Gemahlin (9. März 1796). An dem Tage der Vermählung trug sie ein mit Veilchen gesticktes Kleid, in der Hand hatte sie einen Veilchenstrauß: „das Symbol des Lebens und des Glücks.“ Mit Thränen in den Augen bat sie: „Laß mich an diesem Tage der Hochzeit nur Veilchen tragen, und Du, mein lieber Gatte, bringe mir an diesem Ehren- und Freudentage nur Veilchen zum Geschenk.“ Und nie hat Napoleon die Bitte vergessen, wo er auch weilte. Josephine fand an ihrem Hochzeitstage stets einen frischen Veilchenstrauß auf ihrem Betpulte. Sie kniete dann wohl nieder und sandte heiße Gebete zum Himmel für den, den Gott ihr zu eigen gegeben. — Aber nach mehrjähriger glücklicher Ehe drohte ihrem Herzen der Todesstoß. Napoleon beabsichtigte, sich von ihr scheiden zu lassen, da sie ihm keine Kinder gab. Unter Sorge nahte nun der Hochzeitstag im Jahre 1808. Der Veilchenstrauß lag diesmal nicht zur gewohnten Stunde als Sinnbild des Glücks auf ihrem Betpulte. Bange Ahnungen durchzuckten ihre

Seele. Napoleon hatte indes nicht die Absicht gehabt, ihr die kleine Liebesgabe zu versagen, sondern der Gärtner, der stets dafür gesorgt hatte, war kurz vorher gestorben, und er mochte keine Blüten haben aus dem Garten, dessen Pfleger als Leiche über der Erde stand. Nun sandte er Boten nach allen Richtungen aus, aber die blauen Lenzboten waren in ganz Paris nicht aufzufinden. Da verließ er selber seine Gemächer, um den fehlenden Strauß zu beschaffen, weil er wußte, daß die edle Josephine in Thränen zerfließen würde, falls der geliebte Veilchenstrauß fehlte. Er durchirrte mehrere Gassen ohne Erfolg, doch als er um eine bekannte Ecke biegen wollte, saß da ein gebücktes Mütterchen, vor sich einen Blumenkorb mit Veilchen haltend. Beglückt griff der Kaiser nach dem gefundenen Schatz, drückte der überraschten Frau einige Goldstücke in die Hand und eilte zu seiner Gemahlin, ihr den üblichen Strauß überreichend. Anfänglich war Josephine hoch erfreut, doch als sie den Strauß an die Lippen drücken wollte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Sie rief verzweifelnd: „Fort, fort, die Blumen bringen den Tod, sie blühten auf einem Grabe.“ Die ahnungsvollen Worte sollten sich leider bestätigen. Im folgenden Jahre mußte Josephine in die Scheidung willigen, obwohl ihr das Herz zu brechen drohte. Ihre Stelle nahm eine Kaiserstochter ein. Von Stunde an trug die schwer Betroffene nie wieder Veilchen, noch wollte sie Veilchen sehen. Selbst in ihrem zauberisch schönen Garten durfte keins mehr blühen, denn sie erinnerten sie zu schmerzlich an ihr verlorenes Glück.

Napoleons Stern neigte sich aber dem Untergange zu; seine Herrschsucht ward ihm zum Fall. Nachdem er sein stolzes Heer in Rußland verloren, in Deutschland aufs Haupt geschlagen war, ward er nach Elba verbannt, wo er über die Schicksale des Lebens nachdenken konnte (1814). Einige Monate nach diesem Ereignis stand zu Malmaison ein Sarg im Gartensaale, in dem der Leichnam Josephinens ruhte. Einige sagen, das

Unglück ihres Gemahls habe ihr den frühen Tod gebracht. Ein stiller Friede wohnte in dem Raume, der mit Rosen und Cypressen geschmückt war. Auf dem Sarge lag auf einem weiß-seidenen, mit Veilchen gestickten Kissen als letzte Mitgift ein Veilchenstrauß.

Die Welt glaubte zwar, den eroberungssüchtigen Löwen gebannt zu haben; aber unerwartet landete er an Frankreichs Küste. Da jubelten ihm seine Anhänger entgegen, trugen Veilchen im Knopfloch und ließen sie ihm zu Ehren in ihren Häusern prangen. Ja, sie nannten ihn schwärmerisch den „Veilchenvater", der den Lenz des Sieges und des Ruhmes zurückbringen würde. Allein der Jubel war von kurzer Dauer. Napoleon wurde besiegt und mußte abdanken. Vor seinem Abschiede von Frankreich ging er zum Grabe seiner verstoßenen Josephine und holte sich Veilchen zum Andenken, welche er bis an sein Ende treu bewahrte. Als er in der Verbannung auf der öden Insel St. Helena seine rastlose Seele ausgehaucht hatte, fand man in einer goldenen Kapsel, die er auf der Brust trug, zwei vertrocknete Veilchen und eine Haarlocke (des Königs von Rom).

Die Veilchen umschlossen auch den dritten Napoleon und traten namentlich bei seinem Tode charakteristisch hervor. Er starb gleich seinem Vorbilde in der Verbannung, nachdem er, wie bekannt, den fluchwürdigen Krieg mit Deutschland begonnen und verloren hatte. Hunderte von seinen Anhängern und von Neugierigen strömten zum Sterbehause, um den „Kaiser" auf seinem Paradebette zu sehen. Da gab es vieles zu schauen, am tiefsten aber wurden die Umstehenden durch die prachtvollen Veilchenkränze ergriffen, die als letzter Liebesbeweis von Frankreich herüber geschickt waren. Es war, als wollten sie zur Warnung und Lehre ausrufen: „So endet der Ruhm der Welt."

(Warnke, 134—141. Vergl. Dierbach, 148, 149!)

Vor dem kalten Fieber schützt man sich, wenn man das erste Veilchen, das man im Frühling erblickt, kaut.

(Wuttke, 136.)

Der Kelch des Stiefmütterchens (Viola tricolor) besteht aus fünf Blättern, welche im Munde des Volkes „Stühle" heißen; das gelbe Blumenkronenblatt stellt die vor Neid und Mißgunst über das Gedeihen ihrer Stiefkinder (durch die zwei größeren violetten Blätter dargestellt) vergelbte Stiefmutter dar, die zwei seitlichen kleineren Blätter stellen die rechten Kinder vor. Die Stiefmutter sitzt auf zwei Stühlen (zwei Kelchblättern), von den rechten Kindern sitzt jedes auf einem Stuhle, und die zwei Stiefkinder haben beide nur einen Stuhl — ein Kelchblatt.

(Leunis II, 632.)

Die griechische Sage berichtet von dem Stiefmütterchen: Gott Zeus, der in den Wolken thront, kam einstmals auf diese Erde herab, um mit den Sterblichen in Verbindung zu treten. Damit ihn niemand kennen sollte, verkleidete er sich in einen Schäfer, ein weißes Lamm mit sich führend. Als er so auf den Fluren dahin wandelte, sah er eine große Menge Menschen mit Hast dem Tempel der Himmelskönigin Juno, seiner Gemahlin, zuströmen. Er folgte dem Zuge und sah an dem Altar die schöne, vielumworbene Königstochter Io, die als Priesterin der Himmelsmutter in frommem Sinn diente. Entzückt über ihre Schönheit und Anmut, legte er das weiße Lamm als Opfergabe zu ihren Füßen nieder. Io errötete über die Huldigung, denn sie erkannte den werbenden Schäfer und konnte seiner Werbung nicht widerstehen. In der Nacht trafen sich die Liebenden und tauschten Worte der Liebe und Treue aus. Aber die Zusammenkunft wurde der eifersüchtigen Juno verraten. Diese ergrimmte über die Treulosigkeit ihres Gemahls und schwur der sanften Io furchtbare Rache. Um seine Geliebte zu schützen, verwandelte sie Zeus in eine schneeweiße Kuh. Aber diese Schutzgestalt war für sie ein großes Unglück. Als

sie ihre schreckliche Veränderung erkannte, fing sie über ihr herbes Geschick bitterlich an zu weinen, aber das Weinen glich dem Brüllen der Rinder. Sie wollte bittend die Arme ausstrecken, daß die Unsterblichen sie wieder in menschliche Gestalt zurückführen möchten, aber sie fühlte, daß ihr die Arme genommen. Traurig ging sie in die Fremde und traurig kam sie wieder in die Nähe ihrer Schwestern, von niemandem erkannt. Der Vater streichelte wohl das schöne Tier und reichte ihm Blätter, die er von dem nächsten Strauche pflückte; Jo beleckte dankbar seine Hand und benetzte sie mit Küssen und heimlichen menschlichen Thränen, aber wen er liebkoste und von wem er geliebkost wurde, das ahnte der Greis nicht. Endlich kam der Armen, deren Geist unter der Verwandlung nicht gelitten hatte, ein glücklicher Gedanke. Sie fing an Schriftzeichen mit dem Fuße zu ziehen und erregte durch diese Bewegung die Aufmerksamkeit des Vaters, der bald im Staube die Kunde las, daß er sein eigenes Kind vor sich habe. „Ich Unglücklicher", rief er bei seiner Entdeckung aus, indem er sich an Horn und Nacken der stöhnenden Tochter hing, „so muß ich Dich wiederfinden, die ich durch alle Länder gesucht habe! Wehe mir, Du hast mir weniger Kummer gemacht, so lange ich Dich suchte, als jetzt, wo ich Dich gefunden habe. Du schweigst? Du kannst mir kein tröstendes Wort sagen, mir nur mit einem Gebrüll antworten! Ich Thor, einsam sann ich darauf, wie ich Dich glücklich machen könne; nun bist Du ein Kind der Herde."

Die Mutter Erde aber wollte sich der schmucken Kuh gefällig erzeigen, sie schuf eine Blume zu ihrer Nahrung, welche die liebliche Priesterin in ihrem Erröten und Erbleichen und in ihrer Schüchternheit sinnbildlich darstellte, das war das Stiefmütterchen. (Warnke, 170—171.)

## **Das schwarze Bilsenkraut.** Hyoscyamus niger.

Das Bilsenkraut war eine Zauberpflanze, die man auch zu Liebeszauber benutzte. In Jul. Wolffs „Rattenfänger" will Hunold Regina, die Tochter des Bürgermeisters, dadurch berücken:

Er schritt ins Dickicht, sucht' und suchte,
Bis er fand, was er gebrauchte.
Bilsenkraut war's, das er aushob
Aus der Erde; mit dem Messer
Schnitzt' er aus der starken Wurzel
Einen Menschenleib und ritzte
Auf die Brust verschlungne Zeichen,
Murmelte geheimen Segen
Aufs Gebild und steckt es zu sich.
„So schön Jüngferlein; nun wahr' dich,
Wenn du kannst, vor Zaubers Walten!
Wird sich bald ein süßes Gift dir
In die blauen Adern schleichen,
Wirst dein Herzchen pochen hören,
Wirst dich heimlich nach mir sehnen,
Und ein wonnig heiß Verlangen
Wird dir wie ein lüstern Schlänglein
Schmeichelnd um den Busen spielen,
Hihihi!" so lacht' er teuflisch.
— — — — — — —
In der Nacht ging er verdrossen
Zu des Bürgermeisters Wohnung,
Schwang sich übern Zaun hinüber
In den Garten und drang spürend
Bis zum Stamm der alten Linde.
Grade vor dem hölzern Trepplein,
Das hinauf zur Krone führte,
Wo er wußte, daß Regina
Tag für Tag darüber hinschritt,
Kniet' er nieder, Sprüche murmelnd,

Lockerte etwas die Erde
Und vergrub den Liebeszauber,
Den er auf dem Basberg formte
Aus des Bilsenkrautes Wurzel.

(Wolff, Rattenfänger, 168. 173.)

Die Samen des Bilsenkrautes, welche mit schwarzen Mohnkörnern verwechselt werden können, haben schon oft gefährliche Zufälle erzeugt und werden von Unkundigen leider zuweilen gegen Zahnschmerzen gebraucht. Sie schütten solche zu diesem Zwecke auf ein heißes Eisenblech und stellen einen Trichter darüber, dessen Spitze an den kranken Zahn gehalten wird. Durch die Hitze zerplatzen die Samen, und die weißen, von der äußeren Haut entblößten giftigen Samen (Keimlinge) sieht der Unerfahrene dann für Würmer an, welche im Zahne den Schmerz verursacht haben sollen. (Leunis, 812.)

Das Bilsenkraut mit Hermodactylen (Wurzeln der syrischen Zeitlose, Colchicum Illyricum, nach Tournefort aber die der Iris tuberosa) und Realgar (rotem Arsenik) gemischt und einem wütenden Hunde gegeben, so vergeht er alsbald, was freilich einem gesunden auch geschehen würde. Aber mit diesen Dingen den Saft des Bilsenkrautes in einen silbernen Becher gethan, bricht den Becher in kleine Stücke. Werden aber diese drei Dinge noch mit dem Blute eines jungen Hahnes gemischt und dann in einen Hasenbalg genäht, so locken sie darin alle Hasen an einen Orte zusammen. (Bechstein I, 112.)

War der Himmel verschlossen, das Feld in Dürre schmachtend, so hing zwar die Verleihung des Regens zunächst von der Gottheit ab, von Donar oder Maria und Elias, die darum angefleht wurden. Man bediente sich aber noch eines eigenen Zaubers, der unausbleiblich Regenwasser schaffte und die Götter gewissermaßen nötigte, es zu gewähren. Ein junges Mädchen wurde ganz entkleidet, nachdem Bilsenkraut an den kleinen Finger seiner rechten Hand, an die kleine Zehe seines rechten Fußes

gebunden war, von den anderen Jungfrauen feierlich zum nächsten Fluß geführt und mit der Flut besprengt. Dieser um den Beginn des 11. Jahrhunderts am Rhein oder in Hessen geltende Brauch erscheint bedeutsamer, da er, mit charakteristischer Verschiedenheit, die alle unmittelbare Entlehnung ausschließt, noch heute unter Serben und Neugriechen lebt.

(Grimm, 334.)

Auch die alten Ägypter kannten die betäubenden und gefährlichen Wirkungen des Bilsenkrautes; sie bedienten sich ohne Zweifel der bei ihnen, insbesondere in den Wüsten um Kairo in Menge wild wachsenden Art, Hyoscyamus muticus, deren Blumen außen gelb, innen weiß-purpurrötlich sind. Vielfältig brauchten die ägyptischen Priester bei ihren religiösen Übungen diese Pflanze, insbesondere zur Besänftigung jener feindlichen Gottheit, die sie Typhon nannten. (Dierbach, 189.)

## Der Stechapfel. Datura stramonium.

Unter unseren Pflanzen giebt es eine Anzahl, deren Geschichte wirklich etwas Unheimliches, Gespenstisches hat und die wie ein dunkler Schatten durch die Traditionen früherer Jahrhunderte und durch die Sittengeschichte entfernter Völker der Gegenwart zieht, jene Stoffe nämlich, die als narkotische Gifte betäubend und zu oft sonderbaren Visionen veranlassend auf das Geistesleben des Menschen einwirken. Manche bringen dergleichen Wirkungen hervor, wenn sie genossen werden; andere sollen dies schon vermögen, wenn sie in feiner Staubform geschnupft, als Salbe in die Achselhöhlen u. dergl. eingerieben oder als Rauch eingeatmet werden. Die weissagenden Priesterinnen zu Delphi sollen, so erzählt man, durch Räucherungen in jenen Zustand heiliger Raserei versetzt worden sein, und der durch die Zigeuner von Ägypten, vielleicht sogar von Indien aus verschleppte Stechapfel ist in dieser Beziehung einer der

unheimlichsten Gesellen. Die Wirkungen, welche seine Samen, auf heiße Ofenplatten bewohnter Zimmer geworfen, hervorbringen, sind berüchtigt genug (Bilsenkraut!), ebenso die in seinen Blättern schlummernden Kräfte. Es erscheint als eine Möglichkeit, daß von den zahlreichen Unglücklichen, die in der finsteren Vergangenheit unseres Vaterlandes als Hexen und Hexenmeister verbrannt wurden, nicht sämtliche bloß als Opfer der Bosheit ihrer Richter fielen, sondern daß manche von ihnen wirklich glaubten, Zusammenkünfte mit bösen Geistern und dergl. gehabt zu haben. In den Erzählungen vieler kehrt als Grundthema der einfache Hergang wieder. Es waren stets Personen niederen Standes, meist beschränkter Geistesbildung. Zu ihnen gesellt sich — gewöhnlich in abgelegenem Walde — ein fremder Mann oder ein unbekanntes Weib — man hat hierbei oft an die Zigeunerhorden gedacht — nach vorhergegangener anderweitiger Unterhaltung bestreicht endlich der Unbekannte die Achselhöhlen mit der Hexensalbe, und kurze Zeit darauf, nachdem das Mittel wirkt, fühlt sich der Gesalbte leicht. Er fliegt, schwebt wie ein Vogel nach einem Berge, dessen Name je nach der Gegend wechselt, und trifft dort den Gottseibeiuns oder Zauberschwestern und Brüder. Die Schilderungen der Hexensabbate haben stets verwandte Elemente, die auf Erregung bestimmter Nervenpartieen hindeuten, wie sie bei Gebrauch von Stechapfel und verwandten Narkotika jedesmal eintreten. Die Unglücklichen glaubten die Visionen wirklich erlebt zu haben, da ihnen, sowie ihren Richtern das Verständnis des Zusammenhangs gänzlich fehlte. Wem fallen hierbei nicht die Erzählungen vom Alten vom Berge und von den Wirkungen des Opium und Haschisch ein? (Wagner II, 249.)

Wenn Menschen und Vieh von Krankheiten befallen werden, die man nicht sobald heilen kann, so glaubt der Einfältige gleich, es sei durch Hexen geschehen. Listige Betrüger machen sich dies zu Nutze und geben vor, sie könnten die Hexerei wieder

vertreiben, geben daher dem Kranken Kräuter ein oder machen allerhand Possen, die oft mehr schaden als helfen. Wenn nun unterdeß die Natur sich selbst hilft, so heißt es, der oder die hat das gethan, und man nennt ihn oder sie Hexenmeister und Hexe. Sie sehen dies gern, wenn sie gleich nicht öffentlich so geheißen sein wollen; denn sie lassen sich dann ihre Künste von andern teuer bezahlen, leben davon gut und lachen über die Dummheit anderer. Der alberne Glaube an Hexen stammt aus dem Heidentume her und beruht auf lauter Lug und Betrug. Es giebt nämlich gewisse Kräuter, welche den Menschen so betäuben, daß er in einen tiefen Schlaf fällt, worin er so lebhafte Träume hat, daß er selbst glaubt, es sei alles wahr. Vor Zeiten gab es Betrüger, die solche Kräuter kannten. Wenn sie nun irgend eine Absicht erreichen und andere ums Geld bringen wollten, da schwatzten sie ihnen vor, daß man durch Zauberei reich werden und überhaupt alles erreichen könne, was man nur wolle. Bekamen diese Lust dazu, so erzählten sie ihnen, was dabei vorgehen müsse: daß man sich dem Teufel mit seinem Blut verschreibe, daß man umgetauft werde und dabei einen Paten bekomme, daß hernach jede Hexe einen Geist zum Bräutigam und jeder Hexenmeister eine Geistin zur Braut bekomme, daß auf Walpurgis die ganze Hexenzunft einen prächtigen Schmaus mit Musik und Tanz auf dem Blocksberg halte, und dergl. albernes Zeug mehr. Sie nannten auch wohl einen und den andern, der schon dabei wäre. Wenn nun der Walpurgisabend kam, so gaben sie vor, man müsse dazu vorbereitet werden, gaben ihrem Schützling von solchen Kräutern, davon er lebhaft träumte, bestrichen ihn hie und da mit einer Salbe und suchten überhaupt seine Einbildungskraft auf alle Art zu erregen und ihm die ganze Sache gewiß zu machen. Weil aber die Weiber am geneigtesten zu solchen Gaukeleien sind und sich leichter überreden und irre führen lassen, so probierte man das vornehmlich mit ihnen. Eine solche Frau träumte dann in der

Nacht von dem, wovon ihre Seele so voll war, wie es bei Träumen gewöhnlich geschieht. Da dünkte es ihr, als ritte sie auf einem Besen oder einer Ofengabel durch die Luft und tanze auf dem Blocksberg, wo der Teufel in Bocksgestalt erschien. Erwachte sie nun wieder, so glaubte sie, es sei alles wahr gewesen, erzählte dieser und jener Vertrauten, besonders wenn sie dieselbe auf der Teufelshochzeit gesehen haben wollte, wie alles zugegangen sei, und gab ihr auch von der Hexensalbe. Diese, wenn sie gleich nichts davon wußte, wagte es entweder nicht, sich zu rechtfertigen und Anzeige davon zu thun, oder sie wünschte, an diesem Feste Anteil nehmen zu können. Kam nun die erwartete Nacht, so bestrich sie sich auch mit Salbe und glaubte und träumte nun wie jene. Dies durfte nur einmal geschehen, so war die Sache gewiß, und so wurden manchmal die meisten Weiber in einem Dorfe für Hexen gehalten; vielleicht glaubten sie es selbst, ohne übrigens zu wissen, wie es eigentlich dabei zuging. Ergaben sich dann vermeintlich geheime Künste, so war nichts gewisser, als daß sie Hexen wären und in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg reisten. Und dieser Glaube ging von Haus zu Haus, von einem Ort zum andern immer weiter. Der Papst, die Bischöfe und andere Geistliche, welche davon hörten, meinten endlich auch, es sei wahr, und verboten das Hexen und Zaubern bei Lebensstrafe, reizten auch wohl die weltliche Obrigkeit, diejenigen zu bestrafen, und zu verbrennen, welche für Hexen gehalten würden. Wenn daher eine solche unglückliche Person in den Verdacht kam, daß sie eine Hexe sei, so marterte man sie auf der Tortur so lange, bis sie sagte, sie wäre eine. Dann marterte man sie wieder, daß sie ihre Bekannten angeben sollte, die mit ihr auf dem Teufelsschmaus gewesen wären. Da nannte denn die arme Gemarterte in der Angst solche, die sie bisher selbst für verdächtig gehalten hatte. Diese wurden auch gefangen genommen und so lange gemartert, bis sie, von Schmerzen sinnlos ge-

macht, sich schuldig bekannten, um nur von der Qual erlöst zu werden; und nun führte man sie alle auf den Scheiterhaufen. Es geschah auch wohl, daß eine ohne Marter aussagte, was und wie es die Richter wissen wollten, und diese so in der Einbildung bestärkte, daß alles wahr sei. So sind vor Zeiten Tausende unschuldiger Menschen um der Hexerei willen gemartert und ums Leben gebracht worden. (Fischer, 126—129.)

Die Sonnenpriester der Anden tranken den Saft des Stechapfels, um sich in einen Zustand der Verzückung zu setzen, der als ein unmittelbarer Verkehr mit der Gottheit galt.

(Leunis II, 811.)

Die Zusammensetzung der Hexensalbe ist nicht genau bekannt; Bilsenkraut wird dabei genannt. Daß aber auch der Stechapfel dabei eine Rolle gespielt habe, ist durch neuere Untersuchungen widerlegt; er wurde erst später in Europa eingeführt.

(Götzinger, 409.)

## Die Alraunpflanze. Mandragora officinalis.

Unter Alraunen verstanden unsere heidnischen Vorfahren weissagende Geister und auch die Wurzel (Mandragora), aus welcher man sie herstellte. Das Wort „Alraun" hängt zusammen mit dem goth. rûna=Geheimnis, und Mandragora bedeutet die „Herdensammelnde" (Viehstall und versammeln), weil man glaubte, daß Viehherden durch sie zusammengehalten würden. Die Rabbinen haben Labans Götzen auf sie gedeutet.

(Leunis II, 808—809. Grimm, 227. 228. 583.)

### Vom Alraunmännchen.

Wenn gegenwärtig bei uns jemand krank wird, so ist der Arzt bald zur Hand und verschreibt die heilsame Arznei. In kurzer Zeit hat sie der Apotheker fertig gemacht, und sie kann dem Kranken gereicht werden. Ehedem war es nicht so bequem,

und es klingt uns ganz sonderbar und fremdartig, wenn wir jetzt in alten Büchern eine Erzählung davon lesen, wie es beim Beschaffen der Medizin zugegangen. Es gab in alten Zeiten noch keine Bücher, in denen die heilsamen Kräuter und Gewächse beschrieben und abgebildet waren, auch keine Schulen, in denen ihre Kenntnis gelehrt wurde. Meistens waren es Landstreicher, Scharfrichter, Zigeuner, betrügerische alte Frauen und dergleichen, welche sich mit dem Sammeln der Arzneigewächse abgaben und von denen es eins dem andern ablernte, welche Pflanze besondere Kräfte haben solle und wo solche zu finden sei. Um andere abzuschrecken, sich ebenfalls mit dem Sammeln der Arzneigewächse zu beschäftigen, und um einen möglichst hohen Preis für die angebotenen Wurzeln, Blätter, Samen ꝛc. zu erschwindeln, erzählten die Kräuterweiber und Wurzelgräber mancherlei haarsträubende Geschichten. Sie schilderten die Gefahren, welche mit dem Sammeln der Arzneien verbunden seien, eben so schrecklich, als sie ihren Medizinen wunderbare Eigenschaften andichteten und die wirklichen im höchsten Grade übertrieben. Manche Pflanzen, sagten sie, dürfe man nur des Nachts ausgraben, andere bei Tage, die einen müßten vor dem Aufgange der Sonne ausgestochen werden, andere mit abgewandtem Gesicht. Wenn man die Wurzel der Päonie grabe, müsse man wohl vor dem Specht auf der Hut sein, dieser liebe das Gewächs so sehr, daß er demjenigen mit dem Schnabel die Augen aussteche, welcher es auszöge. Das Habichtskraut hat noch jetzt davon seinen Namen, daß man beim Sammeln desselben ehedem ganz besonders den Habicht fürchtete. Wieder andere Pflanzen standen, nach den Erzählungen jener Leute, unter dem Schutze der Schlangen, Bären u. s. w. — Die Krankheiten glaubte man in den meisten Fällen durch Zauberer, Hexen, böse Geister und andere erfabelte Personen jener abergläubischen Zeit hervorgerufen; deshalb ließ man dieselben auch beim Kräutersuchen eine besondere Rolle mitspielen. Am

schlimmsten benahm sich, nach jenen Erzählungen, der Teufel selber beim Botanisieren. Er mißgönnte angeblich den armen Menschen die Arzneien, welche ihnen Linderung in ihren Leiden bringen konnten, und suchte dieselben zu zerstören. Die Wurzel der Wiesen-Skabiose versuchte er zu vernichten und biß sie wenigstens am unteren Ende ab; davon hat sie noch jetzt den Namen Teufels-Abbiß behalten. Die Blätter des Johanniskrautes, denen man ohne Ursache Heilkräfte zutraute und die, gegen das Licht gehalten, ihrer Öldrüsen wegen hellpunktiert erscheinen, sollte der Gottseibeiuns während der Nacht aus Ärger mit Nadeln zerstochen haben, woher jene scheinbaren Löcher stammten. So erzählte man auch von den Kräften der Gewächse erstaunliche Geschichten. Da gab es nicht nur Mittel gegen alle möglichen wirklichen und eingebildeten Übel, nein, gewisse Kräuter, die freilich in Ägypten, Arabien oder an einem anderen Ende der Welt wuchsen und von Löwen und Drachen bewacht wurden, hatten die Eigenschaft, daß sie Tote erwecken konnten. Ein gewisses Gewächs veranlaßte Verbrecher, ihre Übelthaten zu bekennen, andere waren Schutzmittel gegen böse Träume u. s. w.

Eine der größten Rollen spielte in jener finstern Zeit der Kräuterkunde die Wurzel der Alraun, eines Krautes, das der Tollkirsche in seinem Bau und in seinen Säften nahe verwandt ist, und sich in Südtirol, überhaupt in den wärmeren Ländern unseres Erdteils, sowie an der Nordküste Afrikas findet. Jedes Kind weiß, daß bei den Möhren und Rüben die Wurzel nicht selten in zwei oder mehrere Äste gespalten ist und zahlreiche Wurzelfasern trägt; ähnlich kommt es auch bei der Alraunwurzel vor. Wo eine Seitenwurzel etwa noch fehlte, halfen die Wurzelgräber mit dem Messer nach und fügten eine solche noch ein, damit das ganze Ding ein Aussehen erhielte wie ein kleiner Mann, unten mit zwei Beinen und oben mit zwei Armen. Augen und Mund wurden mit dem Messer auch nach

Kräften ausgebessert, dann dem ganzen Kunstwerk aus einem leinenen Fleckchen ein Hemd, aus Seide oder Sammet ein Kleidchen verfertigt, und — das berühmte Alraunmännchen war fertig. Da in Deutschland Alraun aber gar nicht wächst, und es schwierig war, echte Wurzeln aus Südeuropa zu beziehen, so halfen sich die schlauen Betrüger mit den Wurzeln der Zaunrüben, die sie im heißen Sande trockneten und ähnlich zustutzten. Die echte Alraunwurzel besitzt wirklich bestimmte arzneiliche Kräfte, die, wie gesagt, jenen der Tollkirsche sehr ähnlich sind. Ihre Säfte wirken besonders auf die Nerven des Menschen ein und rufen eine Aufregung, dann eine Betäubung des Gehirnes hervor, die sich bis zur Bewußtlosigkeit steigern kann. Die Ärzte benutzten sie deshalb früher ähnlich wie die Tollkirsche zu äußerlichen Umschlägen, zu Einreibungen, die Blätter zu Kräuterkissen bei solchen Krankheiten, welche mit sehr schmerzhaften Krampfzufällen verbunden waren, und führten oft dem Kranken dadurch etwas Linderung herbei. Da man aber stets gleichzeitig Gefahr lief, Vergiftungsfälle hervorzurufen, so wird gegenwärtig Alraun noch weniger benutzt als Tollkirsche; beide werden durch Opium und ähnliche Mittel ersetzt, die der Arzt in ihrer Wirkungsweise sicherer überwachen kann. — Ganz andere Dinge erzählten aber die Wurzelgräber und Kräuterweiber ehedem von der Alraun. Für die Hirten sollte sie das beste Mittel sein, die Herde beisammenzuhalten; derjenige, welcher sie bei sich trug, sollte dadurch sicher sein, sich die Liebe und Gunst derjenigen zu erwerben, von denen es ihm erwünscht war. Es ging noch weiter. „Wenn du sie geheim hältst“, sagten die Verkäufer, „sie zu Zeiten mit Wein wäschst, sie jeden Neumond mit einem frischen, weißleinenen Hemdchen bekleidest, so wird ein Homunculus daraus, d. h. ein Schutzgeist, der dir viel Glück bringt. Legst du dann Geldstücke, Gold, Edelsteine oder andere Kostbarkeiten am Abend neben das Alraunmännchen und siehst früh am Morgen wieder darnach, so wird es sich ver-

doppelt haben. Wenn du ein Goldstück hinzugelegt hast, wirst du zwei wiederfinden, hast du einen Ring mit einem Juwel zugethan, kannst du deren zwei gleich kostbare wieder wegnehmen. Jedoch darfst du hierbei nicht ungenügsam sein und dies nicht zu oft thun, sonst nimmt die Kraft des Heckenmännchens ab, es verwelkt vor der Zeit und geht zu Grunde!"

Kein Wunder, wenn man damals für ein derartiges Kleinod, dem man solche Zauberkräfte zutraute, mit Freuden 70 bis 80 Thaler bezahlte, obschon das Geld ehedem mehr Wert hatte als heute. — Ein so wunderbares Gewächs, das alle anderen Pflanzen an Kräften weit übertraf, konnte nach aller Leute Meinung auch nicht auf die gewöhnliche Weise wachsen wie anderer Kräuter Blätter, Blüten und Früchte; letztere denen der Tollkirsche ähnlich, nur dicht an der Erde sich bildend, bekamen ja bloß diejenigen zu sehen, welche die Wurzel ausgruben, und diesen lag daran, die Märchen von der Entstehung des Alraunmännchens so wunderbar wie möglich und die Gefahren beim Ausgraben recht schauerlich nnd haarsträubend zu machen.

Manche berichteten: die Alraun wächst nur unter dem Galgen, andere sagten: sie ist aus derselben Erdart entstanden, aus welcher der liebe Gott Adam machte, darum ist sie an Gestalt dem Menschen ähnlich, gewissermaßen eine Zugabe zu jenem. Wer sie ausgräbt, begeht deshalb eine Art Mord, er muß sterben. Die Geister der Alraun bringen ihn ums Leben. Man darf deshalb die Wurzel nicht selbst graben, sondern man muß zu ganz besonderen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Mitunter trifft es freilich, daß die Alraun plötzlich verschwindet, sowie man sich ihr nähert. Ist man aber so glücklich, daß sie im Boden verbleibt, dann nehme man einen schwarzen Hund, an dem jedoch kein weißes Haar sein darf, lockere die Erde mit dem Messer rings um die Pflanze und spreche dabei bestimmte Gebete. Hierauf binde man den Hund mit dem Schwanze fest, locke ihn dann mit Leckerbissen oder treibe ihn

mit Gewalt an, daß er die Alraun aus dem Boden ziehe. Man versäume aber ja nicht, sich hierbei die Ohren zu verstopfen und zuzubinden. Denn das Alraunmännchen schreit beim Herausziehen so kläglich, daß, wer es hört, an Leib und Seele Schaden davontragen kann. Der Hund, der es herauszog, muß sterben. — Heutzutage hat sich alles geändert. Wir wissen, daß die Alraun ein Kraut ist wie andere Kräuter, freilich ein giftiges. Wir wissen, daß man sich bei den Leuten nicht durch ein im Kleid verborgenes Zaubermittel beliebt machen kann, sondern durch Rechtschaffenheit und Liebenswürdigkeit, die man ohne Lebensgefahr erreichen kann. Ebenso können wir unser Geld und unsere Kleinodien durch Fleiß und Sparsamkeit verdoppeln, ja vervielfachen, wenn wir die gehörige Ausdauer uns aneignen. So sind denn die angeputzten Alraunwurzeln, die Heckenmännchen und Galgenmännchen in die Naturaliensammlungen und Raritätenkabinette gewandert und werden dort aufbewahrt als Beispiele, welche Sonderbarkeiten der Aberglaube aus einer Pflanze machen kann. Zur Erheiterung zeigt sie der Pflanzenfreund den Kindern und erzählt manch wunderliches Geschichtchen, warnt aber dabei, von der Wurzel zu kosten, und empfiehlt hierzu lieber die Männchen, welche sich die Kinder selbst aus Möhren- und Kohlrüben schnitzen.

(Wagner, Im Grünen, 131—135.)

Ein ähnliches Zaubermittel war der sogenannte Spiritus familiaris, über welchen die deutschen Sagen der Brüder Grimm folgende Notiz geben: „Er wird gemeiniglich in einem wohlverschlossenen Gläslein aufbewahrt, sieht aus nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Skorpion, bewegt sich aber ohne Unterlaß. Wer diesen kauft, bei dem bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wo er will, immer kehrt er von selbst zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze sehen, macht bei Freunden beliebt, bei Feinden gefürchtet, im Kriege fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer

den Sieg hat, auch behütet er vor Haft und Gefängnis. Wer ihn aber behält, bis er stirbt, der muß mit ihm in die Hölle.“ Darum sucht ihn der Besitzer wieder loszuwerden, was aber nur schwer und häufig gar nicht gelingt. Als Orte, wo man die verhängnisvolle Phiole erhalten kann, werden Rabensteine, Kreuzwege oder öde, durch darin begangene Verbrechen dem Bösen verfallene Häuser genannt. Der Träger wird Wissenden kenntlich, Unwissenden unheimlich durch das fein schrillende Geräusch, welches die Bewegungen des Teufelchens begleitet. Tagüber ist dasselbe schwarz, bei Nacht glänzt es in phosphorischem Lichte. Betritt der Besitzer eine Kirche oder giebt er sich auch nur einem frommen Gedanken hin, so bekommt einer der zahllosen Füße des Dämons die Fähigkeit, das Glas zu durchdringen und dem Träger einen Stich zu versetzen, welcher die Lebenskraft jedesmal bedeutend schwächt. (Scherr, 361.)

## Die Kartoffel. Solanum tuberosum.

Die durch Pilze hervorgerufene Kartoffelkrankheit trat in Europa zuerst im Jahre 1845 allgemeiner auf; bis dahin war sie nur lokal aufgetreten. Indessen war sie schon vor dieser Zeit im südlichen Amerika auf feuchtem Boden alljährlich bemerkt worden. Die feineren Sorten starben bei uns fast ganz aus oder wurden nicht mehr gepflanzt, weil ihr Anbau nicht lohnte. Nun wurden die abenteuerlichsten Ansichten über die Ursachen dieser Krankheit laut. So, z. B., wurde den zahlreichen Fabriken und Eisenbahnen die Schuld beigemessen; denn, so schlossen manche, die Krankheit ist nach der Vermehrung der Fabriken ꝛc. aufgetreten, folglich ist sie durch dieselben verursacht. Warum auch nicht? Nach dem Regen trat die Krankheit auf; folglich hatte der Regen die giftigen Stoffe aus der Luft niedergeschlagen auf die Pflanzen! (Junge II, 139.)

Einer Frau waren Kartoffeln gestohlen worden. Einige Kartoffeln hatte der Dieb unterwegs fallen lassen; auch war seine Spur auf dem Wege deutlich zu erkennen. Da sagte die Bestohlene zu ihrer Nachbarin: „Es mag sein, wer es will, ich will ihn schon bald herauskriegen.“ Sie nahm von den verstreuten Kartoffeln, nahm ein genaues Maß von der Spur und kochte beides zusammen morgens vor Sonnenaufgang auf einem großem Feuer. Drei Tage nachher starb ein Mann in der Nachbarschaft an großen Leibschmerzen — es war der Dieb. (Strackerjan I, 104.)

## Der Enzian. Gentiana.

Die Pflanze Madelger (Gentiana cruciata) ist weder Basilikum noch Kreuzwurz (Senecio), sondern G. c. Sie führt den Namen eines mythischen Gezwerges, der ein Schmied und Sohn einer Meerminne war. Sie heißt auch Speerenstich und deshalb Kreuzwurz, weil die Wurzel in der Mitte kreuzweis wie von einem Speer durchstochen erscheint. Sie ist sehr heilkräftig und mit schönen Namen beglückt, wie u. a. Himmelsstengel, Sibyllenwurzel, Heil aller Schäden. Grimm führt von ihr den Spruch an: Madelger ist aller Wurzel ein Ehr! Man brauchte die Pflanze auch zu Liebeszauber. Wer weiß, ob nicht das herrliche Blau ihrer ein Kreuz bildenden Blüte sie zur Wunderblume stempelte? (Bechstein I, 99.)

Wie noch heute einzelne Enzianen (Gentiana lutea, purpurea, punctata) wegen ihrer bitteren Säfte zu sogenannten „magenstärkenden“ Branntweinen in den Alpen verwendet werden, so galt der kreuzförmige Enzian (G. cruciata) als Gerkraut oder Modelger ehedem für ein besonderes Mittel, die Schweine vor Seuchen zu bewahren. Wie Unger erzählt, hängt man noch gegenwärtig in Steiermark zu demselben Zweck ein

Fläschchen mit Fenchelgries in die Kofen und meint, der böse Feind meide solche Stallungen, da es ihm zu mühsam sei, die Körnchen genau zu zählen. (Wagner II, 247.)

Vor vielen Jahren — so geht eine Sage in den Alpen — gingen einmal nach einem langen Winter drei Kinder auf die Höhe der Gebirge, um die reiche Blumenpracht und die reine Himmelsbläue zu schauen. Als sie aber droben waren und auf das in der Tiefe liegende Dörflein schauen wollten, hüllte ein dichtes Gewölk sie ein. Ein heftiger Regenguß strömte vom Himmel hernieder und verbarg ihnen die geschmückte Erde. Die Kinder eilten schnell von den Höhen hinab und suchten unter den dichten Kronen der Buchen Schutz, klagend, daß ihre Freude so unerwartet vereitelt ward. Plötzlich tritt ein schöner, blondlockiger Knabe heran und spricht tröstend: „Ihr lieben Kinder, kommt am Sonntage wieder herauf und singt alsdann da oben fromme Lieder, dann sollt ihr den blauen Himmel schön und herrlich nicht nur zu euren Häupten, sondern auch zu euren Füßen sehen". Nach diesen Worten verschwand er eben so schnell wieder, wie er gekommen. Am nächsten Sonntage pilgerten die drei Kinder wieder frohen Mutes den Berg hinan. Sie trauten aber kaum ihren Augen, als sich ihnen unerwartet ein wunderherrlicher Anblick darbot. Ringsumher auf den grünen, buntbeblümten Matten standen viel tausend und abertausend blaue Blumen, so schön und blau, als ob sie Stückchen von dem Azurblau des Frühlingshimmels wären. Da wähnten die Kinder den Himmel zu ihren Füßen, wie ihnen der liebliche Bote verheißen. Voll Dankes knieten sie nieder, falteten ihre kleinen Hände und beteten aus inbrünstigem Herzen. Seit jener Zeit erscheinen alljährlich auf der Alp und in den bergigen Gegenden die blauen Enziane und zaubern den Himmel auf die Erde. Die Alpenbewohner nennen sie Gottesschäflein, weil sie den Tritten des holden Engels entsproßten. Ihr Platz ist die freie, frische Gotteswelt; werden sie zum engen

Stübchen gebracht, so welken sie vor Kummer und Gram schnell dahin. (Warnke, 186.)

## Die Schlüsselblume. Primula.

Allgemein verbreitet ist der Glaube, daß Schätze im Innern von Bergen ruhen. Um in den Berg zu gelangen, worin der Schatz verborgen ist, bedarf es aber gemeiniglich einer wegbahnenden, thürsprengenden Pflanze oder Wurzel. In den Volkssagen wird ganz einfach eine schöne Wunderblume genannt, die der Beglückte zufällig findet und an seinen Hut steckt; nun steht ihm auf einmal der Ein- und Ausgang zu dem Schatze des Berges offen. Hat er inwendig in der Höhle seine Taschen gefüllt und vom Anblick der Kostbarkeiten den Hut abgelegt, so erschallt hinter dem Weggehenden eine warnende Stimme (meistens die einer weißen Frau): „Vergiß das Beste nicht!“ Aber es ist zu spät, er überhört die Worte oder versteht sie nicht, und nun schlägt ihm bei seinem Ausgange hart an der Ferse die eiserne Thür zu, alles ist im Nu verschwunden und der Pfad nimmermehr zu finden. Diese Formel kehrt in den Sagen vom Odenberge, von den Weserbergen und vom Harze jedesmal regelmäßig wieder; sie ist gewiß uralt. (Grimm, 544, 545.)

Welche Pflanze die in Sagen und Liedern gefeierte Glücks- oder Wunderblume sei, ist noch nicht festgestellt. Bringt die Sage sie mit erscheinenden Jungfrauen und Zwergen auf Burgbergen in Verbindung, deren verschlossene Kellerthüren sichtbar werden, dann ist's insgemein die Schlüsselblume, welche golden ist und zum Schlüssel wird oder zur Springwurz. Ob die blaue Blume das Vergißmeinnicht ist, weil meist der Ruf: Vergiß das Beste nicht! in des glücklichen Schatzfinders Ohr tönt, steht noch dahin. Reizend und stolz blühet auf den Berghöhen die große Waldglocke, auch Riesenglocke genannt — Campanula latifolia — mit herrlichen, blauen Glockenblumen; sie scheint

die Wunderblume der Sage zu sein, wenn ihre Farbe und der Glocken Anzahl mit Bestimmtheit von der Sage genannt werden. Eigen ist es, daß der Volksmund eine bestimmte Blume als Wunderblume nicht kennt und nicht nennt, denn die Wunderblume der Botaniker, Mirabilis Jalappa, ist ausländisches Gartenziergewächs. (Bechstein I, 109.)

Nach dem Volksglauben erschließt sich die wunderbar schöne Zauberblume in der Johannis- oder in der heiligen Nacht. Dem Glücklichen, der sie findet, zeigt sie den Weg zu unermeßlichen Schätzen.

Der Name Schlüsselblume ist der Pflanze gegeben, weil die Blüte einem Schlüssel alter Zeit nicht unähnlich ist. Zieht man die gelbe Krone heraus, so bleibt der Kelch wie ein zierliches Schloß mit dem Schlüsselloch nach altdeutscher Art zurück, die spitz zulaufende Krone selber gleicht einem im Innern hohlen Schlüssel, in welchen der Stift des Schlosses geschoben werden mußte. Außerdem erklärt sich der Name auch wohl daher, daß die Blumen bei ihrem frühzeitigen Kommen allen Menschen zuzurufen scheinen: „Kommt, wir erschließen euch das Himmelreich der Erde, denn es wird Lenz!“ Daher jubelt der Mensch, wenn sie erscheinen; er weiß, daß der Frühling nahe ist. Im Anschluß an die Benennung gehen mancherlei Sagen um, welche über die Wunderkraft des Blümchens zu erzählen wissen und die beweisen wollen, daß dieser Blumenschlüssel ein rechter Zauberschlüssel ist. (Warnke, 161.)

In deutschen Sagen erscheint, wie Mannhardt, Germ. M. S. 153, die Sache kurz zusammenfassend berichtet, ein unendlicher Hort, von einem Drachen oder einer weißen Frau im Berge gehütet. Den Zugang zu diesem Berge öffnet eine blaue oder rote Wunderblume. Ein Hirt findet diese und steckt sie auf seinen Hut u. s. w. Die blaue oder rote Blume ist der Blitz. Dann heißt es bei demselben S. 470 „die Blume in

der Hand der weißen Frau wird andrerseits als eine hellstrahlende Kerze bezeichnet (die Kerze ist eine Blume gewesen)."

Schwartz, J. B., 78.

## Der Zwerg und die Wunderblume.

Ein Schäfer aus Sittendorf trieb einst am Fuße des Kyffhäusers. Er war ein hübscher Mensch und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt. Doch weder er noch sie hatten ein Hüttchen oder Geld, ihre Wirtschaft einzurichten. Traurig stieg er den Berg hinan, aber je höher er kam — es war ein schöner Tag — je mehr verlor sich seine Traurigkeit. Bald hatte er die Höhe des Berges erreicht, da fand er eine wunderschöne Blume, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzunehmen. Oben auf der Burg findet er ein offenes Gewölbe, dessen Eingang nur etwas verschüttet war. Er geht hinein und findet viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen und steckt soviel ein, als seine Taschen fassen können. Nun wollte er wieder ins Freie, da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!" Er wußte nicht, wie ihm geschah, und wie er wieder herauskam aus dem Gewölbe. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Herde, so schlug die Thüre, die er vorher gar nicht gesehen hatte, hinter ihm zu. Er faßte nach seinem Hute, und die wunderschöne Blume, die er seiner Braut hatte geben wollen, war fort; sie war herabgefallen beim Stolpern. Urplötzlich stand vor ihm ein Zwerg: „Wo hast Du die Wunderblume, die Du fandest?" — „Verloren", sagte traurig der Schäfer. „Dir war sie bestimmt", sprach wieder der Zwerg, „und sie ist mehr wert, als die ganze Rotenburg." Traurig geht der Schäfer am Abend zu seiner Braut und erzählt ihr die Geschichte von der verlorenen Wunderblume. Beide weinen, denn Hüttchen und Hochzeit waren nun wieder auf

lange Zeit verschwunden. Endlich denkt der Schäfer an seine Steine und wirft sie scherzend seiner Braut auf den Schoß, und siehe — es waren lauter Goldstücke. Sie kauften sich nun ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu, und in einem Monat waren sie Mann und Frau.

Die Wunderblume ist verschwunden und wird von den Bergleuten noch bis auf den heutigen Tag gesucht und in den Gewölben des Kyffhäusers nicht allein, sondern auch, da verborgene Schätze rücken, auf der Quästenburg und selbst auf der Nordseite des Harzes. (Witzschel I, 264.)

## Die weiße Frau zu Christenrode.

Einem ledigen Weibe zu Christenrode war großes Glück durch eine weiße Frau zu teil worden, die zu Zeiten auf dem Burgberge ihren Wandel hatte. Da jene an einem Sonntage dort Erdbeeren lesen wollte, erschien ihr oben die weiße Frau, winket, reichet ihr dann ein Frühlingsblümchen, so man Himmelsschlüssel nennet, und deutet stumm, daß sie damit die eiserne Thüre aufschließen könne, die sich vorm Keller im Boden zeigte. Da hat das Weib die Blume anstatt eines Schlüssels gebrauchet, jetzo und immer, so oft sie wollte, und durfte jedesmal aus drei Fässern raffen, wovon eines mit kupfernem Gelde, das andere mit silbernem, das dritte aber mit Gold angefüllet war, aus jedem dreimal, mehr aber nicht. Sie ward also reich und ließ die Glocke ihrer Kirche gießen, daran noch ihr Name „Susanna“ stehet. Einmal aber ließ sie ihre Blume im Keller liegen. Da that zu allererstem Male die weiße Frau den Mund auf, warnet, des Besten nicht zu vergessen. Aber jene dachte nur an gerafftes Gut, und da sie hinaus ging, ereilte die heftig zuschlagende Thür ihren Fuß und riß die Ferse ab. Nachher hat das Weib vergeblich mit anderem Himmelsschlüssel die Thüre zu erschließen versuchet. (Pfister, 81. 82.)

## Sonnenberg (bei Wiesbaden).

Johannisabend ist's; ein Schäfer
Sitzt an des Berges Abhang da,
Singvögel bunt und Frühlingskäfer
Flattern dem schönen Jüngling nah.

Er sinnt, was Jünglinge wohl träumen
Im milden Strahl des Abendlichts,
Von seiner Wünsche goldnen Bäumen
Und seiner Pläne ros'gem Nichts.

Da tritt ein reizend Frauenwesen
Urplötzlich aus des Berges Zelt,
Der, wie sich ihr die Locken lösen,
Ein Blümlein von den Schläfen fällt.

Rasch stürzt der Schäfer nach dem
[Funde,
Die Blume nimmt er hastig auf
Und küßt sie mit entzücktem Munde
Und steckt sie an den Hut darauf.

Ist sie von euch? aus euren Händen?
Fragt er mit frohem Ungestüm;
Sie aber schweigt, zeigt nach den
[Wänden
Des Bergs und winkt zu folgen ihm.

Sie gehn, und wo des Felsens Glätte
Sich ins Gebüsch heruntersenkt,
Erscheint an ungeseh'ner Stätte
Ein Pförtchen, ins Gestein gezwängt.

Es thut sich auf; durch dunkle Gänge
Gelangen sie in einen Saal
Voll Gold und Edelsteingepränge
Und offnen Schätzen ohne Zahl.

In Kisten Perlen und Rubinen,
In Haufen blankgeprägtes Gold,
Und Gnomen stehn mit starren
[Mienen
Als Wächter um den Zaubersold.

Inmitten eine goldne Kunkel,
Da setzt die Jungfrau still sich hin
Und schafft im hellen Glanzgefunkel
Des Geistersaales ihr Gespinn.

Sie winkt dem Jüngling zuzulangen,
Begierde flammt aus seinem Blick,
Schnell überwunden ist das Bangen,
Er rafft vom Golde Stück um Stück.

Nicht hindern ihn die Zwerge dessen,
Auch das Gestein ist ihm gewährt.
Da ist das Mägdlein bald vergessen,
Weil er der Schätze nur begehrt.

Und wie er voll die Taschen raubte
Und immer mehr ihm noch gefällt,
Reißt er, als leer den Hut vom
[Haupte,
Wobei das Blümlein ihm entfällt.

Da schwindet, ohne daß er's ahnet,
Die Jungfrau aus des Saales Licht,
Und eine milde Stimme mahnet
Ihn laut: Vergiß das Beste nicht!

Er nimmt und nimmt, die Zwerge
[regen
Sich jetzt aus ihrer starren Rast;
Es dröhnt von fernen Donnerschlägen,
Daß stilles Grauen ihn erfaßt.

Er sucht die Führerin, die schöne,
Das holde Mädchenangesicht,
Da klingen leise Schmerzenstöne
Zu ihm: Vergiß das Beste nicht!

Er eilt, des Schreckens nicht mehr [Meister,
Hin durch den Felsgang lastgedrückt,
Den hinter ihm die Hand der Geister
Zur glatten Wand zusammenrückt.

Und nun ins Freie hingeflüchtet,
Erblickt er sich der Blume bar,
Des Talismans, wodurch vernichtet
Vielleicht der Bann der Jungfrau [war.

Klar sind ihm jetzt die Mahnungs- [worte
Und alle Schätze freudenlos,
Denn Sehnsucht zieht ihn nach dem [Orte,
Wo er versäumt sein schönstes Los.

Was soll ihm jenes Gold der Sünden,
Worüber er verlor die Zeit,
Der Freiheit Götterglück zu gründen
Und sich der Liebe Seligkeit!

Dort liegt er, da es Jahrstag eben,
Stillseufzend, und sein Herz, es bricht,
Die blassen Lippen aber beben
Das Wort: Vergiß das Beste nicht!

**Dräxler-Manfred.**

## Die weiße Jungfrau im Heiligenberge (Hessen).

Unglaublich groß sind die Schätze, die tief im Innern des Heiligenberges verborgen liegen. Wer sie besäße, würde der reichste Mann der Erde sein. Aber es hat noch kein Sterblicher die Schlüssel zu diesen Schätzen gefunden, und der Einzige, dem sie geboten wurden, war thöricht genug, sie nicht zu nehmen. Dieser Einzige war ein Schäfer aus Gensungen, der einst an einem schönen Sommertage seine Herde den Berg hinauftrieb, als ihm plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, eine Jungfrau in einem langen, weißen Gewand erschien und ihm Zeichen gab, daß er ihr folgen solle. Bange schritt er hinter der seltsamen Erscheinung her; es öffnete sich vor ihnen eine Thür, und sie traten in einen langen Gang. Dem Schäfer wurde ganz unheimlich zu Mut. Da drehte sich die Jungfrau nach ihm um, deutete schweigend auf einen Strauß Schlüsselblumen und suchte ihm durch Zeichen verständlich zu machen, daß er den Blumenstrauß an sich nehmen möge. Aber der Furchtsame hatte sich

schon halb zur Flucht gewendet, mit wenigen langen Sätzen war er zur Thür hinaus, die alsbald mit lautem Gepolter hinter ihm zufiel. In demselben Augenblick hörte der Schäfer drinnen einen entsetzlichen Schrei, der ihm Mark und Bein durchdrang; dann war es wieder so still und einsam am Berge wie vordem, und der Schäfer sah weder die Jungfrau noch die Thür, durch die sie gegangen, jemals wieder. Der Blumenstrauß war der Schlüssel zu den Schätzen; hätte er ihn genommen, so wären all die goldgefüllten Kammern des Berges vor ihm aufgegangen, ihr Reichtum wäre sein und die Jungfrau erlöst gewesen. (Heßler, 164.)

## Die Wunderblume am Baier.

Ein Korbmacher ging einst am Baier vorüber, da, wo man es bei der Schacht nennt. Als er so dahinschreitet, sieht er am Rande des Weges eine Blume von ausnehmender Schönheit. Er pflückt sie ab, und als er an die Wand der Schacht kommt, öffnet sich eine Thür zu einem weiten, geräumigen Gewölbe. Der Mann trat ein uud sah eine Menge Fässer, die in Reihen standen und mit Erbsen, Korn, Weizen, und anderen Feldfrüchten gefüllt waren. Er legte die Blume, die er in der Hand hielt, auf ein Faß und steckte sich seinen Brotsack voll Erbsen, die ihm ein willkommenes Gericht abgeben sollten. Als er sich genug und sehr verwundert in dem Gewölbe umgeschaut, schickte er sich an, herauszugehen. Da hörte er plötzlich eine Stimme laut rufen: „Vergiß das Beste nicht!“ Darüber erschrickt der Korbmacher so sehr, daß er eilends herausspringt. Hinter ihm drein stürzt jählings ein schwarzer Hund, und mit Donnerkrachen schließt sich der Eingang des Berges. Voll Angst schüttet der Mann seinen Sack mit Erbsen wieder aus, und der schwarze Hund frißt sie alle auf und bleibt zurück. Zu Hause angelangt, klingelt noch etwas im Sack. Er schüttelt ihn aus

und es rollen einige goldene Erbsen auf die Diele. Hätte er die Blume im Berge nicht vergessen, konnte er überreich werden.

(Heßler, 32.)

## Die liebliche Blume am Weidelsberge.

Auf dem Weidelsberge soll noch ein ganzer Keller voll Geld sein, das eine weiße Jungfrau, die im Berge verwünscht ist, verwahrt. Vor dem Keller ist eine eiserne Thür, vor welcher ein großes Schloß hängt. Wer die Jungfer erlösen und das Geld haben will, der muß auf Johanni hingehen und eine Blume, die da wächst, suchen. Wenn die jemand findet und damit vor die Thür kommt, dann springt diese auf, und das Geld gehört ihm, und die Jungfer ist erlöst. Er muß sich aber ja in acht nehmen, daß er die Blume im Keller nicht verliert, sonst ist er des Todes. Nun hütete einmal auf Johanni ein Schäfer auf dem Weidelsberge. Der findet so eine liebliche Blume, die pflückt er ab und steckt sie an den Hut. Jetzt wurde der Schäfer müde, geht hin und will sich vor die eiserne Thür legen und ein wenig schlafen. Als er aber an die Thür rührt, da springt sie auf, daß er einen Todesschrecken bekommt und fort läuft. Er ist aber doch neugierig und will nachsehen, was im Keller ist. Als er hinkommt, da glitzert und blinkt alles von Gold und Silber. In der Mitte ist ein Tisch, auf welchem ein Licht brennt, dabei sitzt eine weiße Jungfrau auf einem goldenen Stuhle. Die nickt ihm freundlich zu und zeigt auf das Geld hin. Jetzt bekommt er Mut, geht hin und füllt sich alle Taschen voll Gold, verliert aber im Eifer die Blume vom Hute. Als er nun alle Taschen voll hat, da will er wieder zurück nach seinen Schafen. Aber die Jungfrau ruft ihm zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Hiermit wollte sie sagen, er solle die Blume nicht vergessen, sonst könne sie nicht erlöst werden. Der Schäfer verstand das nicht und glaubte, er solle sich noch mehr Geld nehmen

und raffte nun auch den Hut voll, aber an die Blume dachte er nicht und wollte wiederum fortgehen. Die Jungfrau rief ihm zum zweitenmale zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Nun weiß er aber nicht, was das bedeuten soll, und glaubt, er solle immer mehr Geld nehmen und steckte nun auch den Quersack, in welchem er sein Abendbrot hatte, voll und will nun weggehen. Da ruft die Jungfer noch einmal ganz bedauerlich: „Vergiß das Beste nicht!“ Er aber hat so schwer, daß er nichts mehr tragen kann, und geht zur Thür hinaus. Da fliegt die Thür hinter ihm zu und schlägt ihm beide Hacken ab. Von der Zeit an hat er nichts mehr von der eisernen Thür gesehen.

(L. Curtze in Heßler, 98—100.)

## Der Altenburgskeller bei Nidda.

Auf der Altenburg bei Nidda geht eine Frau in weißem Gewande um, die schaut gar milde und freundlich drein, grüßt den ihr Begegnenden und bietet ihm eine Blume an. Die meisten hatten den Mut nicht, die Blume anzunehmen; ein armer Mann nur wagte es einmal, und da ging die weiße Frau vor ihm her, und sie kamen an ein großes Thor. Er hielt seine Blume an das Schloß, die Thorflügel öffneten sich, und die weiße Frau führte ihn in den Keller der Burg, wo große Fässer voll edlen Weines in langen Reihen lagen. Da dachte der Mann, er wolle sich ein wenig stärken und laben, solchem Wein begegne man nicht oft, dann sei es noch Zeit, den Schätzen nachzugehen. Er stieß mit seinem Messer einen Pfropfen ein, steckte den daliegenden Krahn in das Loch und zapfte und trank lustig zu, bis der Kopf ihm schwer wurde. Da meinte er, jetzt sei es Zeit zu gehen, es werde ja spät, und er taumelte weg. In dem Augenblick rief eine Stimme: „Freund, vergiß das Beste nicht!“ Aber er hörte nicht darauf, stieg die Treppen empor und sank oben schlaftrunken auf einen Stein.

Als er aufwachte, war die Frau fort, die Blume war fort und der Eingang zum Keller nicht mehr zu finden; er hatte sein Glück ganz und gar verscherzt. (J. W. Wolf in Heßler, 193.)

Bei den alten Galliern stand die Pflanze in hohem Rufe. Wollte der heilkundige Priester zur Linderung der Leiden einen Wundertrank brauen, so durfte sie nicht fehlen. Um sie zu erlangen, ging er mit entblößten Füßen auf die Fluren und sammelte sie unter Gebet und Seufzen. Man schrieb ihr die mannigfaltigsten Wunderwirkungen zu; doch herrschte dabei der Wahn, daß sie nur dann ihre volle Wunderkraft behalte, wenn der Priester beim Pflücken die Hand unter den Kleidern durchstecke und sie sogleich in seinem Gewand verberge, ohne daß sein Auge einen Blick darauf geworfen habe. (Warnke, 161.)

## Die Wunderblume.

Der Knabe lehnt sich an der Mutter Schoß,
Um ihre Märchen treulich einzusaugen,
Es blitzen seine Augen tief und groß,
Er hat der Mutter wundervolle Augen.

Und sie erzählt: „Durchs Waldgebirge weit
Ging einst ein Wandrer mit bequemen Tritten.
Hoch stand der Tag: Die Mittagszauberzeit
Kam leis geheimnisreich durchs Grün geschritten.

Kein Vogellied, kein Blätterrauschen scholl,
Dorfglocken tönten fernher in das Schweigen,
Grüngoldne Lichter zuckten rätselvoll
An blanken Stämmen und auf schwanken Zweigen.

Dem Wandrer ward so märchenhaft zu Mut,
Als sollt' ein seltsam Wunder jäh ihm kommen,
Und sieh — inmitten von weißheller Glut
Steht er geblendet, schwindelnd und beklommen.

Die Welt verschwindet seinen Blicken ganz,
Und eine Blume, herrlich, groß und prächtig,
Erblüht vor ihm in stolzem Farbenglanz,
Duftströme fließen draus berauschend mächtig.

Nie sah er solch Gebild in Feld und Wald,
Nie sah er es in Garten, Wies' und Heide,
Zu brechen sie, drängt es ihn mit Gewalt —
Hoch schwingt die Hand sie — welche Augenweide!

Im selbigen Moment erdröhnt ein Schlag,
Als ob ein Wetter dumpf am Himmel stünde —
O reiche Pracht, die plötzlich vor ihm lag!
Aufdonnernd öffnen sich des Berges Gründe.

Und mit der Blume wandelt er hinein,
Es häufen türmend unten sich die Schätze:
Rotfunkelnd Gold, hellblitzendes Gestein,
Kaum sieht im Traum man solche Wunderplätze.

Und eine Geisterstimme ruft ihm laut:
„Du Glückskind, greife zu, und nimm das Beste!"
Der Wandrer schaut und wählt und wählt und schaut,
Ach, unentschlossen durch des Berges Feste.

Und wie er nach Geschmeid und Demant faßt,
Legt achtlos er beiseit die Zauberblüte
Und stürmt hinaus mit seiner eitlen Last,
Daß er daheim sie in den Kisten hüte.

Wohl war er reich an manchem schönen Stück,
Doch trieb die Gier aufs neu' ihn zu den Forsten,
Er wähnte treu sich, ach, das falsche Glück,
Er glaubte noch den tiefen Berg geborsten.

Wohl war's im Waldgebirg zur Mittagszeit,
Wohl war's des hohen Tages Zauberstunde,
Wohl war's der Ort — tiefstille Einsamkeit —
Doch nichts gab vom verborgnen Schatze Kunde.

Nun rief dieselbe Stimme silbern klar:
„Du Thor, wodurch bist du hinabgestiegen?
Sie blüht nur einmal alle hundert Jahr!
Was ließest du die Zauberblume liegen?“

So sprach die Mutter, doch der Knabe ruft:
„Ich geh' ins Waldgebirg, ich such' die Blume,
Ich finde sie, aufgeht des Berges Kluft —
Doch wahr' ich sie gleich einem Heiligtume.“

Die Mutter lächelt ob dem schönen Kind
Und schaut ihm innig in die mächt'gen Blicke,
Die voll von dichtungsreichem Feuer sind,
Sie wünscht dem Knaben günstige Geschicke.

Und als er Jüngling ward, da zog er frisch
Ins bunte Leben schöne, grüne Pfade;
An Leib und Seele ging er zauberisch,
Er war ein Glückskind, recht von Gottes Gnade.

Und als er in die Waldgebirge stieg,
Da fand er unbewußt die Zauberstelle,
Die Blume wuchs, — er nahm sie, stolzer Sieg! —
Sie öffnet immer ihm aufs neu' die Schwelle.

Es war der Wald der deutschen Poesie,
Wo er sie fand. — O holde Morgenröte —
Die Blume ward des Dichters Phantasie —
Es hieß der schöne Wandrer: Wolfgang Goethe.

Wolfgang Müller von Königswinter.

## Das Vergißmeinnicht. Myosotis.

Im „wilden Jäger“ von J. Wolff (Seite 155) erzählt Waldtraut der Freundin vom Vergißmeinnicht folgendes:

„Mich soll es wundern,“ frug zur Stunde
Waldtraut, „ob du es wirklich weißt,
Aus welcherlei Betracht und Grunde

Vergißmeinnicht dies Blümchen heißt."
„Nun," sprach Wulfhild, „das soll bedeuten,
Daß, wem geschenkt die Blume ist,
In Heimlichkeit vor andern Leuten
Den lieben Geber nicht vergißt."
„Ja wohl! so heißt es aller Enden,"
Lacht Waldtraut, „doch es ist nicht wahr,
Es hat ganz anderes Bewenden,
Gieb acht! ich mach' dir's offenbar:
Wenn einem schon die Wünschelrute
Auf einen Schatz im Boden schlägt,
Thut's Not, daß er an seinem Hute
Die seltne blaue Blume trägt;
Die öffnet ihm die dunklen Tiefen,
Er sackt nun ein, so viel er kann,
Die Drachen, die beim Horte schliefen,
Seh'n zu und hindern nicht den Mann.
Er legt den Hut ab mit der Blume,
„Greif' einen Griff, streich einen Strich!"
Tönt's aus der Tiefe Heiligtume,
Hat er genug, heißt's: „Packe dich!"
Er rafft nun alles schnell zusammen,
Denkt jetzt an Hut und Blume nicht
Und eilt, verfolgt von roten Flammen,
Da ruft's ihm nach: „Vergiß mein nicht!"
Das Blümchen ist's; ließ er's im Stiche,
Fänd' er des Weges nicht zurück
Und seiner Schätze Glanz verbliche,
Drum an dem Blümchen hängt sein Glück.
Nun läßt man dies hier dafür gelten,
Weil's blau ist, nennt's Vergißmeinnicht,
Die echt' ist's nicht, die blüht gar selten,
Und wer sie findet, sagt es nicht."

Auch das Vergißmeinnicht sollte, wie schon bemerkt, die blaue Wunderblume sein, die dem glücklichen Finder zu ungeheuren Schätzen verhalf. Dichter und Sänger haben es seit uralter Zeit besungen und als ein Sinnbild der treuen Liebe

der Menschheit vorgeführt. Durch alle Sagen, welche sich um das liebliche Blümchen gruppieren, geht der hehre Zug, Gott, den gütigen Vater, nicht zu vergessen. Das sucht auch die weit verbreitete Erzählung über den Ursprung des Vergißmeinnicht darzuthun. „Als Gott die Blumen geschaffen und jeder einen bezeichnenden Namen gegeben, war das eine Blümchen am Bache vergessen. Da trat es vor den Thron Gottes und sprach: „Gütiger Vater, allen gabst du einen Namen, durch den die Menschen sie ehren, nur mich schlossest du aus. Gedenke auch meiner in Liebe!“ Da erwiderte der Herr: „Du sollst nicht vergessen bleiben, vergiß auch du mein nicht! Vergißmeinnicht, das soll fortan dein Name sein!“

In Österreich führt eine Überlieferung den Ursprung des Namens auf folgendes Begebnis zurück: Zwei Verlobte gingen am Ufer der Donau spazieren und freuten sich ihres stillen Glücks. Da sah die Braut vom Felsen herab tief unten am Spiegel des rauschenden Wassers ein Blümchen, das sie noch nicht gesehen. „Ach“, rief sie, „könnte ich das zarte, blaue Blümchen bekommen, was wollte ich drum geben!“ Um diesen Wunsch zu erfüllen, stieg ihr Begleiter trotz aller Gefahr von steiler Höhe hernieder und bückte sich, um die Blümchen zu pflücken. Aber, o Jammer! Der Stein, auf dem er stand, rollte unter seinen Füßen fort, und er stürzte, die erhaschten Blümchen krampfhaft umfassend, in die brausende Tiefe. Doch die barmherzigen Wellen trieben ihn noch einmal an die Oberfläche. Da hält er im Angesichte des Todes das unglückselige Sträußchen seiner Geliebten entgegen und ruft auf ewig scheidend: „Vergiß mein nicht!“ Hierauf faßt ihn der brausende Strom und zieht ihn abermals in die Tiefe, wo er verschwindet. Jammernd steht die Jungfrau am Ufer, ringt verzweifelnd die Hände und fleht zum Himmel um Erbarmen, doch vergeblich. Nach einigen Tagen treibt der Leichnam des Unglücklichen ans Ufer. Fischer, die ihn finden, bringen ihn der trauernden

Braut. Die nimmt die blauen Blumen, pflanzt sie auf das frische Grab und nennt sie „Vergißmeinnicht!"

(Warnke, 187. 188.)

Aus der Schwalmgegend erzählt H. v. Pfister (S. 166): Wenn man das Vergißmeinnicht ungesucht findet, unter nackter linker Achsel mit heim nimmt, ohne dabei zu sprechen, so zeigt die erste Person anderes Geschlechtes, die einem begegnet, mit ihrem Namen (also wohl Vornamen?) den Namen des oder der Zukünftigen an. Man erinnere sich dabei, daß es im Altertume nur Vornamen gab.

## Der Lein oder Flachs. Linum usitatissimum.

Freia, in manchen Gegenden Frau Holle genannt, ist die Göttin des Flachsbaues; mit blühenden Flachsbüscheln angeschirrte Katzen ziehen ihren Wagen durch das Land. Sie selbst spinnt an goldenem Rocken, daher wird das Haar der nordischen Jungfrauen in den Sagen öfters mit dem Gold an Freias Rocken verglichen. In vielen Märchen erscheint die Göttin als gütige Frau, die den bedrängten Spinnerinnen aus der Not hilft, indem sie selbst die großen Flachsvorräte spinnt. Die Redensart „als Bertha spann", weist auf Freia zurück, die auch den Namen Bertha führte.

Frau Holla wird als spinnende Frau dargestellt, der Flachsbau ist ihr angelegen. Fleißigen Dirnen schenkt sie Spindeln und spinnt ihnen nachts die Spule voll; faulen Spinnerinnen zündet sie den Rocken an oder besudelt ihn. Dem Mädchen, dessen Spindel in ihren Brunnen fiel, lohnte sie durch Begabung. Wenn sie Weihnachten im Land einzieht, werden alle Spinnrocken reichlich angelegt und für sie stehen gelassen; Fastnacht aber, wenn sie heimkehrt, muß alles abgesponnen sein, die Rocken stehen dann vor ihr versteckt. Trifft sie alles an, wie es sich gehört, so spricht sie ihren Segen aus, im Gegenteil

ihren Fluch; die Formeln „so manches Haar (Flachshaar), so manches gute Jahr, so manches Haar, so manches böse Jahr!“ klingen altertümlich. Verwechslung scheint, wenn auch erzählt wird, in den Zwölfnächten dürfe kein Flachs auf der Disse bleiben, sonst komme Frau Holle. (Disse ist der eingebundene Flachs am Rocken.) Das Verstecken des Arbeitsgerätes deutet zugleich auf die Heiligkeit ihres Feiertages, an dem gerastet werden soll. (Grimm, 520.)

Die Nornen bestimmen das Schicksal der Menschen, indem sie die Schicksalsfäden weben oder spinnen. Unabänderlich sind ihre Bestimmungen: „Die Wurd hat ihm das gesponnen,“ heißt es, wenn eines Menschen Geschick sich erfüllt! — Wie Urd ursprünglich wohl die einzige Norne war, so erscheint auch auf griechischem Boden ursprünglich nur eine Moira, an deren Stelle später drei Moiren (lateinisch Parzen) treten. Wie die Nornen die Geschicke der Welt weben, so spinnen die drei Moiren (Parzen) dem Menschen den Lebensfaden zu. Sie singen ihre Schicksalssprüche, die Spindel drehend, Lachesis die Vergangenheit, Klotho die Gegenwart, Atropos die Zukunft. (Lange, 133. 135.)

Die Vorstellung von einem Spinnen und Abschneiden des Lebensfadens kehrt in den Redensarten „der Lebensfaden ist zerrissen,“ „das Leben hängt an einem Faden“ 2c. wieder.

Die echt deutsche Hausfrau, die in ländlicher Stille und Einfachheit erzogen, läßt es sich noch in der Gegenwart zur hohen Ehre gereichen, ihre Töchter bei der Verheiratung mit einer ansehnlichen Menge Leinenzeug auszusteuern. Mit vielem Schmerz bemerkt sie aber nicht selten, daß die Flachsfelder in der üppigsten Blütezeit von einer verheerenden Krankheit befallen werden, infolgedessen die Blüten, sowie die samenreichen Köpfchen wie umgedreht erscheinen. Sorglich fragt sie: Wer kann hier helfen? Da niemand im Stande ist, der Not zu steuern, ist manche sonst so biedre Hausfrau auf den Aberglauben verfallen, dem leidenden Flachsfelde durch ein Zaubermittel zu

helfen. Wenn die Glocke auf dem Kirchturme die mitternächtliche Stunde verkündigt, geht sie still und stumm hinaus auf den Gottesacker, sucht zwischen den Gräbern eins aus, das den Leichnam einer Jungfrau einschließt, scharrt dann Erde davon los und bringt dieselbe dem kranken Flachsfelde. In gemessenen Schritten geht sie um das Ackerfeld und streut ab und an eine Hand voll Erde auf dasselbe, indem sie bei jedem Wurf murmelt: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." In fester Zuversicht, daß dies Mittel wirksam sei, sucht sie darauf in dunkler Nacht die Ruhe und träumt von goldenem Erntesegen. Fragst du, weshalb sie den Flachs so wert hält, so antwortet der Dichter so schön:

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder.
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare.
Liegst, ein segnend Kreuz gebreitet,
Schimmernd über dunkler Bahre.

(Warnke, 122. 123.)

In Marksuhl säet man den Lein gern am ersten Dienstage im Mai. Außer den Knochen und Rippen von dem Fastnachts gegessenen Schweinefleisch befand sich sonst im Leinsacke noch eine Semmel und Wurst, ein Eierkuchen und etwas Branntwein als Frühstück für den Bauer, das er draußen auf dem Felde verzehren, dabei aber auf seinem eigenen Lande sitzen mußte. Der Sack wird noch jetzt nicht kurz, sondern recht lang zugebunden, damit derselbe auf den Schultern getragen, bis herab ans Knie reicht und beim Gange auf den Acker, der mit großen Schritten gemacht werden muß, tüchtig hin und her schwankt. Alsdann wird auch der Flachs auf dem Felde, wenn der Wind darüber geht, recht hin und her wogen.

Auf das besäete Flachsfeld steckt man hohe Weidenruten, daß der Flachs recht hoch wachse. Man schält an diesen Ruten auch den Bast ab, damit das aus dem Flachs gesponnene Linnen recht weiß werden möge.

An anderen Orten säet man den Lein gern an demselben Wochentage, an welchem im Winter der erste Schnee gefallen ist.

Um zu wissen, an welcher Tageszeit man den Lein zu säen hat, säet man Fastnacht früh, mittags und abends in drei verschiedene mit Erde gefüllte Töpfe. Der Topf nun, in welchem der größte Flachs gewachsen ist, giebt an, wann der Lein zu säen ist.

Walpurgis und Stanislaus, wenn der Flachs gesäet wird, bekommt der Säemann Eier zum Frühstück und muß nach diesem die Schalen auf dem Acker so hoch wie möglich in die Luft werfen, damit der Flachs gedeihe und recht hoch wachse.

Für Leinsaat günstig gelten: das Zeichen der Jungfrau, die Tage Urban, Beda und Petronella, der Tag vor Himmelfahrt und Pfingsten, Medardus und Frohnleichnam, besonders auch die Marientage, wo „die heilige Maria die Saat mit der Schürze zudeckt." Helene galt für ungünstig, „da bleibt er kleene."

Beim Säen des Leines wirft man das Tuch, worin der Leinsamen war, hoch in die Luft, um damit anzuzeigen, daß der Flachs so hoch werde, als das Tuch geworfen wurde.

In der Johannisnacht tanzen die Mädchen um den Flachs, der gesäet ist, und wälzen sich darin. Beides soll die Güte des Flachses erhöhen. Witzschel II, 218 ff.

Glückverheißende Saatzeiten für den Lein, der nächst dem Getreide im Leben des Ackerbauers die wichtigste Rolle spielt, sind dem altgläubigen Preußen der 2. Juni, dem Märker der Tag Mariä Bekleidung, dem Mecklenburger der „hundertste Tag" — von Neujahr oder von Lichtmeß an — andern Norddeutschen der grüne Donnerstag oder der St. Ezechielstag (10. April). Im Mai gesäet, giebt er, wie die Bauern um Königsberg meinen, schlechte Leinwand. Hanf muß man am Markustage (24. April) säen, dann geht er gut auf; doch darf man, wenn dies geschehen

soll, an dem Tage kein Fleisch gegessen haben, und es muß an ihm Neumond gewesen sein. Im Lauenburgischen gewinnt sich die Braut reichen Flachssegen, wenn sie sich, bevor sie zur Trauung an den Altar tritt, eine Riste Flachs um das linke Bein bindet; denn „der Flachs wird dadurch vom Pfarrer mit gesegnet.“ Um den Flachs recht lang werden zu lassen, springt die Hauswirtin des Schlesiers und des Märkers, der auf alte Satzungen hält, in der Fastnacht beim Tanze im Kruge so hoch, als sie kann. Zu gleichem Zwecke muß im Harz am Fastnachtstage, in der Provinz Preußen am grünen Donnerstage die älteste Jungfer des Hauses rückwärts vom Tische springen. Der Mecklenburger aber weiß ein anderes erprobtes Mittel zur Erlangung einer guten Flachsernte: er steckt beim Säen eine Harke in das Feld, damit der Flachs sich daran ein Beispiel nehme und ebenso hoch zu werden strebe wie der Harkenstiel. Wieder andere Wege zu demselben Ziele schlägt der Landmann in Thüringen ein, indem er beim Auswerfen der Leinsat möglichst weit ausschreitet, an beiden Enden des Leinfeldes große Büsche von Holunder, der, wie wir wissen, in der Heidenzeit ein heiliger Baum war, aufpflanzt und auf dem besäeten Acker ein paar frische Eier ißt. An einigen Orten herrscht auch der Gebrauch, daß die ganze Familie, damit der Flachs recht wohl gerate, am Himmelfahrtstage Milch und Semmel verspeist.

(Busch, 106. Vergl. auch Wuttke, 184. 185. 205!)

Am Peterstage (22. Februar) ist es im Werragrunde Brauch, daß gute Freunde und Nachbarn einander den „Petersdreck“ bringen. Sie füllen einen Topf mit Leinsamen oder den Annen (Scheven) vom Flachse, auch wohl mit Kehricht aus der Spinnstube, schleichen sich damit in des Nachbars Haus und werfen den Topf mit den Worten: „So hoch soll der Flachs werden!“ in die Stube oder vor die Stubenthür. Je höher der Topf geworfen wird, desto höher wird auch der Flachs. Wer den Topf wirft, muß sich in Acht nehmen, daß er nicht

gefaßt und ergriffen wird, denn er bekommt dafür sein Gesicht geschwärzt. Übrigens ist der Petersdreck demjenigen, welchem er gebracht wird, eine gute Vorbedeutung für das Wachsen und Gedeihen der Leinsaat. Auch sehen es die Leute aus demselben Grunde gern, wenn ihnen am Fastnachtsabende Töpfe wider die Thür geworfen werden.

Auf Lichtmesse wird von der Bäuerin ein Rocken mit Flachs auf den Mist gesteckt, damit der Hahn daran spinne. Die Freunde aber werden mit Kräpfeln und Kaffee bewirtet. Dasselbe geschieht an anderen Orten am Peterstage. — Den 22. Februar (Peterstag) wurde der Lein geriffelt. Es wurde nämlich stillschweigend auf jede Ecke eines Tisches ein kleines Häufchen und in die Mitte desselben ein größerer Haufen Lein gelegt und in diesen größeren Haufen ein Strohhalm gesteckt, damit der Flachs so lang wie der Strohhalm werde.

Mit dem Getreide fuhr der Bauer der alten Zeit seine Hauptnahrung, mit dem Flachse seine Hauptbekleidung in die Scheune, und so hat die Ernte des letzteren ebenfalls manchen alten Zug bewahrt. Dies ist namentlich in Norddeutschland der Fall. Zu Riemke bei Bochum band man früher bei beendigter Ernte, wenn der Flachs ins Wasser gelegt wurde, in eins der Bunde ein Butterbrot, welches man den „Fretboden“ nannte. In Frankenau legt man noch jetzt in das Bund drei Wiesenblumen und eine Sichel. Butterbrot und Blumen sind wohl ein Opfer für die Göttin Frigg oder Holle, die, wie wir wissen, dem Flachsbau vorstand, während die Sichel, wie alles Eisen im Aberglauben, vor bösem Zauber schützen sollte. In einigen westfälischen Orten herrscht ferner die Gewohnheit, demjenigen, der mit dem Reinigen seines Flachses zuletzt zustande kommt, eine mit „Scheve“, d. h. mit Flachs- oder Hanfabfall ausgestopfte Puppe, die der „Schevekerl“ heißt, vor die Thür zu stellen. Wer seinen Flachs zu spät schwingt, dem wird eine ähnliche Figur, die nach der „Schleppbrake“, dem Werkzeuge

der Schwingenden, das „Schleppwif“ genannt wird, am Abend vor das Haus gesetzt.

Interessanter und poetischer sind die ländlichen Feste, die sich in einzelnen, von den großen Heerstraßen abgelegenen Weilern der Bergzüge am Niederrhein, vorzüglich im Bergischen und Siegenschen erhalten haben, die sogenannten „Schwingtage“, an denen die Bäuerinnen des Ortes sich gemeinsam der Zubereitung des geernteten Flachses unterziehen. Nachdem die Stengel durch abwechselndes Einweichen und Trocknen mürbe geworden sind, in der letzten Hälfte des Oktobers, finden sich die Frauen und Mädchen des Dorfes in einem der größeren Bauerngüter zusammen. Erst werden die Stengel auf der Breche oder dem Flachsännel, einer sehr einfachen Maschine, wo zwei ineinandergreifende gezähnte Scheren sie fassen und zermalmen, bis auf den zähen Bast gänzlich zerrieben. Dann wird dieser Bast bündelweise in dem Einschnitt eines aufrecht stehenden Brettes, des sogenannten Schwingstockes, vermittelst der Schwinge, eines dünnen, fächerartigen Schlägels, von den daran noch festsitzenden Stengelbrocken, dem Schiff, gereinigt und durch anhaltendes Klopfen in die einzelnen Fasern zerteilt. Zwanzig, ja bisweilen doppelt so viele Frauen versammeln sich zu dieser Verrichtung unter freiem Himmel oder auf der Scheunentenne. Jede führt außer ihrem Gerät und Werkzeug einen Schatz alter Lieder mit sich, und wenn die Arbeit einmal im Gange ist, schallen zu dem taktmäßigen Geklapper der Schwingen Jauchzen und Gesang vom Morgen bis in die Nacht hinein. In einzelnen Pausen werden bei dem Feste eigentümliche Gerichte und Getränke gereicht, zuweilen auch altherkömmliche Spiele vorgenommen, worauf es wieder an die Arbeit geht. Nichts von dem geschieht nach Zufall oder Belieben, alles nach der Überlieferung und feststehendem Ritus, als wenn es, wie einst, in gewissem Sinne einer heiligen Handlung gelte.

Nachdem sich die Schwingerinnen vor ihren Schwingstöcken

in Reihen geordnet haben, die klappernde Arbeit ihren Anfang genommen hat und die Zungen durch den reichlich gespendeten Anisbranntwein gelöst sind, wird der Schwingtag mit einem feierlichen Liede in Molltönen eröffnet, welches mit folgender Strophe anhebt:

Wo geht sich denn der Mond auf?
Blau, blau Blümelein!
Ober'm Lindenbaum da geht er auf;
Blumen im Thal,
Mädchen im Saal,
O du tapfere Rose!

Das blaue Blümelein ist die Flachsblüte. Die Strophe wird so viele Male wiederholt, als Sängerinnen vorhanden sind, und jede Wiederholung derselben bezeichnet das Haus einer von denselben als Aufgangsstelle des Mondes. Dann folgen die andern hergebrachten Lieder, die alle in Moll gehen, meist rasch bewegt sind und gewöhnlich erotischen Inhalt haben oder einen Balladenstoff behandeln. Manche unter denselben mögen mehrere hundert Jahre alt sein, wenn man nach den wenigen Reimen, die sie haben, und nach den Alliterationen, mit denen sie durchwebt sind, schließen darf. Dahin gehören u. a. die Ballade „Zu Engelheim ein Lindenbaum", die nur an zwei Stellen Reime hat und die bekannte Sage von Eginhard und Emma, ohne die Liebenden zu nennen, erzählt. Andere alte und merkwürdige Schwingtagslieder sind das vom „Abendreuter", soll heißen Abenteurer, einem Grafensohne aus Straßburg, der seine von den Heiden geraubte Schwester sieben Jahre lang in aller Welt sucht und sie zuletzt als Dienstmagd in einer Schenke am Rheine findet; dann das vom Pfalzgrafen Heinrich dem Wütigen, der seine Gemahlin erschlug, und das von der unschuldig gehenkten und schließlich wieder zu Ehren gebrachten Magd zu Frankfurt, die der Dichter der Ballade am Galgen

von Engeln behütet und mit Speise und Trank versehen werden läßt. So folgt ein Lied dem andern; bald wird ein ernstes, bald ein heiteres angestimmt, bis wieder ein auf den Flachs bezügliches beginnt. Die Schwingerinnen singen dann gewöhnlich:

Es flog eine weiße Taube
Wohl aus dem Lindenbaum.
Sie flog wohl über Grünheide
Vor Edelkönigs Haus.
Was trug die weiße Taube?
Ein blau, blau Blümelein,
Die jüngste Königstochter
Soll spinnen ein Fädchen fein. 2c.

Nach diesem Liede, welches meist in die ersten Stunden des Nachmittags fällt, verläßt die Gesellschaft plötzlich ihre Schwingstöcke und eilt hinaus vor das Gehöft auf einen Hügel oder eine künstliche Erhöhung über dem Erdboden, wo dann alle, gegen Morgen gewendet, mit erhobenen Händen aus voller Brust aufjauchzen. Was das zu bedeuten hat, weiß niemand zu sagen. „Es ist von Alters her so Gebrauch gewesen“, erhält der darnach Fragende zur Antwort. Vielleicht rief man in der Urzeit den Namen der Erdmutter aus, die wie dem Bau, so auch der Bearbeitung des Flachses vorstand; denn möglicherweise ist hiermit in Verbindung zu bringen, daß ehedem am Niederrhein auch in der Walpurgisnacht jenes dreimalige Aufjauchzen nach Osten hin Sitte war, daß man in Westfalen bei den ländlichen Festlichkeiten, mit denen der Frühling begrüßt wurde, dreimal den Namen Herke zu rufen pflegte, und daß die Schwingfeste ehemals nur am Freitage abgehalten wurden, welcher jener Göttin des saatengebärenden Erdenschoßes, des Flachssegens und der Spinnkunst geweiht war.

Wieder in das Gehöft zurückgekehrt, beginnen die Frauen und Mädchen ihr Schwingen und Singen von neuem, und das

geht so lange fort, bis sich am Abend die jungen Männer des Dorfes und der Nachbarschaft einfinden, um an dem nun folgenden Tanze teilzunehmen und zuletzt ihr Schätzchen nach Hause zu geleiten. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschah es dabei nach dem Zeugnis eines alten Predigtbuches, daß „die Dorfburschen einen Pferdeschädel mit Katzendärmen überspannten und neben dem Hackebrett darauf schnurrten zu teuflischem Hallo und Hopsa."

Bei der Arbeit der Schwingtage, sowie später beim Tanze wird ein nur bei dieser Gelegenheit übliches Getränk, ein Gemisch aus Wein oder Honigwasser mit Anisbranntwein, worin Pfefferkuchen zerweicht ist, herumgereicht. Die herkömmlichen Gerichte dazu sind Mohnkuchen und Hirsebrei. Jenes Getränk, „Kümpchen" genannt, wird, da es breiartig dick ist, mit Löffeln genossen, und zwar will das Herkommen, daß die Mädchen ihre Burschen damit füttern. Sie halten dabei jede ihr Schüsselchen auf dem Schoße, ihr Schatz kniet vor ihnen und wird von der Hand seiner Liebsten mittelst des Löffels gespeist. Das Übermaß des Genusses dieser berauschenden Suppe führte bei mehr als einer von jenen Zusammenkünften zu allerhand Unfug und blutigen Raufereien während des Heimwegs der Paare, indem man den Raub der Sabinerinnen nachzuahmen versuchte. So geschah es, daß die Kirche gegen die Schwingfeste zu eifern begann, und daß seit Anfang dieses Jahrhunderts auch die weltlichen Behörden mit Verboten und Strafen dagegen einschritten. Auf diese Weise ist die ursprünglich allenthalben am Niederrhein verbreitete Sitte auf der Ebene allmählich verschwunden, und selbst in den Bergen kommt sie nur noch an einzelnen Orten vor. (Busch, 113—118.)

Wie schon oben erwähnt wurde, war Freia, die unter sehr verschiedenen Namen auftritt, die Göttin des Flachsbaues. Diese Namen haben sich aber in den Zwölften, namentlich bei dem Verbot erhalten, welches das Spinnen untersagt. Und besonders

charakteristisch ist die Bezeichnung, daß, wo Fru Gode, die Frick oder Fru Harke den Wocken nicht abgesponnen finde, zerzause sie die Mädchen oder besudle ihnen den Wocken in der derbsten Weise, wobei man als eine Art Erklärung hinzuzusetzen pflegt, daß die Knechte oft auch, wenn sie in den Zwölften noch Flachs auf den Wocken fänden, Pferdemist hineinsteckten. Wie sich an diesem Verbot der Name der alten Gottheiten, wenn auch unverstanden natürlich, noch bis jetzt erhalten hat, so werden wir noch sehen, daß der betreffende Aberglaube gerade in seiner rohen Form einen besonderen mythischen Gehalt hat, der aus den Gewitteranschauungen entlehnt, erst mit der Gottheit auf die Zeit der Wintersonnenwende übertragen worden ist.

Es ist eine uralte Vorstellung, die Sonne mit ihren Strahlen als eine himmlische Spinnerin anzusehen oder, genauer ausgedrückt, die Sonne selbst als eine himmlische Spindel. Nun haben wir oben in der Hackelbergssage es gehabt, daß, als des Gottes Wolkenhunde Spinnerinnen antreffen, sie sich schütteln, daß der Regen herabtrieft. Wenn es da nach allem anderen noch zweifelhaft sein könnte, daß diese Spinnerinnen der Sage irdische Substitute der himmlischen Sonnenspinnerin sind, so tritt der andere bei den Gebräuchen erwähnte Aberglaube entscheidend ein, daß wo der umziehenden Frick oder Frau Harke ein Wocken unabgesponnen aufstößt, sie ihn mit Kot besudele oder der Wodan hindurchfahre. Denn nun paßt es recht eigentlich zu der ursprünglichen Scenerie am Himmel, wenn ich (Urspr. d. M. p. 240 Anmerk.) dieses Besudeln des Wockens zu dem stinkenden Schwefelgeruch des Blitzes gestellt habe, der auch an der Keule haftete, welche der Gott schleudert, oder anderseits den Gewitterteufel mit ähnlichem Gestank meist auftreten läßt. Bestätigt wird diese ganze Auffassung noch durch andere Versionen desselben Mythenkreises, denen gemäß in anderen Gegenden Deutschlands die unserer Göttin analoge Frau Berchtha in ähnlicher feindlicher Beziehung zu Spinnerinnen,

also, wie ich es jetzt fasse, ursprünglich zur Sonne, steht. Wenn sie auf ihrem Wege eine Spinnerin trifft, heißt es u. a., werfe sie derselben eine Spindel zum Abspinnen hin, wie es anderweitig auch vom Teufel erzählt wird. Ich habe dies auf eine Vorstellung zurückgeführt, der zufolge man meinte, daß im Blitz eine Spindel geworfen werde, und habe auch noch andere Beispiele dort von der feindlichen Beziehung dieser Frau Berchtha zu der Spinnerin, die sie auf ihrem Wege antrifft, beigebracht; ich füge aber jetzt noch ein neues charakteristisches hinzu, was Woeste in seinen Volksüberlieferungen aus der Grafschaft Mark, Iserlohn 1848 p. 23 mitteilt, indem den zu heiliger Zeit, d. h. beim Umzug der Gottheit Spinnenden mit „Berchtha mit der blauerigen (blutigen) Hand" gedroht wird. Ähnliches bringt Kuhn, Westf. I p. 61 bei und stellt den betreffenden Aberglauben dort zusammen. Ich finde nämlich in der blutigen Hand der Göttin noch insbesondere den deutlichen Hinweis auf die rote Hand, mit welcher die Gewittergöttin im roten Blitz ihre Spulen zu werfen scheint, gerade wie der römische Jupiter auch mit roter Hand (rubente dextera) seine Blitze schleudert.

Wie aber die zuletzt erwähnten Aberglauben an andere heilige Zeiten anknüpfen, z. B. die Fastnachtszeit, oder recht charakteristisch am Donnerstag Abend das Spinnen untersagen oder bestraft wissen wollen, so sprechen die alledem zu Grunde liegenden Anschauungen deutlich dafür, daß die vom Wod, der Frick oder Frau Harke zur Wintersonnenwende angeführten analogen Züge nur später erst auf diese heilige, aber gewitterlose Zeit übertragen sind, als inzwischen andere Umstände den Hauptumzug oder Einzug der betreffenden Götter in diese Zeit verlegt hatten, d. h. eben die angedeutete Entwicklung dieser Götter zu Sonnengöttern.

Nun finden wir aber neben jenen Zügen, welche ursprünglich die Sonne gleichsam nur als ein leidendes Objekt im Gewittertreiben darstellen, eine ganze Klasse von Sagen über

Deutschland verbreitet, in denen sie als ein himmlisches Wesen ähnlicher Art wie die Gewittergottheiten auftritt, d. h. die Sonne in den Gewitterkreis einzurücken und damit in die sich daran knüpfenden Anschauungen überzugehen scheint. Dabei erscheint sie neben der Auffassung einer Spinnerin als ein schönes Weib gedacht, welches umgeht und ihre langen, schönen, goldgelben Haare strehnt, was, wie auch Mannhardt es schon bei der nordischen Göttin Sif, des Donnergotts Thor Gemahlin, gedeutet hat, ebenfalls auf die Sonnenstrahlen nur in einer anderen Fassung dieses Naturobjektes gehen dürfte. Ich vermute, daß Sifs Goldhaare die Sonnenstrahlen sind, welche der böse Dämon des Wolken- und Winterdunkels raubt, abschneidet. Mannhardt, die Götter der deutschen und nordischen Völker. Berlin 1860 I. p. 315.)

Ich hatte beide Anschauungen schon (Urspr. d. M. p. 144 u. 245 ff.) in ihrem Hinüberspielen in das Gewitter nachgewiesen und dabei den Blitz als die geworfene Spindel oder die fliegenden, goldenen Haare der Wolkengöttin, welche im Gewitterbade gekämmt werden, gedeutet. (Schwartz, 89, 95—98.)

Eine schöne Jungfrau — oder Frau Holle selbst — beschenkt manche Menschen mit Flachsknotten, die sich nachher in Gold verwandeln.

## Flachsknotten auf dem Kyffhäuser.

Eine Zeit lang hat es einmal in der Gegend des Kyffhäusers fortwährend geregnet. Der Schäfer eines der benachbarten Dörfer, der seine Herde auf dem Berge geweidet, hat aber jedesmal, wenn er auf denselben gekommen, dort das schönste Wetter gefunden, ja die Sonne hat sogar so warm geschienen, daß Frau Holle aus dem Berge gekommen ist und einen großen Haufen Flachsknotten ausgebreitet hat, um ihn zu trocknen. Wie er abends wieder heimgetrieben hat und am Fuße des

Berges gewesen ist, hat's gerade wieder so geregnet wie vorher, und so ist es viele Tage fortgegangen. Da hat er's dann vielen Leuten im Dorfe erzählt, daß es hier bei ihnen fortwährend regne, dagegen auf dem Kyffhäuser das schönste Wetter sei, allein sie haben es ihm nicht glauben wollen, obgleich er es ihnen hoch und teuer versicherte, und haben zuletzt gesagt, dann solle er doch einmal ein paar Hände voll Flachsknotten mitbringen, damit sie es glauben könnten. Das hat er auch versprochen, und wie er an den Berg kommt, ist alles wie an den früheren Tagen gewesen, und er hat Frau Holle gebeten, sie möge ihm doch erlauben, daß er ein paar Hände voll trockener Flachsknotten mitnehme, damit er sie daheim überzeuge, was hier für Wetter sei. Da sagte sie, das wolle sie gern erlauben, er solle nur zugreifen und sich alle Taschen vollstecken; das hat er denn auch gethan, und als er nach Hause gekommen ist, sind die Flachsknotten lauteres Gold gewesen. (Witzschel I, 261.)

## Jungfrau an der Boyneburg (Hessen).

Ein armer Schäfer, der Habe und Gut verloren hatte und dem anderen Tages sein Letztes ausgepfändet werden sollte, weidete an der Boyneburg. Da sah er im Sonnenscheine an der Schloßthüre eine schneeweiße Jungfrau sitzen. Sie hatte ein weißes Tuch vor sich ausgebreitet; darauf lagen Knotten, die sollten in der Sonne aufblinken. Der Schäfer verwunderte sich, an solch einsamem Orte eine Jungfrau zu finden, trat hinzu und sprach: „Ei, was schöne Knotten!“ nahm etliche in die Hand, besah sie und legte sie wieder hin. Sie blickte ihn freundlich und doch traurig an, antwortete aber nichts. Da ward dem Schäfer ängstlich, also daß er weiter zog, ohne sich umzuschauen, und die Herde heimwärts trieb. Es waren ihm jedoch einige Knotten in die Schuhe gesprungen, die drückten ihn nun; er saß nieder, zog einen Schuh aus und schüttelte

ihn um. Da fielen ihm fünf oder sechs goldene Körner entgegen. Wohl eilte der Schäfer nach der Boyneburg zurück, die weiße Jungfrau aber samt Knotten blieb verschwunden. Doch konnte er sich mit dem Golde von allen Schulden lösen und seine Haushaltung wieder einrichten.

(v. Pfister, 80 und Grimm, 541.)

Die weiße Jungfrau gleicht der weißen Frau (anderer Sagen), die umgeht und erlöst sein will und bei der das oben erwähnte Kämmen der langen, schönen Haare oder das goldene Spinnrad hervortritt. Wenn dies also die Sonnenjungfrau ist, so rückt sie in allen den Sagen, die von ihrer versuchten Erlösung erzählen, deutlich in die Gewitterscenerie über. Man sieht, wie sich die Vorstellung entwickelt hat, daß an ihr eine Verwünschung vorgegangen, der gegenüber der Versuch einer Erlösung tritt. Jakob Grimm hat die von uns in den Märkischen Sagen hierher gehörigen gesammelten Sagen unter dem Kapitel „Von der weißen Frau" aufgenommen, findet aber S. 920 in dem Zug mit der Erlösung eine durch das Christentum vorgenommene Umwandlung der alten Göttergestalt. Ich finde aber umgekehrt darin den ursprünglicheren, roheren, noch eng an die Natur sich anschließenden Charakter einer alten heidnischen Gottheit. (Schwartz, 98.)

## Das Singrün. Vinca minor.

Wer Singrün bei sich trägt, das aber zwischen zwei Marientagen gesammelt sein muß, dem hat weder Teufel noch Hexe etwas an, können auch in kein Haus, über dessen Thüre diese Pflanze hängt, gelangen. (Bechstein I, 105.)

Im Hannöverschen legen die Mädchen in der Matthiasnacht in ein um Mitternacht schweigend mit fließendem Wasser gefülltes Gefäß einen Kranz von Singrün, einen andern von Stroh und eine Hand voll Asche, tanzen dann mit verbundenen

Augen schweigend dreimal um das Wasser und greifen dann hinein; erfassen sie den grünen Kranz, so werden sie Braut, der Strohkranz deutet ihnen Unglück und die Asche den Tod.

(Wuttke, 52.)

## Der Epheu. Hedera helix.

Die Griechen weihten den Epheu dem Gott des Weines, Bacchus. In den Festen, welche zu dessen Ehren gefeiert wurden, fand er daher eine reiche Verwendung. Die Sage, welche ihn zu Bacchus in Beziehung brachte, berichtet ungefähr dies: Der Göttervater Zeus erkor sich auf Erden eine Königstochter zur Gemahlin, die er innig liebte. Seine rechtmäßige Gemahlin aber, die Himmelskönigin Juno, merkte den Betrug und war darob furchtbar erbost. Sie verkleidete sich als eine arme Wärterin, stieg vom hohen Olymp herab und nahte sich der verhaßten Nebenbuhlerin, um sie ins Verderben zu stürzen. Boshaft freundlich sprach sie: „Du glaubst, dein Geliebter sei der König des Himmels, aber er hat dich entsetzlich getäuscht. Du hast einem Betrüger deine Hand gereicht. Willst du dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen, so bitte ihn, in seiner vorgeblichen himmlischen Herrlichkeit bei dir zu erscheinen.“ Die unglückliche Königstochter versank in tiefen Kummer und fing an, ihrem Gemahl zu mißtrauen. Als er wieder zu ihr kam, sagte sie in schmeichelndem Tone: „Du sagst immer, daß du mich über alles liebst, aber wenn ich dir ferner trauen soll, so schwöre mir, daß du mir jede Bitte, die ich dir aussprechen, erfüllen willst.“ Zeus willigte, wenn auch ungern, ein, um sie zu beruhigen. Kaum aber hatte er das Verlangen gehört, als er dringend und immer dringender flehte, von dem unseligen Gedanken abzulassen, weil kein Sterblicher seinen majestätischen Anblick ertragen könne. Doch sie beharrte auf ihrem Wunsche, und Zeus, um nicht meineidig zu werden, legte

sein himmlisch klares Gewand an und erschien ihr im Donner und Blitz. Aber ach! die teure Geliebte ward auf der Stelle getötet und in Asche verwandelt. Um nun wenigstens ein kleines Pfand der Liebe zu besitzen, suchte er den Sohn, mit dem er durch sie beschenkt werden sollte, vor dem Grimm der unerbittlichen Himmelskönigin zu retten. Er ließ aus den Säulen des königlichen Schlosses einen Epheu sprießen, der so blitzschnell emporwuchs, daß er das neugeborene Götterkind Bacchus beschattete, ehe die eilfertige Juno ihre eifersüchtigen Blicke dorthin zu lenken vermochte. (Warnke, 92. 93.)

Überall ist die Hedera des Dionysos sicherstes Abzeichen; wo Epheu in Fülle wuchert, da war der Fußtritt des Gottes gewesen bis nach Indien hin, wo der Scheitel des heiligen Berges Meros mit den Ranken des Epheu umkränzt sein sollte. Epheu war der wesentliche Schmuck des Thyrsos- oder Bacchuszweiges. Die Bildsäule des Dionysos selbst sieht man gewöhnlich mit Epheu bekränzt, und bei den Festen oder Bacchanalien wurde diese Pflanze vielfältig benutzt. Die Mänaden oder Bacchantinnen folgten dem Zuge, mit Epheu bekränzt und Thyrsosstäbe haltend. Der Gründe, um welcher willen diese Pflanze dem Dionysos gewidmet sei, sind so viele und darunter so abenteuerliche angegeben worden, daß man sie besser umgeht; nur ein einziger ist wohl zu berühren. Ein straff um den Kopf gebundener Epheukranz soll das Kopfweh stillen, welches zu entstehen pflegt, wenn man zu viel oder schlechten Wein getrunken hat, und noch bis auf den heutigen Tag hängen unsere Weinproduzenten, die ihr eigenes Gewächs verzapfen, einen Epheukranz, des Weingottes Zeichen, an die Thüre, und nur zu oft dürfte er nötig sein. — Aber auch die Poeten bekränzen sich mit Epheu; vielleicht um durch diese immergrüne Pflanze anzudeuten, daß der Dichterruhm ein unvergänglicher sei, oder auch entnommen von dem Umstande, daß Kalliope, die Muse des heroischen Gesanges, des Orpheus Mutter, von

Ovid mit dem Epheukranze begabt wird. — Interessant ist, daß die Priesterinnen zu Athen sich gegenseitig erinnerten, keinen Epheu, des Weingottes Pflanze, in den Tempel der Juno mitzubringen, darauf hindeutend, daß Nüchternheit eine notwendige Bedingung des Eheglücks und Ehesegens sei. (Dierbach, 65—67.)

Ein Kranz von Epheu, am Walpurgistage von einem Mädchen aufgesetzt, lockt Liebhaber und Freier herbei.

(Busch, 51.)

Im Mittelalter dichtete man dem Epheu allerlei Heilkräfte an, die er in Wirklichkeit nicht besaß. Man pflegte kranken Schweinen einzelne Zweige um den Hals zu hängen, damit sie gesundeten, und die gesunden bekränzte man damit, um sie gegen bösen Zauber zu schützen, weshalb z. B. auch das St. Antoniusschwein mit Epheu geschmückt, dem Schlächter entgegengebracht wurde. — Von dem Wildschwein erzählte der abergläubische Jäger, es liefe, sobald es verwundet, zum ersten besten Epheu, fräße davon und würde geheilt. — Ißt ein Mensch mit einem aus Epheu geschnitzten Löffel, so ist er gegen Halsweh und Bräune gesichert. (Warnke, 93. 94.)

## Die Herbstzeitlose. Colchicum autumnale.

Die Eigenart der Pflanze, welche sich in dem Erscheinen von Blüte und Frucht zeigt, gab früher zu manchem Aberglauben Veranlassung; so nannte man sie z. B. „filius ante patrem“ (Sohn vor dem Vater).

Die Zeitlose war schon den Alten sehr bekannt und wurde auch Ephemeron (nur einen Tag dauernd, vergänglich) genannt, weil man glaubte, derjenige, welcher die Zwiebel esse, müsse noch an demselben Tage sterben.

(Leunis II, 1110. Vergl. Dierbach, 201!)

Ein Mann aus Arnsbach erzählte, daß wohl die Leute sich auf eine berüchtigte Höhe begäben und mit Peitschenschlägen

und vielem Lärme die Hexen abzuschrecken gedächten. Die Spitzen eines Krautes, Kuckucksblume genannt — im Herbste wachsen daraus die Herbstzeitlosen — fände man nach dem ersten Mai abgebrochen; denn die Hexen schnitten in der Walbertsnacht dieselben ab und kochten Kohl davon. (v. Pfister, 61.)

## Der Affodill. Asphodelos.

Berühmt sind die Asphodelos-Wiesen, welche die Phantasie des Altertums in die Unterwelt versetzte, und sie mit den Manen der Verstorbenen bevölkerte. Der Affodill ist die Pflanze der elysischen Gefilde, der Insel der Seligen, sie grünet im Lande der Träume, umschwebt von den Luftgebilden der Manen. Damit hängt auch die Sitte zusammen, den Asphodelos auf Gräber zu pflanzen. Er war überdem noch ein großes Heilmittel, das freilich durch abergläubische Sagen in höheres Ansehen versetzt, aus den Händen der Priester in die der Ärzte überging. Merkwürdig ist, daß auch die Japaner eine der eben beschriebenen ganz ähnliche Art, allem Ansehen nach den Asphodelos asiaticus Hawkins, auf ihre Grabhügel pflanzen und das blühende Gewächs in Töpfen auf Leichensteine stellen. — Nicht nur Proserpina, die Herrscherin der Unterwelt, kommt mit dieser schönen Pflanze bekränzt vor, sondern, nach Suidas, auch Diana; selbst Dionysos und Semele wurden damit geziert. Der Asphodelos ist die gewöhnlichste Speise der Bewohner von Elysium, und offenbar hatte man dabei ihre Wurzel im Auge, die allerdings als ein Nahrungsmittel benutzt werden kann.

(Dierbach, 143, 144.)

## Die Hyacinthe. Hyacinthus orientalis.

Appollo, der Gott der Künste und der Weissagung, liebte einen Königssohn mit Namen Hyacinthus, weil derselbe schön,

bieder, brav und tugendhaft war. In müßiger Stunde hielt er sich gern bei ihm auf und verkürzte sich mit ihm durch Werfen und turnerische Spiele die Zeit. Als sie nun eines Tages wieder damit beschäftigt waren, sich gegenseitig eherne Scheiben zuzuwerfen, nahte sich ungesehen der Feind und Nebenbuhler Apollos und lenkte die geschleuderte Scheibe, daß sie die Stirn des Jünglings traf und demselben eine schwere, klaffende Wunde schlug. Apollo jammerte, als er das Blut perlen sah. „Gern," sprach er, „wollte ich alles, was ich habe, dahin geben, könnte ich das Unglück ungeschehen machen!" In grenzenlosem Schmerz schloß er den Liebling in seine Arme, pflegte ihn und stillte das hervorsprudelnde Blut, um ihm, wenn möglich, das junge Leben zu retten; doch alles umsonst. Nach einigen Stunden starb der Jüngling in den Armen seines göttlichen Wohlthäters und Freundes. Aber der Heißgeliebte sollte nach dem Willen des Gottes für die Nachwelt nicht ganz verloren sein. War es nicht möglich gewesen, ihn vor dem Tode zu schützen, so sollte er doch für alle Ewigkeit in sinniger Verwandlung die liebenden Menschen erfreuen. Verständnisvoll ließ Apollo aus dem Blute des so früh Verschiedenen eine duftende Blume erstehen, die er in seliger Erinnerung Hyacinthe nannte. (Warnke 156.)

Schön beschreibt Ovid jene Metarmorphose, wenn er sagt (Lib. X, 210):

Siehe das Blut, das strömend des Erdreichs Kräuter geflecket,
Endiget Blut zu sein; voll Glanz wie tyrischer Purpur
Hebt sich die Blum' und empfänget Gestalt gleich Lilien, wenn nicht
Rötelnde Bläue die eine und die andere Silber gefärbet.
Nicht genügt es dem Phöbus, denn der war Stifter der Ehre,
Selbst mit eigenen Worten beschrieb er die Blätter und *Ai*, *Ai*,
Sagt dem Griechen die Schrift, und es klagt auf der Blume der Buchstab'.

((Dierbach, 137. 138.)

## Die Narcisse. Narcissus.

Die Himmelskönigin Juno erkor sich Echo, die lieblichste und heiterste von allen Bergnymphen, zu ihrer vertrauten Freundin, der sie alle Geheimnisse des Herzens offenbarte. Aber Echo war falsch. Sie stand insgeheim mit Jupiter im Bunde und suchte dessen geheime Gänge zu verheimlichen. War derselbe bei den Bergnymphen zum Besuch, so plauderte sie der eifersüchtigen Himmelskönigin von den heitersten Geschichten und unterhielt sie dadurch so herrlich, daß die Stunden unvermerkt vorüber rannen. Endlich aber merkte Juno die gegen sie geübte Hinterlist, und zornsprühend rief sie: „Weg von meinem Angesichte, du elende Betrügerin! Deine Sprache, mit der du mich so zauberisch umstricktest, sei dir genommen! Nur so viel Milde will ich walten lassen, daß du fortan die letzten Worte eines andern klagend nachlallen darfst." Aus Gram zog sich die Verbannte in den Wald zurück, wo sie jetzt noch wohnt und die Worte eines Rufenden klagend wiederholt. In ihrem einsamen Walde, rings von Felsen umgeben, sah Echo einstmals einen blühenden Jüngling mit Namen Narcissus, den Sohn des Flußgottes. Ihm war in seiner Jugend geweissagt, er werde ein hohes Alter erreichen, wenn er sich selbst nicht kennen lerne. Als die liebebedürftige Nymphe des bildschönen Jünglings ansichtig wurde, verliebte sie sich in ihn, fand aber kein Gehör. Da rief sie die Götter um Barmherzigkeit und Rache an. Und siehe, die Rache kam. Als Narcissus aus einer Quelle trinken wollte, erblickte er zum erstenmale sein eigenes Bild, ward von einer heftigen Leidenschaft zu sich selbst ergriffen und verzehrte sich im Liebesgram. Bei seinem Hinsiechen fühlten die Götter Mitleid mit dem Bedauernswürdigen. Sie ließen ihn daher nicht ganz vergehen, sondern verwandelten ihn in die vielgeliebte Narcisse. (Warnke, 172, 173.)

Die Narcissen der Wiese sammelte Europa, als Zeus sie entführte, und mit denselben Blumen beschäftigte sich Proserpina, als Pluto sie zur Unterwelt abholte, und mit Narcissen gekrönt, sieht man den Beherrscher des Hades abgebildet. — Diese Blume, die durch ihren starken und betäubenden Geruch zum Tode einzuschläfern vermag, gehörte dem Orkus an; Narcissenkränze, die man im Traume sieht, bedeuten, wie Artemidorus sagt, Unglück. Mit Narcissen bekränzte man die Toten und hielt sie wohl unter allen Blumen, die man dazu wählen möchte, für die passendsten. (Dierbach, 146.)

## Die Meerzwiebel. Scilla.

Die alten Ägypter begriffen unter ihrem Typhon alle bösen Einflüsse und Kräfte der Natur; ihm schrieben sie die schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe und die ansteckenden Seuchen zu, die von denselben zu entstehen pflegen, sowie insbesondere die hydropischen Übel, die in dergleichen Gegenden so häufig sind. Bildlich stellte man ihn bald als Nilpferd, bald als Schwein, die Brüste von einer Frau, den Rumpf aus Mann, Hund und Löwe zusammengesetzt, überhaupt in gräßlichen und abschreckenden Gestalten dar. — Ein Hauptmittel gegen die Wassersucht ist die Meerzwiebel, Scilla maritima; sie hieß des Typhons Auge und erhielt in der priesterlichen Materia medica ihre Sanktion. Man verehrte sie göttlich. In Pelusium stand ein Tempel derselben. Man glaubte Orte zu reinigen, wenn man eine Meerzwiebel um sie herum trug, und einen ähnlichen Zweck mag es gehabt haben, wenn die arkadischen Landleute bei dem Panfeste diesen Gott mit Meerzwiebeln zu bewerfen pflegten. Als Amulet hingen die Alten eine Meerzwiebel an ihre Thür und glaubten sich so vor allen bösen Künsten gesichert zu haben. Auch auf Gräbern pflegte man sie anzupflanzen. Übrigens ist die Scilla noch bis auf die gegenwärtige

Stunde eines der geschätztesten Mittel gegen die Wassersucht, und jedes Handbuch der Materia medica kann darüber Aufschluß geben. (Dierbach, 180. 181.)

Pythagoras lernte ihren Heilgebrauch von den Ägyptern und soll durch Gebrauch des Meerzwiebelessigs sein Leben auf 170 Jahre verlängert haben. (Leunis II, 1120.)

## Der Lauch. Allium.

Die Moly-Zwiebel war eine Erfindung des Hermes, wie Plinius sagt, und so berühmt durch Homers Odyssee, wenn gleich in seltsame Fabeln gehüllt. Dieser Moly galt als das vorzüglichste Mittel gegen die Macht der Zauberer und ihre Künste. Odysseus, durch die wunderbaren Tugenden des Moly geschützt, widerstand den Nachstellungen der berüchtigten Zauberin Circe. (Dierbach, 192.)

Am Neujahrsabend schneidet man eine Zwiebel in zwölf Stücke, bestreut sie mit Salz und legt sie so der Reihe nach hin, durch jedes einen Monat bezeichnend; derjenige Monat, dessen Stück das Salz besonders feucht macht, wird naß sein. (Wuttke, 48. Vergl. auch Busch, 31!)

## Die weiße Lilie. Lilium candidum.

Lilien sind nächst Rosen wohl die bekanntesten, seit den ältesten Zeiten in allen Gärten kultivierten Zierpflanzen. Sie spielen in den Legenden der christlichen wie mohammedanischen Völker eine Hauptrolle, verloren aber den Rosen gegenüber später ihr Ansehen, weil sie weder der Vervollkommnung fähig sind wie die Rosen und deshalb wenig Abwechslung gewähren, noch sich der vielen schöneren Pflanzen der Neuzeit gegenüber in Ansehen erhalten konnten. So hat sich z. B. die weiße Lilie, obgleich sie während eines Zeitraumes von mehreren

Jahrtausenden kultiviert wird, weder in Gestalt, noch in Form und Farbe der Blüte bedeutend geändert. (Leunis II, 1113.)

Als Herkules, sagt eine Mythe, der Unsterblichkeit teilhaftig werden sollte, ließ ihn Zeus an den Brüsten der schlafenden Juno saugen; reichlich zog das robuste Kind die Milch zu sich und verschüttete noch vieles davon auf die Erde (die Milchstraße), dieser Flüssigkeit entsproßte die Lilie. (Dierbach, 135.)

Der weißen Farbe wegen sah man in der Lilie seit alter Zeit einerseits ein Sinnbild der Unschuld, der Demut und Sanftmut und anderseits ein Symbol des blassen Todes, der Kummer und Herzeleid im Gefolge hat. Nicht nur erhielt die holde, lebensfrohe Jungfrau bei feierlichen Anlässen Lilien geschenkt, sondern Lilien wurden auch zum Zeichen der Trauer und Treue als letzte Liebesgabe dem durch den unerbittlichen Tod Abgerufenen auf den Sarg gelegt. (Warnke, 144.)

Aus dem Grabe Hingerichteter sprießen weiße Lilien zum Zeichen ihrer Unschuld, aus dem des Mädchens drei Lilien, die kein anderer als der Geliebte brechen soll. (Grimm, 477.) Weiße Lilien treten in vielen Sagen als die Boten Gottes und Verkündigerinnen seines Willens auf.

In dem Volksliede von der schwarzbraunen Hexe (Knaben Wunderhorn, 26. 27.) heißt es am Schlusse von dem Grab des Mägdleins:

> Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab,
> Die wollte ein Reuter wohl brechen ab.
> Ach Reuter, laß die drei Lilien stahn,
> Es soll sie ein junger, frischer Jäger han.

Von dem Ritter, der den Tod der Liebsten verschuldet und sich dann selbst getötet hat (Knaben Wunderhorn 37—39), erzählt das Lied:

Sie begruben sie auf den Kirchhof hin
Ihn aber unter den Galgen.
Es stunde an kein Vierteljahr,
Eine Lilie wächst auf seinem Grabe.
Es stund geschrieben auf den Blättern da,
Beid' wären beisammen im Himmel.

Als der Mordknecht seinen Herrn erschlagen hat und der Herrin die Nachricht überbringt, da ruft sie aus (Knaben Wunderhorn, 205. 206):

Nun sattle mir mein graues Roß,
Ich will von hinnen reiten.
Und da sie auf die Heide kam,
Die Lilien thäten sich neigen
Auf breiter Heiden.

Das Lied vom Grafen Friedrich (Knaben Wunderhorn, 494) berichtet, daß die Braut durch das aus der Scheide fallende Schwert des Grafen zum Tode verwundet ward. Als der Vater der Braut dies erfuhr,

Da zog er aus sein Schwert,
Er stach den edlen Grafen wert
Mit großen Schmerzen durch den Leib,
Daß er tot auf der Erden bleib.

Man band ihn an ein hohes Roß,
Man schleift ihn durch das tiefe Moos,
Darin man seinen Leib begrub;
Kürzlich zu blühen er anhub.

Es stund an bis den dritten Tag,
Da wuchsen drei Lilien auf seinem Grab;
Darauf da stund geschrieben:
Er wär bei Gott geblieben.

## Die Lilie zu Laach.

Laut rauscht das Fest zu Laach in der Abtei,
Lang beteten im Gotteshaus die Frommen:
Dem jüngsten Bruder gaben sie die Weih',
Der unlängst erst ins Kloster ist gekommen.
Doch abends sitzen sie im hellen Saal,
Und Wein und Schüsseln kreisen durch die Runde,
Da ruft der neue Mönch ins heitre Mahl:
„Jetzt eu'r Geheimnis, gebet mir die Kunde."

Und düster wird es, wo die Lust gelacht,
Es harren ernst die Jungen und die Alten;
Dumpf spricht der Abt: „Nur allzu früh erwacht
Die Neugier dir, ich will zurück nicht halten.
Nicht ist die Mär für Feste angethan:
Der Herr verlieh dem Kloster seltne Gnaden,
Im Leben zeiget er den Brüdern an,
Will er vor seinen Richterthron sie laden.

Wer sterben muß, erfährt es vor dem Tod;
Er findet, kommt er morgens zur Vigilie,
Auf seinem Stuhl im Chor beim Morgenrot,
Ob Lenz, ob Winter herrscht, die Totenlilie.
Die Blume ist ein heilig hoch Symbol,
Wie sie sei deine Seele keusch und helle!
Und siehst du sie, mein Sohn, bedenk es wohl!
Im Geiste rein betritt die dunkle Schwelle!" —

Dem jungen Mönche schauert bei der Mär,
Es rieselt ihm die Furcht durch Mark und Glieder;
Die Brüder aber sitzen stumm umher,
Die Lust ist hin, sie kehret heut nicht wieder.
Sie gehn zur Ruh! Der Jüngling wandert lang
Bis in die Dämmerung in seiner Zelle.
Ach welcher Traum, furchtbar, erschrecklich bang!
Rasch fährt er auf: Die Glocken klingen helle.

Er ist der erste dort im Tempelchor.
Er wankt zu seinem Stuhl im Heiligtume —
Wirr starrt der Blick, das Haar sträubt sich empor: —
Das ist sein Platz, dort liegt die weiße Blume. —
„Wie, sterben soll ich in der Blütezeit?“
So ruft er laut: „Ich will und muß noch leben!“ —
Er wirft die Lilie in die Kirche weit,
„Nein, einem andern soll den Tod sie geben!“

Sie fällt. — Dort sitzet sonst der ält'ste Greis,
Der fast vor morschem Alter bricht zusammen.
Der Jüngling harret zitternd, leichenweiß,
Vor seinen Augen zucken gelbe Flammen.
Die Kirche füllt sich. — Sieh, der alte Mann
Erblickt die Lilie furchtlos, fromm, beklommen
Und spricht: „Dein sel'ger Friede haucht mich an,
Sieh mich bereit, o Herr, du bist willkommen!“ —

Und als verrauscht Gesang und Orgelspiel,
Da geht im Kloster um die ernste Kunde:
„Drei Tage noch — Der Alte ist am Ziel,
Dann fährt er hin zu der Gerechten Bunde!“
Zum Totenamte rüsten sie sich schon,
Sie wählen still des Leichenzuges Leiter,
Sie üben der Gesänge dumpfen Ton;
Der fromme Greis vernimmt sie froh und heiter.

Der junge Bruder aber siecht dahin;
Wohl stemmt er sich, doch muß er unterliegen;
Ein wildes Feuer trübet ihm den Sinn,
Sie hören ihn durch grause Träume fliegen.
Was ihm begegnet, sie verstehens wohl, —
Bald liegt die kalte Leiche in der Zelle. —
Die Blume ist ein heilig hoch Symbol,
Wie sie sei eure Seele keusch und helle!

Wolfgang Müller von Königswinter.

## Maria Weiden.

Es saß ein traurig Mägdlein
Im Weidenschatten grau,
Dem sank manch glüh'nde Thräne
Vom Auge sanft und blau.

„Es ruhen Vater und Mutter
Im kalten Totenschrein:
O heilige Muttergottes,
Sei du mein Mütterlein!"

Da klang es in den Zweigen
Wie himmlischer Engel Chor,
Und leuchtende Lilien sproßten
Aus dunklem Grund empor.

Das Mägdlein wollte pflücken
Die Blumen silberklar,
Doch diese schwebten von dannen
Und winkten wunderbar.

Das Mägdlein folgte wie träumend
Den wandernden Blüten nach,
Bis daß es vor einem Kloster
Ermüdet zusammenbrach.

Da traten weiße Nonnen
Herfür gar sanft und gut
Und nahmen die arme Waise
In ihre treue Hut.

Wie lieblich auch und reizend
Die Jungfrau aufgeblüht,
Sie wahrte der Muttergottes
Ein fleckenrein Gemüt.

Und wo ihr unter den Weiden
Das Wunder erschienen war,
Da gründete sie ein Kloster
Und nahm den Schleier gar.

Das Kloster ruht so schweigend
Im ernsten, grünen Haag
Und heißt „Maria Weiden"
Bis auf den heutigen Tag.

Bowitsch, 13. 14.

## Der Hunnen- oder Heunstein.

### I.

Ein Herbsttag war's, schon dunkelte die Nacht,
Mein Freund und ich, wir schritten auf die Jagd,
Um einem schönen Spießbock aufzulauern.
„Stell dich," so sprach er, „hinter diesen Baum,
Du hast alsdann vor dir den freien Raum,
Ich will mich hinter jene Steinwand kauern!"

Still stand ich nun und hielt den Atem an,
Vor mir lag mondbegrenzt ein lichter Plan,
Wo schlafbefangen niedres Strauchwerk wankte,
Und, in des Platzes Mitte mocht es sein,
Auftürmte dort sich hoch ein Felsgestein,
Drauf Farrenkraut im lauten Luftzug schwankte.

Und ringsherum zog sich, schon im Verfall,
Dreifach, so schien es mir, ein hoher Wall,
Des Trümmer vielfach in den Gräben lagen.
Still alles. — Durch die Wolkenwogen schwamm
Der Mond, ein goldner Kahn; an einen Stamm
Lehnt ich das Haupt und dacht verklungner Sagen.

Da plötzlich schoß es aus dem Felsen auf —
Ein Riesenturm! Vom Grundstein bis zum Knauf
Stand prächtig er vor den erstaunten Blicken,
Ein zweiter Turm noch! Ja, was muß ich sehn?
Ein ganzes Schloß! Hoch von den Zinnen wehn
Die Fahnen, Grüße mir herabzunicken.

Doch leblos war's, die Fensternischen leer,
Kein Ritter und kein Fräulein rings umher,
Selbst keines alten Kriegers bleicher Schemen.
Kein Rossewiehern tönte aus dem Stall,
Kein Hundgebell und kein Trompetenschall
Ließ auf dem weiten Hofraum sich vernehmen.

Da in den Angeln knarrt das got'sche Thor,
Ein hohes Weib schwebt aus den Hallen vor,
Umwallet von der Weiße eines Schleiers:
Von schwarzem Samt ein farbiges Gewand,
Goldringe schmücken Armgelenk und Hand,
Vom Haupte nickt die Feder eines Reihers.

Es graute mir. In majestät'scher Ruh
Kam sie gemessnen Schrittes auf mich zu
Und that durch Winke kund mir, daß ich bleibe.
Sie schlug den Schleier weg: solch Angesicht,
So elfenschön hab ich im Leben nicht
Und nicht im Bild gesehn bei einem Weibe.

Mit welchem Blick hat sie mich angeschaut!
Dies Aug', in dem ein ganzer Himmel blaut,
Und diese sanften, schmerzbewegten Mienen!
Sie schritt voran, ich folgte willenlos
Tief in des Waldes stillgeheimen Schoß,
Der träumend lag, vom bleichen Mond beschienen.

Und eine Lilie leuchtete von fern,
Wie durch die blaue Nacht ein heller Stern
Läßt seine Strahlen auf die Erde fallen.
Von reinem Silber waren Kelch und Stiel
Und jedes Blumenblatt, worauf ein Strahl nur fiel,
Das funkelte, wie tausend von Krystallen.

Ein Blatt nur war vom Roste angenagt. —
Sie sah die Lilie an, ihr Auge fragt
Mich schmerzvoll was, doch kann ich mir's nicht deuten.
Sollt' ich sie brechen, oder war's ein Wort,
Das hier ich sprechen sollt' am günst'gen Ort,
Um beide ihres Zaubers zu entkleiden?

Ich wußt' es nicht. Da stand sie zitternd, bleich,
Ich sah sie an, es raschelt im Gezweig,
Und laut Gebell erschallt von meinen Hunden.
Ich greif's Gewehr, der Hahn ist rasch gespannt;
Doch eh' ich noch die Kugel losgebrannt,
Ist Hirsch und Weib und Lilie verschwunden.

Ich schritt zurück. Im blassen Mondenschein
Lag auf dem licht'ren Raum das Felsgestein,
Im Strauchwerk hörte ich des Nachtwinds Wehen.
Da kam mein Freund, er fluchte in den Bart,
Das ist des mißvergnügten Waidmanns Art:
„Komm," sprach er, „komm, wir wollen heimwärts gehen!"

II.

Und als wir heimwärts nun mitsammen gehn,
Erzählt' ich alles ihm, was ich gesehn,
Und that ihm auch das Kleinste nicht verhehlen.
Da strich er aus dem Antlitz sich das Haar
Und sprach: „So wär' die Sage dennoch wahr?
Doch horch, mein Freund, ich will sie dir erzählen!

Wo das Gestein liegt, stand vor alter Zeit
Ein prächtig Schloß. Mit wilder Grausamkeit
Herrschte ein grauser Hunnenkönig drinnen.
Nie sah das Feuer er auf seinem Herd,
Er zog hinaus mit Spieß und scharfem Schwert,
Im Schlachtenspiel sich Länder zu gewinnen.

Und eines Nachbars wunderholde Braut
Läßt zum Altar er schleifen; angetraut
Wird sie dem Wütrich, den sie tief verachtet.
Und zog er aus mit seinem Dienertroß,
Dann weinte sie in dem verlass'nen Schloß,
Von Schmerzen und von Kümmernis umnachtet.

Und eine Lilie gab der König ihr,
Von Silber war sie, eine wahre Zier,
Die schönste war's in seinem reichen Garten,
Und sprach: „Auf diese Blume habe Acht!
Daß sie nicht roste, mußt du Tag und Nacht
Mit aller deiner Strenge ihrer warten!"

Und immer war sie fleckenlos und hell,
Wie aus dem schwarzen Fels ein Silberquell,
So lachte sie dem König stets entgegen.
Doch als einmal ihr alter Buhle sich
In Dienertracht zu der Geliebten schlich,
Vergaß sie, ihrer Lilie zu pflegen.

Sie liegt so selig ja an seiner Brust,
Sie darf ihn küssen! — Sollt in solcher Lust
Ein Mädchen eine Lilie nicht vergessen?
Doch kehrt der König heim vom Kriegeszug,
Und als er nach der Silberlilie frug,
Da war ein Blatt vom Roste angefressen.

Da faßt den mördrischen Tyrann die Wut,
Er greift sein Schwert, die Wände sehn ihr Blut
Aus ihres Busens Lilienhügeln springen,
Schleift sie im Saal herum am blonden Haar,
Peitscht sie und tritt mit Füßen sie sogar:
„Wohl weiß ich noch das Racheschwert zu schwingen!

Und nimmer sollst du rasten, nimmer ruhn
Und jährlich sollst an diesem Tag du nun
Aus deinem fluchbeladnen Sarge steigen
Und warten dann als Geist bei deinem Grab,
Ob irgendwer die Lilie breche ab
Und sie dir schenkt als seiner Liebe Zeichen!"

Nun schweift die Arme jährlich in der Nacht,
Wo sie der wilde Mörder umgebracht,
In dieses Waldes dichtverwachsnen Schauern,
Ob sich vielleicht nicht irgendeiner zeigt,
Die Lilie ihr in glüh'nder Liebe reicht
Und sie erlöst von ihrem ew'gen Trauern."

W. Keim in Roth III, 189—192.

## Die Lilien am Breitenberge.

Am Breitenberge, wo gar keine Blumen wachsen, sah ein Rühler einmal drei Sonntage nach einander drei weiße Lilien unter einer dicken Eiche stehen. Weil sie so schön waren, haben sie ihn gedauert, und er hat sie deshalb nicht abgebrochen. Als er aber am dritten Sonntage sich kaum zehn Schritte von ihnen entfernt hat, denkt er, es könne mit diesen Blumen doch eine

besondere Bewandtnis haben; er dreht sich also wieder um und will zurückgehen, da war keine von den Lilien mehr zu sehen.

(Witzschel I, 121, 122.)

Es ist leicht erklärlich, daß die Grafen, Fürsten und Könige die wundervolle Lilie würdig erachteten, als Ehrenzeichen in ihrem Wappen zu glänzen, so z. B. die königliche Familie der Bourbonen in Frankreich. Und gewiß konnten sie kein besseres und bedeutsameres Bild finden. Denn war ihr Thun und Streben so rein und unschuldsvoll wie das erkorene Symbol, so ward ihnen und ihrem Lande Gottes Segen im reichsten Maße zu teil. — Chlodwig, der Gründer des Frankenreiches, war der erste Regent, der sie zu seinem Wappenbilde erkor. Nach alten Geschichtsschreibern bewog ihn ein wunderbares Ereignis dazu. Er hatte einen schweren Kampf mit den Alemannen. Seine Soldaten wurden so hart bedrängt, daß sie sich zur Flucht wenden wollten. Da warf er sich auf seine Kniee und rief den Gott der Christen an, zu dem ihn seine Gemahlin Chlothilde schon vorher hatte führen wollen. „Christus,“ so flehte er, „Gott, den Chlothilde verehrt, ich rufe Dich um den Sieg an und glaube an Dich.“ Alsbald erschien ihm ein Engel und brachte ihm einen Lilienzweig, damit er ihn zu seiner Schutzwaffe mache und ihn auf seine Nachkommen vererbe. Und siehe, die Schlacht wendete sich zu seinem Vorteil; seine Soldaten faßten von neuem Mut und schlugen die Feinde nach hartnäckiger Gegenwehr in die Flucht.

Zum Dank ließ sich Chlodwig mit vielen Franken taufen.

Seit jener Zeit hielten die Könige von Frankreich, die Bourbonen, die weiße Lilie in Ehren und führten sie in Schild und Wappen, so lange sie auf dem Throne waren. Nach ihrer Vertreibung schwand auch ihre Parteiblume. Aber nach der Verbannung Napoleons nach Elba durfte sie wieder eine Zeit lang zur Zierde Frankreichs prangen. Der König Ludwig XVIII. mußte indes bald wieder flüchten, da Napoleon wie durch ein Wunder

Elba verlassen hatte und unter dem Jubel der Menge in Frankreich eingezogen war. Später aber, als der Soldatenkaiser auf St. Helena gefangen saß, kehrte Ludwig zurück und stiftete den Lilienorden, wobei eine silberne Lilie am weißen Bande das Zeichen der Verehrung war. Dieser Orden wurde an alle treuen Anhänger der Bourbonen so massenhaft verteilt, daß man ihn als Kennzeichen der bourbonischen Partei ansehen konnte, welche den Kampf gegen alle Anhänger und Anbeter Napoleons auf ihre Fahne geschrieben hatte.

An vielen Stellen der Pyrenäen findet alljährlich am 24. Juni ein feierliches Lilienfest statt. Man schneidet die Lilien, welche dann in schönster Blüte stehen, in großer Menge ab, wirft sie in bereit stehende Körbe und bringt sie in die Kirche, wo sie geweiht werden. Alsdann bindet man sie in Kreuzform zu Sträußen und befestigt sie über der Eingangsthüre des Hauses; denn es herrscht der Glaube, diese Blumen brächten Schutz und Segen allen, welche aus- und eingingen. Dort bleiben sie so lange sitzen, bis im nächsten Jahre das Fest wiederkehrt, wobei sie durch neue ersetzt werden.

In ihrer Form haben die Lilien große Aehnlichkeit mit einem Glöckchen aus Metall, das, an der Thür befestigt, durch helles Läuten die Ankunft von Freund und Feind verkündigt. Auch die Lilienglocken läuten, wie die Dichter uns in reizender Weise schildern, wenn der Wind über die Fluren geht und Büsche und Blumen schüttelt. — Nach der Sage dienen sie besonders den Elfen, um die andächtigen, frommen Brüderchen zum Gebet zu rufen. Eine jede Blume hat ihren Elf, der mit ihr geboren wird und mit ihr wieder vergeht. Unter Elfen dachten sich unsere Vorfahren kleine, luftige Wesen, welche die Natur belebten. Sie sind von lieblicher Gestalt, ihre Kleider so licht und klar wie das strahlende Himmelslicht, aus ihrem Antlitz leuchtet Friede und Milde. Die alles zerstörende Zeit hat auf sie keinen Einfluß. Ihnen ist eine ewige, freudvolle

Jugend beschieden. Alle lieben die Musik, und wenn der silberne Mond vom Himmel niederleuchtet, führen sie auf lachender Flur ihre schnellen Reigen auf, vom zauberischen Gesange begleitet. Bricht der Abend herein und wird es im Garten still und stiller, so eilt ein Elf an den zarten Lilienstengel und rüttelt daran, bis die Glöckchen läuten. Bei diesen Blumentönen erwachen die Schläfer ringsumher, schlüpfen aus ihren Verstecken und pilgern schweigend und ernst der Lilie zu, um in ihr als ihrem Dome zu beten. Andächtig knieen sie nieder, falten ihre Händchen und danken dem gütigen Schöpfer für alles Gute, das er ihnen schenkte. Haben sie ihr Gebet beendet, so eilen sie zurück zu ihren zarten Blumenbettchen und schlummern ohne Sorge und Kummer im Vertrauen auf den gütigen Vater ein, dessen Auge über ihnen wacht.

Kind, mein Kind, hörst du die Abendglocken,
Komm und falte betend deine Hände;
Und dann wirst du auch so selig schlummern
Wie die Elbe dort im Rosenkelche. Warnke, 146—150.

## Die Maiblume. Convallaria.

Bei der vielblütigen Maiblume, Convallaria polygonatum, ist ein langer, daumendicker unterirdischer Stock vorhanden, dessen helle Färbung dem Gewächs den Namen „Weißwurz" verschaffte. Er lag wagrecht im lockern Waldboden, und sein Ausgraben war keineswegs so schwierig, wie ehedem die alten Zauberbücher schilderten. Wir haben nämlich in der Weißwurz die vielgerühmte Springwurzel vor uns, vor deren Macht sich die Siegel Salomonis von den verborgenen Schätzen lösten, und deren Auffinden nur dem gelehrten Vogel Specht zugetraut wurde, — der sich aber in Wirklichkeit nicht um sie kümmert.

(Wagner I, 111.)

Kein Mensch weiß, wo die Springwurzel wächst und wie sie aussieht. Von ihrer Kraft aber hat der Volksglaube an

vielen Orten Erstaunliches zu berichten. Ihre Haupteigenschaft besteht darin, daß man mit ihr alle Knoten, Schlösser und Riegel öffnen kann. In Schwaben aber macht sie zugleich hieb- und schußfest und wohl auch unsichtbar, da man hier von einem dreisten Diebe, den man nicht ertappen kann, zu sagen pflegt: „Der muß eine Springwurzel haben.“ Man verschafft sie sich auf verschiedene Art. Bei Innsbruck sucht und schneidet man sie in der Mitternachtsstunde vor dem Christfeste.

Im Unterinnthale muß man das Nest einer Schwalbe mit starken Fäden umwickeln, so daß sie nicht mehr hinein kann, worauf sie die Wurzel holt, um sich's zu öffnen.

Zu Owen in Württemberg sagt man, der Specht hole sie auf das soeben beschriebene Verfahren hin. In der Gegend von Derendingen in Schwaben endlich verschafft man sich die Springwurzel durch einen Wiedehopf. Findet man ein Nest dieses Vogels in einem hohlen Baum, so muß man ein Brett vor dessen Eingang nageln. Dann fliegt der Wiedehopf fort und kommt mit der Springwurzel wieder, die, an das vernagelte Nest gehalten, das Brett augenblicklich abspringen läßt. Darauf trägt der Vogel diese Wurzel, um sie zu vernichten, nach dem nächsten Wasser oder Feuer, in das er sie hineinfallen läßt. Deshalb muß man in der Nähe des Nestes entweder eine Gelte Wasser aufstellen, oder ein Feuer anmachen und die Wurzel auffangen, wenn sie fällt. Das Feuer kann aber auch durch Hinbreiten eines roten Tuches oder Kleides ersetzt werden, da der einfältige Wiedehopf dasselbe für Feuer hält. — Die Springwurzel spielt übrigens schon in alten jüdischen Fabeln von Salomo eine Rolle. Derselbe brauchte zu viel Zeit zum Spalten der Steine für seinen Tempelbau, fand in seiner Weisheit aber endlich ein Beschleunigungsmittel. In den Bergen am roten Meere nistete ein Auerhahn, der den felsensprengenden Stein Schamir kannte. Ein Vertrauter des Königs mußte nach dem Neste dieses klugen Vogels gehen, sich, als dieser wegflog, um

seinen Jungen Futter zu holen, zu dem Neste hinschleichen und dessen Eingang mit einer Halbkugel von Krystall verstopfen. Als der Vogel wieder kam und nicht hinein konnte, eilte er wieder fort und kam nach einer Weile mit einer Wurzel im Schnabel zurück. Kaum hatte er diese an den Krystall gehalten, so zersprang dieser in tausend Stücke. Jetzt aber stürzte der Bote des Königs, der sich inzwischen versteckt gehabt, herzu, und erschrocken ließ der Auerhahn seine Wurzel fallen, die jener aufhob und seinem Gebieter überbrachte. Der brauchte hinfort mit ihr nur Linien über die Steine zu ziehen, worauf sie unverzüglich in der von ihm vorgezeichneten Richtung glatt und schön auseinanderfielen, so daß sie sofort von den Maurern zu verwenden waren und der Tempelbau von nun an rüstig gefördert werden konnte. (Busch 142, 143.)

Alle Schlösser, mögen sie noch so fest und künstlich sein, springen auf, wenn sie mit der Spring- oder Sprengwurzel berührt werden. Menschen vermögen aber keine Springwurzel zu finden, nur der Schwarzspecht kann es.

Der Specht hat einen stählernen Schnabel, mit dem pickt er ein Loch in einen Baum und macht darin sein Nest. Ein solches Nest, in welchem Junge sind, sucht man und verklebt es, oder pflöckt das Baumloch zu, während die Alten abwesend sind. Findet nun der Specht bei seiner Rückkunft den Zugang verschlossen, so holt er eine Springwurzel, um das Loch zu öffnen, denn es offen zu picken dauert ihm zu lange. In dem Augenblicke, wo er wieder vor dem Neste ist, springt man hervor und breitet ein rotes Tuch unter dem Neste aus. Alsdann läßt der Specht in der Meinung, das sei Feuer, die Wurzel fallen, denn eine Springwurzel ist auch gut, um Feuer auszumachen. Nun läuft man rasch hinzu und holt die Wurzel.

(Strackerjan I, 99.)

In Schweden, wo die Wurzel häufig wachsen soll, erzählt man, daß sie den Pferden, die darüber schritten, die Hufeisen absprenge. (von Pfister, 166.)

Aber auch anderen Pflanzen soll die Springwurz angehören. So berichtet Bechstein (I, 109, 110): Ein alter Schriftsteller, der von der Springwurz erzählt, nennt sie Bömheckelkraut und den Vogel, der sie sucht, Merops, zu deutsch Bömheckel (Baumhacker), was wieder auf den Specht hinausläuft. Es ist eine Wolfsmilchart, Euphorbia lathyris, die das Volk geradezu Springwurzel, Springkraut, Springkörner, Treibkörner nennt. Die Pflanze wuchs ursprünglich gar nicht im mittleren und nördlichen Deutschland, darum mußte nach der Sage der Specht weit fortfliegen, sie zu holen; erst später zog sie sich nördlicher und kommt jetzt in Thüringen verwildert vor, wo die Landleute sie als ein Präservativ gegen Viehkrankheiten schätzen und daher selbst anbauen. Die arzneiliche Kraft ihrer Samenkörner ist purgierend, daher der Name Treibkörner. (Vergl. auch Wuttke, 94.)

Eine Nachricht in Pröhles Oberharzsagen, bemerkt Kuhn (Herabkunft des Feuers u. s. w.), sagt, daß die Spring- oder Johanniswurzel nur in der Johannisnacht unter dem Farnkraut blühe, von gelber (goldener) Farbe sei und in der Nacht wie ein Licht leuchte; sie stände nie still, hüpfe beständig, zeige dem, welcher sie breche, alle Schätze der Welt, und alle Schlösser sprängen vor ihr auf. Der etwas märchenhafte Bericht, fährt Kuhn fort, hat dennoch offenbar echte und sehr bedeutsame Züge. Dahin gehört zuerst der, daß die Blume wie ein Licht in der Nacht leuchten solle, was in derselben Weise von der Mandragora in einer angelsächsischen Nachricht des 10. bis 11. Jahrhunderts gesagt wird. Dieser Umstand und der, daß sie beständig hin und her hüpft, welcher noch dahin erklärt wird, daß sie vor den Menschen fliehe, zeigen, daß hier noch eine Erinnerung an das zur Pflanze gewordene Himmelsfeuer be-

wahrt ist. Die Wurzel, resp. das Kraut, ist die schon mehrfach erwähnte Gewitterblume, der Blitz. (Schwartz J. V., 80. 81.)

## Landgraf Moritz von Hessen.

Es war ein gemeiner Soldat, der diente beim Landgrafen Moritz und ging gar wohl gekleidet und hatte immer Geld in der Tasche, und doch war seine Löhnung nicht so groß, daß er sich, seine Frau und seine Kinder so stolz hätte davon halten können. Nun wußten die anderen Soldaten nicht, wo er den Reichtum herkriegte, und sagten es dem Landgrafen. Der Landgraf sprach: „Das will ich wohl erfahren", und als es Abend war, zog er einen alten Linnenkittel an, hing einen rauhen Ranzen über, als wenn er ein alter Bettelmann wäre, und ging zum Soldaten. Der Soldat fragte, was sein Begehren wäre. „Ob er ihn nicht über Nacht behalten wollte?" „Ja, sagte der Soldat, wenn er rein wäre und kein Ungeziefer an sich trüge", dann gab er ihm zu essen und zu trinken, und als er fertig war, sprach er zu ihm: „Kannst Du schweigen, so sollst Du in der Nacht mit mir gehen, und da will ich Dir etwas geben, daß Du dein Lebtag nicht mehr zu betteln brauchst". Der Landgraf sprach: „Ja, schweigen kann ich, und durch mich soll nichts verraten werden". Darauf wollten sie schlafen gehen; aber der Soldat gab ihm erst ein rein Hemd, das sollte er an- und seines ausziehen, damit kein Ungeziefer in das Bett käme. Nun legten sie sich nieder, bis Mitternacht kam; da weckte der Soldat den Armen und sprach: „Steh' auf, zieh' Dich an, und geh' mit mir!" Das that der Landgraf, und sie gingen zusammen in Kassel umher. Der Soldat aber hatte ein Stück Springwurzel, wenn er das vor die Schlösser der Kaufmannsläden hielt, sprangen sie auf. Nun gingen sie beide hinein, aber der Soldat nahm nur vom Überschuß etwas, was einer durch die Elle oder das Maß herausgemessen hatte, vom

Kapital griff er nichts an. Davon nun gab er dem Bettelmann auch etwas in seinen Ranzen. Als sie in ganz Kassel herum waren, sprach der Bettelmann: „Wenn wir doch dem Landgrafen könnten über seine Schatzkammer kommen!“ Der Soldat antwortete: „Die will ich Dir auch wohl weisen; da liegt ein bißchen mehr als bei den Kaufleuten“. Da gingen sie nach dem Schloß zu, und der Soldat hielt nur die Springwurzel gegen die vielen Eisenthüren, so thaten sie sich auf; sie gingen hindurch, bis sie in die Schatzkammer gelangten, wo die Goldhaufen aufgeschüttet waren. Nun that der Landgraf, als wolle er hineingreifen und eine Hand voll einstecken; der Soldat aber, als er das sah, gab ihm drei gewaltige Ohrfeigen und sprach: „Meinem gnädigen Fürsten darfst Du nichts nehmen, dem muß man getreu sein“. „Nun, sei nur nicht bös“, sprach der Bettelmann, „ich habe ja noch nichts genommen“. Darauf gingen sie zusammen nach Haus und schliefen wieder, bis der Tag anbrach; da gab der Soldat dem Armen erst zu essen und zu trinken und noch etwas Geld dabei, sprach auch: „Wenn das alle ist und Du brauchst wieder, so komm' nur getrost zu mir; betteln sollst Du nicht“.

Der Landgraf aber ging in sein Schloß, zog den Linnenkittel aus und seine fürstlichen Kleider an. Darauf ließ er den wachthabenden Hauptmann rufen und befahl, er solle den und den Soldaten — und nannte den, mit welchem er in der Nacht herumgegangen war — zur Wache an seiner Thür beordern. „Ei“, dachte der Soldat, „was wird da los sein, du hast noch niemals die Wache gethan; doch, wenn dein gnädiger Fürst befiehlt, ist's gut“.

Als er nun da stand, hieß der Landgraf ihn hereintreten und fragte ihn, warum er sich so schön trüge, und wer ihm das Geld dazu gebe. „Ich und meine Frau, wir müssen's verdienen mit Arbeiten“, antwortete der Soldat und wollte weiter nichts gestehen. „Das bringt so viel nicht ein“, sprach der

Landgraf, „Du mußt sonst was haben". Der Soldat gab aber nichts zu. Da sprach der Landgraf endlich: „Ich glaube gar, Du gehst in meine Schatzkammer, und wenn ich dabei bin, giebst Du mir eine Ohrfeige". Wie das der Soldat hörte, erschrak er und fiel vor Schrecken zur Erde hin. Der Landgraf aber ließ ihn von seinen Bedienten aufheben, und als der Soldat wieder zu sich selber gekommen war und um eine gnädige Strafe bat, so sagte der Landgraf: „Weil Du nichts angerührt hast, als es in Deiner Gewalt stand, so will ich Dir alles vergeben; und weil ich sehe, daß Du treu gegen mich bist, so will ich für Dich sorgen", und gab ihm eine gute Stelle, die er versehen konnte.

(Grimm in Heßler, Sagenkranz, 100—106. Vergleiche auch „Der Schatzgräber" in den Volksmärchen von Musäus, 211—236, und „Der Schatz im Andreasberg" in den Sagen des Harzes von Gillwald, 43—57!)

## Die Nelke. Dianthus.

Über die Studentennelke (Dianthus barbatus) berichtet die griechische Sage: Diana, die Göttin der Jagd, kehrte in übler Laune von den Jagdgefilden heim, weil sie kein einziges Wild hatte erlegen können. Auf dem Heimweg begegnete ihr ein Schäfer, der eine Hirtenflöte trug. Die Göttin blickte ihn mit zornigen Augen an, denn er hatte nach ihrer Meinung durch das Blasen das Wild verjagt. Zornentbrannt drang sie auf ihn ein, um ihn zu vernichten. Er blickte sie mild und freundlich an und bat herzinnig, seiner zu schonen. Aber die ergrimmte Göttin riß ihm in rasender Wut beide Augen aus. Als aber die That geschehen, erfaßte sie bittere Reue. Wie ein Blitz tauchte vor ihren Augen das Bild des bittenden Jünglings auf, das sie nicht wieder verließ und sich immer tiefer in ihr Gewissen bohrte. Um nun die That zu sühnen, beschloß sie, die Augen, welche sie so bittend angeschaut, zu verewigen. Sie

warf dieselben auf den Gebirgspfad, und kaum hatten sie den Boden berührt, als aus ihnen duftige Blüten emporwuchsen, die zum Zeichen ihres Ursprungs das Abbild des Auges in sich trugen. Das waren die Studentennelken.

Auch mit Ludwig dem Heiligen wird die Nelke durch die Sage in Verbindung gebracht. Ludwig hatte in einer schweren Krankheit gelobt, wenn ihn Gott gesund mache, wolle er einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande unternehmen, um die Ungläubigen daraus zu vertreiben. Als sein Gebet erhört wurde, schiffte er sich im Jahre 1270 in Afrika ein und belagerte Tunis. Allein in seinem Heere brach eine pestartige Krankheit aus, die viele Tausende hinwegraffte. Kein Arzt wußte ein Mittel, das dem Elende steuern konnte. Da schloß der König, der sich vielfach mit Heilkräutern beschäftigt hatte, ein Land, das solche Krankheiten erzeuge, berge auch in seinen Pflanzen ein sicheres Heilmittel, und so ging er denn selber aus, unbekannte Pflanzen zu pflücken. Nach kurzer Suche fand er zu seiner Verwunderung auf dürrem Boden zarte Blüten, die einen gewürzigen Duft ausströmten. Er nannte sie „Nelken", da sie betreffs des Geruchs mit den Gewürz-Nägelein Indiens große Ähnlichkeit hatten. Im festen Glauben, daß er die gesuchten Heilpflanzen gefunden, ließ er daraus Medizin bereiten, wodurch denn wirklich, wie die Sage geht, viele vom nahen Tod errettet wurden. Allein der hohe Monarch, der für sein Heer so väterlich sorgte, wurde selbst von der furchtbaren Krankheit ergriffen, und ihm ward keine Rettung zu teil. Die Kreuzritter brachten die Nelken mit nach Europa, wo sie dann, aufs sorgsamste kultiviert, sich bei reich und arm, bei hoch und niedrig viel Liebe erwarben.

(Warnke, 182. 183.)

## Die Heide. Erica.

Wahrlich, sie ist schön, die Blütenwildnis der Lüneburger Heide. Das todgraue Kraut (Erika) hat sich in einen Garten

verwandelt, und beschämt und mit steigender Teilnahme betrachtet jetzt das Auge, das sonst nur ungeduldig in die Ferne schweifte, die Fülle des reizenden Landes umher. Wer könnte die Zier und Mannigfaltigkeit dieser Blüten und Knospen schildern? Dort hängen sie wie die reinsten Perlen an den schlanken, schwanken Stiel gereiht, hier wiegen sie sich wie Korallenkügelchen an einem hellgrünen Seidenfädchen; diese ist ein Miniaturbild der Hagrose, jene weiße gleicht einer Beere; hier zittert ein Alabasterglöckchen, das dieser kleinen Welt vielleicht zur Hora läutet, dort dreht sich ein Atlaspantöffelchen in der sonnengetränkten Luft, und da schwankt ein weiß und rot gefärbtes Fläschchen; diese Blüte gleicht einem Turban, und jene hat ganz die Farbe und Form eines silbernen Trompetchens. Ist es nicht, als sei ein Elfenhaushalt aufgethan? Würde man sich wundern, wenn die kleinen Unterirdischen, die zauberischen Sommergeister, aus ihren Schlupfwinkeln herbeikämen, mit diesen Turbanen und Perlen sich schmückten, aus diesen Fläschchen Honig schlürften, auf diesen Trompetchen musizierten? Nicht minder anziehend ist die Blättergestalt dieser Zwergbäumchen; mit dem dunklen Haar der Fichte und der Pechtanne wechselt das blaßgrüne Blatt der Weide und der Olive, der Schmuck der Tamariske und der Ceder. Und nun vergesse man doch ja nicht, daß dieses Blumenleben in eine Zeit reicht, in welcher auf der Wiese eben nur noch ein Weidenröschen, ein Augentrost, eine Skabiose blüht und im Garten Dahlie und Aster verschüchtert herabschauen auf die sterbenden Sommerfarben.

Der romantische Zauberduft der schottischen Heiden weht nicht über der heidebedeckten Ebene Norddeutschlands. Selbst jene großen Steinringe — jene Dingstätten und Mäler der alten Stammhäuptlinge — die den ganzen Norden bedecken, zeigen sich hier nur stellenweise, und die Schlachtfelder, auf denen in grauer Zeit Sachsen, Wenden, Friesen und Jüten zusammentrafen und bis zur Vernichtung kämpften, muß man

weiter hinauf auf dem schleswig-holsteinischen Landrücken suchen. Unsere Heide ist ein leeres Blatt in dem blutigen Codex der Geschichte. Zwar ist alten Chronisten zufolge eine große Normannenschlacht (die Schlacht von Ebbekestorp, 880) in der Nähe des Dorfes Alt-Ebstorf geschlagen, doch sollen dieser Angabe begründete Zweifel entgegenstehen. — Die Hünenbetten in der Heide sollen uralte Schlachtfelder bezeichnen; unter ihnen liegen die Gefallenen begraben; die Heideblumen haben ihr rotes Blut getrunken und daher ihre Farbe erhalten. Das ist niederdeutsche Sage. —

In der Gegend von Lüchow (bei Salzwedel) nennt man das Heidekraut „Brauttreue". Eine Braut sei auf der Heide von einem Felsen, bei dem sie Treue geschworen, in dem Augenblicke zerschmettert worden, als sie ihr Wort gebrochen, ihr Blut habe weit umher die Blumen gefärbt, so daß sie fortan rote Blüten zeigen. (Masius I, 168, 169, 175, 412.)

Die Höhen des Berges Hymettus waren mit duftenden Heidekräutern überzogen, zwischen deren Glöckchen die Bienen emsig summten und den goldenen Honig naschten. Nach der Sage bereiteten die fleißigen Bienen daraus den Honig für Zeus, der die süße Speise hochschätzte, ja kein anderes Gericht für würdig erachtete, auf der Tafel der Unsterblichen zu erscheinen. Der Name „Erika" entstammt dem Griechischen und bedeutet „ich breche", weil die Griechen meinten, die auf dürrem Boden sprießenden Kräuter spalteten die Felsen und höben das Gold aus der Tiefe. (Warnke, 212.)

Irische Sagen vermelden, daß aus dem Heidekraut einst Bier gebraut sei und daß die Elfen das Brauen des Heidebieres von den Dänen erlernt hätten. Vielleicht ist diese Sage nur so aufzufassen, daß unter dem Biere der Met verstanden wurde, den man aus dem Heidehonig machte.

Den Schlangen und dem Wolf soll das Heidekraut zuwider sein. Wo sich daher an Orten noch Wölfe aufhalten, da

bindet man der Elster zu Ehren einen Büschel Heidekraut auf einen Baum, damit diese durch ihr Geschrei das Nahen eines Wolfes anzeige. — Die Heide soll auch die wunderbare Kraft besitzen, mit ihren Wurzeln das Eisen aus der Erde an die Oberfläche ziehen zu können. Veranlassung zu diesem Gerede hat der in der Heide an vielen Stellen sich vorfindende Rasen-eisenstein gegeben.

(Sonntagsblatt Nr. 35 der „Preuß. Lehrerzeitung" von 1892.)

Daß die Heide nach einer alten Jägerregel vor eintretendem sehr strengem Winter reichlicher und bis zur äußersten Spitze hinauf blühet und Samen trägt, hat sich nicht bestätigt.

(Leunis II, 881.)

Auch zu Liebeszauber wurde das Heidekraut gebraucht. In Jul. Wolffs „Wildem Jäger" spricht Waldtraut zu Wulfhild (Seite 160):

„Wer bangt und seinem Glück nicht traut,
Soll Espen und Wachholder tragen
Und rötlich blühend Heidekraut.
Das deutet frohe Augenweide,
Gemischt mit bittern Schmerzen oft,
Und mahnt, daß Einer sich entscheide,
Und zeigt, daß Eine auf ihn hofft."

## Die Alpenrose. Rhododendron.

Wer in Passeier eine Alpenrose bei sich trägt, von dem sagt man, er habe den Blitz zu fürchten; deshalb heißt jene auch die Donnerrose. Auf der Burgeiser Alp wachsen aber weiße Alpenrosen, die indes nur von unschuldigen Leuten gesehen werden können. Der Finder einer solchen Wunderblume muß sich vor Bethörung in acht nehmen, er darf den Blick von derselben nicht eher abwenden, als bis er sie mit seinem Hut oder Tuch bedeckt hat, und dann muß er sofort an der Stelle nachgraben. Thut er dies, so wird er unter dem Rosenbusche einen Schatz finden und ihn heben können. (Busch, 140.)

## Die Fetthenne. Der Mauerpfeffer. Sedum. Die Hauswurz. Sempervivum.

Hängt man Fetthenne, am Johannistag gepflückt, in die Stube und benennt jeden Stengel mit dem Namen eines Gliedes der Familie, so zeigt das Grünbleiben dieser Stengel das Gesundbleiben des oder der Betreffenden, ihr Welkwerden aber das Erkranken desselben oder derselben im künftigen Jahre an — ein Aberglaube, der vorwiegend in westfälischen Gegenden, dann aber auch hier und da im übrigen Norddeutschland anzutreffen ist. (Busch, 122.)

Mauerpfeffer, auch Prophezeikraut genannt, gilt als ein sicheres Mittel, zu erfahren, ob ein Kranker im Hause sterben oder von seiner Krankheit genesen wird. Man hängt ein Bündelchen dieses Krautes an einem Faden an die Stubendecke; wächst und blüht es fort, so wird der Kranke wieder gesund, wird es aber dürr, so stirbt er. (Witzschel II, 291.)

Wollen mehrere Personen wissen, wer von ihnen zuerst sterben wird, so legt jede am Johannisabend ein Bündel Hauslauch (auch Hauslaub, Hauswurz, Donnerlauch, Dachwurz rc. genannt) an eine Stelle. Wessen Pflanze zuerst verwelkt, der stirbt zuerst. (Strackerjan I, 90.)

Donnerkraut schützt vor dem Blitz. (Wuttke, 91.)

Unter den Pflanzen, welche zunächst zum Wohnhause und zur Familie gehören, spielt die Hauswurz allenthalben eine bedeutsame Rolle. Sie hat ihren stabilen Platz gewöhnlich auf einem eignen Gartenpfahl zunächst dem Stubenfenster und wird mit vorsorglicher Aufmerksamkeit gepflegt und beobachtet. Wie das getrocknete Rindshaupt am Firstbalken der Heidenhäuser hängt, um dem Ausbruch der Seuchen und dem Blitzschlag zu wehren, so hat draußen vor dem Hause die Donnerwurz dieselben Dienste zu leisten. Man hängt sie in den Schlot, so kann keine Milchstellerin und Hexe hindurchfahren; man schält

ihre fleischigen Blätter und legt sie auf Wunden und Quetschungen, man verkocht sie zu Thee gegen Schmerz und Ohrensausen. Treibt sie langstengelnde Blüten, was bekanntlich nicht alljährlich ist, so kann der Familie ein besonderes Ereignis bevorstehen. Die weißblühende zeigt auf einen Todesfall, die rotstengelnde auf einen Glücksfall. Verdorrt sie gar, dann droht auch die Haushaltung bald zusammenzuschrumpfen oder ganz auseinander zu gehen.

In allen ihren volkstümlichen Namen trägt sie noch die Abzeichen der ihr gewidmeten Verehrung. In der französischen Schweiz heißt sie Joubarbe, Jovis Bart, wie in der deutschen Donnerbart, dagegen in der Saaser Mundart in Oberwallis heißt sie Frôwentrübli, die Traube jenes Gottes Frô, des Herrn, nach welchem daselbst auch der Donnerstag noch Frontag genannt ist. (Rocholz I, 134, II, 129, 130.)

Karl der Große befahl, die Donnerwurz auf Dächern anzupflanzen, da man zu seiner Zeit allgemein der Ansicht war, sie leite den Blitz ab. (Leunis II, 584.)

## Der Mohn. Papaver.

Mohn diente, nach einer thüringischen Sage, zur Übung rachesüchtigen Zaubers. Die Mutter eines Bergknappen in Reichmannsdorf bei Saalfeld sah ihren geliebten Sohn fälschlich des Golddiebstahls beschuldigt, angeklagt und hingerichtet. Da füllte sie ein Nösel mit Mohnsamen, ging zu des Ortes reichen Goldgruben und warf allen Samen unter der Verwünschung hinein, daß alle Stollen und Gruben zum Erliegen kommen und so viele Jahre beutelos und unergiebig bleiben sollten, als Körnlein Mohnes im Gefäße waren. Alsbald ertranken die Gruben in wilden Wassern, und der durch den Bergbau vorher so blühende Stand des Ortes nahm ein schnelles Ende.
(Bechstein I, 99. 100.)

Nach einer Mythe, welche Theokrit aufbewahrte, entstand diese schöne Pflanze aus den Thränen der Venus, als sie den Adonis beweinte. Der Gott des Schlafes, Hypnos der Griechen, Somnus der Römer, ein Sohn der Nacht und ein Zwillingsbruder des Todes, dessen Sitz Homer nach Lemnos, Virgil an den Eingang des Orkus, Ovid nach Cimmerien verlegt, wird als ein liegender oder sitzender Jüngling oder Engel abgebildet, welcher Mohnköpfe in der Hand trägt und dessen Flügel eingezogen sind. Auch mit Mohnkränzen geziert kommt er vor. Der Tod selbst, Thanatos der Griechen, Mors der Römer, wird als ein wilder Jüngling mit schwarzen Flügeln, schwarzem Gewande, die umgestürzte Fackel löschend und mit Mohnkränzen geziert, dargestellt. — Die Nacht, eine Tochter des Chaos und Schwester des Erebus, wurde gleich ihrem Sohne mit mohnumwundenen Schläfen dargestellt. Der Mania, einem gespenstigen Wesen, das nach dem Leben der Kinder trachten soll, brachte man Zwiebeln und Mohnköpfe zum Opfer. — Alle diese Verhältnisse hängen offenbar mit den bekannten einschläfernden Kräften des Papaver, von dem auch das Opium kommt, zusammen; die folgenden aber deuten mehr auf den Gebrauch der Samen als Nahrungsmittel. — Mohnköpfe waren ein Attribut der Ceres, auch kommt die Göttin des Getreides mit Mohnkränzen geziert vor. Diese nährende Göttin soll zuerst den Papaver auf der Insel Mekona (der griechische Name der Pflanze) gefunden haben; die heilige Kiste bei der Feier der Eleusinien enthielt auch Mohn. Der Gartenmohn war auch der Venus heilig; Cybele kommt mit Mohnhäuptern in der Hand vor, ebenso Here oder Juno und selbst Merkur, der die Pflanze in der linken Hand trägt. Diese Attribute lassen sich zum Teil dadurch erklären, daß der Papaver eine der fruchtbarsten Pflanzen ist, die man kennt, und außerordentlich viel Samen liefert; denn von einem einzigen Individuum erhielt man deren 32000. (Dierbach, 117. 118.)

## Entstehung der Mohnblumen.

„Wie es im Frühling zugeht“, erzählte die Mohnblume ihren Gefährtinnen, „so ging es auch bei der Schöpfung. Eine Blume kam nach der anderen. Zu der Zeit aber, in die meine Sagen reichen, waren schon die meisten versammelt, und es war gar schön auf der Erde, denn überall herrschten Freude und Eintracht. Tiere und Menschen wohnten friedlich bei einander, und da war nichts als Jubel vom Morgen bis zum Abend.

Ein Wesen nur, das einzige in der weiten, weiten Schöpfung, teilte nicht dies allgemeine Glück und wandelte traurig über die junge Erde: es war die Nacht. Warum sie traurig war, werdet ihr fragen. Ja seht, sie war einsam in der Welt, wo jedes andere Wesen einen Gefährten hatte; und giebt es ein Glück, wenn wir es nicht mitteilen können? Dazu kam noch, daß die Nacht mehr und mehr empfand, was sie sich so gerne verheimlicht hätte, daß sie das einzige Wesen war, dem die andern sich nicht liebend nahen mochten. Denn, wie sie auch ihre freiwilligen Lämpchen anzündete, sie mußte doch den Menschen und Tieren die Schönheiten der Erde verbergen, und das wendete alle von ihr ab. Nicht daß sie ihr ins Angesicht geklagt hätten; aber in dem Jubel, mit dem die Morgensonne begrüßt wurde, sprach es sich deutlich genug aus, wie wenig man der Nacht zugethan war. Das betrübte sie natürlich; denn sie war gut und liebevoll, und sie hüllte ihr Haupt in den dichtesten Schleier, um ihren bitteren Kummer auszuweinen. Das rührte nun uns mitleidige Blumen gar sehr, und wie sich alles von ihr wendete, suchten wir, wie wenig wir auch ihren Schmerz stillen konnten, ihr Freude zu machen, so viel es unsere Kräfte erlaubten. Aber wir hatten nichts zu bieten, als nur Farben und Düfte, und an den Farben hat die Nacht seit jeher keine große Freude gehabt. So sparten wir für sie unsere schönsten Düfte auf; ja einzelne, z. B. die Nachtviole,

duftete bei Tage gar nicht, um alle ihre Wohlgerüche der Nacht darzubringen, und diese Gewohnheit hat sie denn auch, wie bekannt, seitdem bewahrt. Doch alles das konnte die Trauernde nicht trösten, und sie warf sich in ihrem Schmerze vor den Thron des Schöpfers. „Allmächtiger Vater", hob sie an, „du siehst, wie alles glücklich ist in deiner Schöpfung, — ich allein ziehe freudelos, einsam und ungeliebt über die Erde und habe kein Wesen, dem ich mich in meinem Kummer anschließen kann. Der Tag flieht vor mir, wie sehnsüchtig ich ihm auch nacheile, und wie er, wenden sich alle Geschöpfe von mir ab. Darum, allmächtiger Vater, erbarme du dich meines Schmerzes und gieb mir einen Gefährten!" Da lächelte in Mitleid der Schöpfer, erhörte das Gebet der Nacht, schuf den Schlaf und gab ihn ihr zum Genossen. Erkennt man es nicht, daß der Schöpfer ihn lächelnd schuf, daran, daß er nur geliebt ist, nur Segen austeilt, nur Glück und Trost? Die Nacht nahm den Freund in ihre Arme, und nun ging eine ganz andere Zeit für sie an. Nicht allein, daß sie nicht mehr einsam war, sondern es wurden ihr auch die Herzen aller zugethan, seit der Schlaf, der Liebling aller Lebenden, mit ihr kam, wenn sie den Tag von der Erde verscheuchte. Bald fanden sich noch andere freundliche Wesen in ihrem Gefolge, die Kinder der Nacht und des Schlafes, — die Träume. Die zogen mit den Eltern über die Erde und hatten bald Freundschaft mit den Menschen geschlossen, die damals auch noch in ihrem Herzen wie Kinder waren. Aber leider änderte sich das bald. Leidenschaften erwachten in den Menschen, und in ihrem Gemüte wurde es trüber und trüber. Kinder verderben leicht in böser Gesellschaft, und so kam es denn, daß auch einzelne Träume durch den Umgang mit den Menschen leichtsinnig, trügerisch und unfreundlich wurden. Der Schlaf bemerkte diese Veränderung seiner Kinder und wollte die ungeratenen schon aus seiner Gesellschaft ausstoßen, da baten die Geschwister für sie und sagten: „Laß uns die Brüder, sie

sind nicht so schlimm, als sie scheinen, und wir versprechen dir, nach Kräften wieder gut zu machen, wo sie sich in ihrem Mutwillen einmal vergehen". — Der Vater erhörte den Wunsch seiner guten Kinder, und so blieben auch die bösen Träume in seiner Gesellschaft, die aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, sich wunderbarerweise am meisten zu den bösen Menschen hingezogen fühlen. — Mit den Menschen wurde es jedoch schlimmer und schlimmer. Einst lag ein Mann in einer herrlichen Nacht auf dem duftenden Rasen, und der Schlaf und die Träume waren zu ihm getreten; aber die Sünde ließ sie nicht Macht über ihn bekommen. In seiner Seele stieg ein furchtbarer Gedanke auf, der Gedanke an Brudermord. Vergebens schüttelte der Schlaf aus seinem Zauberstab die beruhigenden Tropfen auf ihn aus, vergebens umgaukelten ihn die Träume mit ihren bunten Bildern, — immer wieder entzog er sich ihrer sanften Herrschaft. Da rief der Schlaf seine Kinder zu sich. „Laßt uns fliehen", sprach er, „dieser Mensch ist unserer Gaben nicht wert!" und sie flohen. Als sie fern waren, nahm der Schlaf seinen Zauberstab, halb im Zorn, daß er ihm diesmal seine Kraft so schlecht bewährt hatte, und steckte ihn in die Erde. Oben darauf hingen die Träume spielend ihre leichten, luftigen, bunten Bilderchen, die sie dem Menschen hatten schenken wollen. Das sah die Nacht, und sie hauchte Leben in den Stab, daß er Wurzel schlüge in die Erde. Er ergrünte und barg nach wie vor in sich die Tropfen, die den Schlaf herbeirufen. Und die Gaben der Träume gestalteten sich zu zarten, bunten, flatternden Blättern. So sind wir Mohnblumen entstanden."

(Putlitz, 20—25.)

## **Der Rittersporn.** Delphinium.

Aus dem Blute des Ajax entsproßte eine Blume, die seinen Namen trägt und noch jetzt von den Botanikern nach Linnes Vorgang Delphinium Ajacis genannt wird. Nach dem Tode

des Ajax, erzählten die Salamier, ward zuerst eine weiße und rötliche Pflanze gesehen, welche dieselben traurigen Züge auf ihrer Blumenkrone hatte, die man an dem Hyacinthus bemerkt. Es ist dies unser allbekannter Garten-Rittersporn, der einfach und gefüllt, so wie mit mancherlei Blumenfarben ungemein häufig als eine Zierpflanze in den Gärten kultiviert wird. Auf den Blättern der weißen oder ganz blaßrötlichen Spielart sieht man sehr schön die schwarzroten Linien in Charakteren, die den Alten auffielen. (Dierbach, 142.)

In den dunklen Strichen auf den Lappen der Blumenkronenblätter will man zuweilen die griechischen Trauerbuchstaben *AIA* (Ajax) erkennen. (Leunis II, 710.)

Wer Rittersporn, die Lieblingsblume der heiligen Ottilia, täglich anschaut, bekommt kein Augenweh. (Bechstein I, 105.)

## Die Seerose. Nymphaea.

Die Seerose soll aus einer Nymphe entstanden sein, die aus Eifersucht auf Herkules starb. Sie wird auch Nixenblume, Mummel, Mümmel, Mümmelchen ꝛc. genannt. — Die alten Märchen erzählen von Nixen, die im Teich wohnen, mitten unter Blumen und Schilf. Ihre obere Hälfte sei eine wunderliebliche Jungfrau mit lächelndem Angesicht, der untere Teil aber endige in einen häßlichen Fischschwanz. Sie verlockten, so erzählte man, die Menschen zum Wasser und zogen sie dann heimtückisch hinab ins nasse Grab. Die Seerose ist — wie auch die Schwertlilie — das vollständige Gleichnis jener Wasserjungfrauen. Läßt sich das Kind durch die prächtigen Blüten verlocken, unvorsichtig die Hand nach ihnen auszustrecken, so übersieht es dabei gar leicht den trügerischen Grund und stürzt in die Flut, die es begräbt. Da drunten ist's nur für Fische und Ihresgleichen behaglich, der Mensch mag nur an der oberen Hälfte des Wassers und an den Gewächsen derselben sich erfreuen.

(Wagner, Entdeckungsreisen IV, 127.)

Der durch Sagen und Märchen bekannte Mummelsee auf dem Schwarzwalde führt seinen Namen nach den Mümmelchen, von denen viele in ihm wohnen sollten. Auf dem See wachsen Seerosen, auf deren Blättern die Wasserjungfrauen über die klaren Fluten segelten.

Die Volkssage warnt vor der Seerose, weil sie den, der sie brechen will, mit geheimnisvoller Macht in die Tiefe zieht. Das ist auch der Grundgedanke von Aloys Schreibers Gedicht „der Mummelsee.“

Hoch auf dem Tannenberge
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haselstab:
„Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech ich ab!“

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand;
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunklen Grund.
„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund!

Im See am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebst;
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergiebst.“

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein, weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.

Die ägyptische Seerose, Nymphaea lotus, war den beiden Landesgottheiten der Ägypter, Isis und Osiris, geweiht, in denen sie das Bild der Natur, die Schöpfung aus dem Wasser, verehrten und als deren Symbol diese Pflanze, die schlechtweg Lotus hieß, überall angesehen wurde. So wie der Nil wächst, von dem in Ägypten alle Fruchtbarkeit abhängt, erscheint die Wasserrose, und sie verschwindet wieder, sobald der Fluß in die

Grenzen seines Bettes zurücktritt; in dürrem Sande bleibt sie vergraben liegen, bis die nächste Überschwemmung sie wieder auferweckt. Sie ist die Braut des Nil, wie sie noch die heutigen Ägypter nennen, womit die gleichzeitige Existenz und die Fruchtbarkeit des Landes zugleich angedeutet wird. Das Losungswort der Ägypter heißt: „Je mehr Lotos, desto mehr Jahressegen.“ Kinder und Weiber brechen die schöne Wasserrose jauchzend ab und laufen damit durch die Dörfer, rufend: „Je mehr Lotos, desto mehr Nil.“ Wenn Isis und Osiris auf die Sonne gedeutet wurden, so wird dieser Umstand auch in der Vegetation der ägyptischen Wasserrose wiedererkannt; denn schon alte Schriftsteller haben die Beobachtung aufgezeichnet, daß die Lotosblume sich beim Untergang der Sonne schließe und unter die Oberfläche des Wassers tauche, bei Aufgang der Sonne sich aber wieder aus dem feuchten Elemente hervorhebe und ihre Blume dem Einflusse des freundlichen Gestirnes öffne.

(Dierbach, 73.)

Nelumbium speciosum oder Nymphaea nelumbo ist die indische Seerose, die schöne Nelumbo, die im Gottesdienst der Inder eine hervorragende Rolle spielt. —

Die Indier, welche dichterisch die Pflanzen und Tiere um sich mit dem Leben ihrer Götter in Verbindung brachten, verwebten auch die Lotosblume in ihre heiligen Sagen, der schaffende Gott ward von seinem Feinde, dem vernichtenden Wasser, besiegt und verfolgt; nirgends fand er Rast noch Schutz, bis er sich in die rosigen Blüten der Lotosblume versteckte. Hier harrte er ungefährdet bis zum geeigneten Zeitpunkte, dann ging er aus seinem köstlichen Gefängnis in um so größerer Herrlichkeit wieder hervor und segnete ringsum das Land mit Reichtum und Nahrung. Deshalb legten die Indier auch Lotosblumen und Früchte auf den Opferaltar vor ihre Götter und verzierten ihre Tempel mit Abbildungen von Lotusblumen. Das tägliche Gebet der Buddhapriester, das sie fortwährend nach ihrem Rosenkranze

herzusagen pflegen, heißt: „Om, Mani, Padme, Hum,“ d. h.: „O! hochgepriesen ist das Kleinod in der Lotosblume!“

(Wagner im Grünen, 98.)

Doch nicht bloß im fernen Orient, in Hindostan, Tibet und in Ägyptenland, stehen die Nymphäen in hoher Verehrung, auch in unserem deutschen Vaterlande, namentlich im Nordwestende der germanischen Tiefebene, haben diese ausgezeichneten Blumen eine Bedeutung, die aus den alten, sagenhaften Zeiten stammt und auf die uralte Verwandtschaft der deutschen und der indischen Völker hinweisen mag. Die Holländer nennen sie pompebledder (Pompeblätter), die weißen Blumen swanneblommen (Schwanenblumen); die Friesen setzten sieben „Seeblätter“ in ihren Schild und glaubten unter diesem Zeichen zu siegen. Noch heutzutage gilt es dort im Volk für ein böses Vorzeichen, wenn einer im Brechen und Tragen der Pompen nicht vorsichtig ist und eine Blume zur Erde fallen läßt; ein solcher — sagen sie — bekäme die fallende Sucht. Schon im Gudrunliede heißt es von Herwic von Sewen, er habe eine himmelblaue Fahne getragen, in deren Mitte Seeblätter schwebten.“ In Ägypten ist es besonders die Isis, die Göttin der Natur, welche die Lotosblume als Abzeichen trägt; sie blühet, wie bei dem Indergott Brahma, aus ihrem Haupte hervor. Auch Horus, der Sohn der Isis und des Osiris, wird als ein Jüngling vorgestellt, der einen gekrümmten Stab in der Hand und eine Lotosblume auf dem Kopfe hat. Er war der ägyptische Apollo, und da er zugleich die Sonne bedeutet, sollen von ihm die vier Jahreszeiten bei den Griechen und die vierundzwanzig Stunden des Tages bei den Römern den Namen „Horen“ empfangen haben. Die ersten Tempelsäulen der Ägypter waren lediglich eine Nachbildung des Lotoskelches auf seinem Stengel. Die französischen Gelehrten, welche unter Napoleon den Zug nach Ägypten mitmachten, bemerkten zuerst die Ähnlichkeit der ägyptischen Säulen mit den verschiedenen Naturerzeugnissen des

Landes. An dem Grunde der Säulen haben die ägyptischen Baumeister im Zirkel die Blätter der Nymphäa eingegraben, und dem Teile des Schaftes, der dem Knaufe am nächsten ist, haben sie die Form eines Bündels Lotosstengel gegeben. Später stellten sie auch die Lotosknospe und den Wipfel der Dattelpalme dar, und unter den Verzierungen der Knäufe fehlten nicht die Zweige des Dums (einer Art Fächerpalme) und die Blüten des Nelumbo. — Noch immer spielt gleicherweis in der Religion des Buddha bei den Tibetanern und Mongolen, wie bei den Brahmanen von Hindostan der Lotos eine große Rolle. Ein neuer Reisender berichtet über einen Lamatempel in den Bergen von Sikkim: „Der oberste Buddha (Götze) steht hinter dem Altar unter einem Baldachin oder hinter einem seidenen Vorhange; bunt angeputzte und bemalte Bilder heiliger Männer und Frauen stehen zu beiden Seiten herum. Der oberste Buddha (Sakja Sing) sitzt mit übereinandergeschlagenen Beinen, die linke Ferse nach oben gekehrt; die linke Hand ruht immer auf seinem Schädel und hält den Padmi oder Lotos und Juwel, oft auch nur eine Schale. Sakja hat in der Regel lockiges Haar, die Lamas haben die Mitra auf dem Kopfe, die Frauen verschiedenen Kopfputz; die meisten tragen Ohrringe und haben Rosenkränze. Alle stehen auf plumpen Fußgestellen und sind so gestellt, daß es aussieht, als ob sie aus den Blumenblättern des nelkenfarbnen, purpurroten oder weißen Lotos hervorkämen." Häufig trifft der Reisende in jenen Bergländern auf riesige Inschriften, die in Felsen oder Steintafeln (an Berghängen angebracht) eingehauen sind.

**Om Mani Padmi Om,**

„Heil ihm mit dem Lotos und Juwel!"

eine Gebetsformel, womit der Sakja angerufen wird.

Dem phantasievollen und beschaulichen Indier ist der Lotos ferner das Sinnbild der stets sich erneuenden, fruchtbaren Natur-

kraft. Das von reichen Lotosblüten bedeckte Wasser, wenn es im Sonnenlicht erglänzt oder im sanften Mondglanz schimmert und lieblichen Wohlgeruch aussendet, läßt gleichsam sichtbar und fühlbar aus dem flüssigen Element die organische Schöpfung hervorgehen, und die Wechselwirkung zwischen Feuer und Wasser, zwischen dem Festen und Flüssigen wird fast im Lotos verkörpert angeschaut. Darum wird Brahma, der Allvater, ebensowohl wie Buddha und andere Götter, mit dem Lotos abgebildet, sei es auf einem Lotosblatt ruhend oder einen Lotosstengel in der Hand tragend, wie es in einer Hymne der Vedas heißt:

„Er liegt, in himmlische Gedanken vertieft,
Auf der Lotos,
Deren Blume entsprang, als er
Sie berührt,
Und goldne Strahlen warf."

Das ganze Indien zeigt sich uns unter dem Bilde des herrlichen Lotos, dieser Fülle von reicher Schönheit und üppigem Wachstum; in lebhaftem Eindruck des idealen Indien, des geheimnisvollen Wunderlandes, schrieb die Mutter des Prinzen Waldemar von Preußen, des nachmaligen trefflichen Reisenden, dem damals noch sehr jungen Sohn über Indien die Worte nieder:

„Da, wo schöne stille Menschen
Vor der Lotosblume knien."

Wir freilich wollen dabei nicht übersehen, daß auch hier, wie so oft im Leben, die fernen Ideale der nackten und wahren Wirklichkeit nicht entsprechen. Schön und ideal erhebt sich der prächtige Lotos aus dem Wasser in dem grünen Helldunkel der üppig ihn umringenden Pflanzenwelt; groß und herrlich sind Indiens Fruchtgefilde, auf welche die Schneeriesen des Himalaya hinabschauen, groß und prächtig wallen die mächtigen Ströme dahin, in deren Fluten sich Tempel und Paläste spiegeln, die

aus der Ferne so feenhaft schimmern. Aber das Volk hat sich der übermächtigen Natur gefangen gegeben, ist schwach und schlaff geworden, hat unter der Herrschaft despotischer Fürsten und einer stolzen, unduldsamen Priesterkaste alle Kraft des Fortschrittes verloren und ist in einem Götzendienste, dem es bis auf die neueste Zeit blutige Opfer gebracht, erstarrt. Eine handvoll Engländer hat die indischen Fürsten entthront und Millionen von Hindus und Mohammedanern unter seine Botmäßigkeit gebracht und selbst den mit aller Energie unternommenen Aufstand der letzten Jahre blutig niedergeschlagen. Diese Engländer sind stark nicht allein durch ihre Kanonen und Schiffe, sondern als Träger einer höheren Bildung, die, wie alle Kunst und Wissenschaft der europäischen Völker, auf dem Christentume ruht, das allein jene Gesittung schafft, die mit ihrem Sauerteig die große Masse der Heidenwelt durchdringen muß, wenn letztere der allgemeinen Verwesung und Fäulnis entgehen soll. (Grube III, 87—90.)

## Die Anemone. Anemone.

Den heiß geliebten Adonis beweint die zärtliche Venus, und aus ihren Thränen entstehen die schönen Gartenanemonen, Anemone coronaria und Anemone hortensis, die beide sehr häufig auf trockenen Hügeln in Griechenland wild wachsen und dort schon im März blühen. Beide, die Blumen des Adonis (Adonisröschen) und der Anemonen, wenn sie durch ihr schönes Farbenspiel gefallen, so ist doch ihre kurze Dauer zu beklagen, und wenn daher die Adonis ein Symbol der schnell verblühenden Jugend mit ihrer Schönheit ist, so ist nicht minder die Anemone oder Windblume ein Symbol der leicht trocknenden Weiberthränen. Wer erinnert sich hier nicht der Stelle in Blumauers Äneide, wo er von der Dido spricht, die, weil der vielgeliebte Äneas sie verließ, sich erhing:

Und seit dem jämmerlichen Brauch, aus Liebe sich zu morden,
Ist unter unsern Damen auch das Hängen Mode worden.
Sie hegen gleichen Appetit und hängen sich, wenn Einer flieht,
Sogleich an — einen Andern!

Ging nicht Frau Venus selbst mit dem besten Beispiele voran? So schmerzlich sie auch den Adonis beweinte, so hing sie sich doch bald an den Anchises. (Dierbach, 154.)

In Tirol führt die Anemone den Namen „Haselmünnich". Ihre Wurzeln und Blätter werden als Hexenrauch gebraucht, d. h. zur Räucherung gegen boshaftes Zaubervolk. (Busch, 140.)

## Der Rosmarin. Rosmarinus officinalis.

Im Garten des Landmannes steht die Rosmarinstaude auf ihrem eignen mit Buchs eingefaßten Rondel. Sie ist das älteste Familienangedenken unter dieser jungen Pflanzenwelt, sie bezeichnet Geburt und Tod. Mit ihren immergrünen Schossen geschmückt, trat einst der Hofbauer samt seiner Braut zum Traualtare, die Pflanze wird einst auch seinen Söhnen und Töchtern zur gleichen Liebeszier dienen. Am Hochzeitstage teilt nämlich die gelbe Frau, wie man die Patin der Braut als deren Brautführerin nennt, jedem Gaste einen Rosmarinzweig aus; aber der dem jungen Ehepaare gegebene wird nach der Hochzeit sorgsam in einen Topf und mit dem Frühling ins Gartenland verpflanzt. Dies Symbol ausdauernder Liebe dient auch dem Kinde, mit einem solchen Zweiglein geht es zur ersten Kommunion. Und wieder erinnert dieselbe Staude an das Lebensende; einst stecken die Nachbarn ein Zweiglein an den Rock oder Hut, wenn sie auf ihren Schultern die Leiche der Bäuerin zu Grabe tragen. Der starke, würzige Geruch, sagt man, stärke das Gedächtnis der Überlebenden an ihre Heimgegangenen. (Rochholz II, 126. 127.)

An manchen Orten nehmen die Mädchen am ersten Mai vor Sonnenaufgang ein Gefäß und einen Rosmarinzweig, gehen zu einer einsamen Quelle, beten, hängen den Zweig an einen benachbarten Busch und schöpfen knieend Wasser. Sobald die Sonne am Rande des Horizontes erscheint, spricht das Mädchen murmelnd neunmal die Worte: „Ami, rebi, beli“ und zwar so rasch, daß sie mit ihrer Zauberformel fertig ist, bevor die Sonnenscheibe ganz über den Gesichtskreis heraufgetaucht ist. Dann blickt die Zaubernde in die Quelle, und diese läßt sie das Spiegelbild ihres zukünftigen Bräutigams sehen. In anderen Gegenden wird der Rosmarinzweig ins Wasser geworfen und rücklings darnach gegriffen, wo dann rasches Erfassen desselben baldige Hochzeit bedeutet. (Busch, 63. 64.)

Allgemein verbreitet ist der wahrscheinlich in die heidnische Zeit zurückzuführende Gebrauch, den das Landvolk bei Hochzeiten vom Rosmarin macht, von welchem ein Spruch sagt: „In der Christnacht um zwölf Uhr sind alle Wasser Wein und alle Bäume Rosmarein“. (Busch, 130.)

An den Weihnachtstagen oder kurz nachher, namentlich am Tage der unschuldigen Kindlein (28. Dezember), ziehen die Kinder in verschiedenen Gegenden mit Ruten und grünen Zweigen auf den Straßen umher, schlagen die Vorübergehenden zum Scherz und erheischen dabei eine Gabe, gehen auch in bekannte und befreundete Häuser und thun den Hausbewohnern dieselbe Ehre zu demselben Zwecke an. Im Orlagau heißt der Brauch „das Peitschen mit frischem Grün“ und findet am zweiten und dritten Weihnachtstage statt. Am zweiten Feiertage gehen die Mädchen, ältere und jüngere, mit frischen Tannenreisern zu ihren Eltern, dann zu den Paten, Verwandten und Freunden in die Häuser und schlagen sie mit ihren Reisern. Dasselbe thun am nächsten Tage die Knaben und jungen Burschen. Dienstleute bedienten sich gegen ihre Herrschaft eines Rosmarinstengels. Der dabei übliche Spruch lautet:

„Guten Morgen!
Frisches Grün,
Langes Leben!
Ihr sollt uns einen blanken Thaler geben!“
(Witzschel II, 181.)

Früher galt es für unglückbringend, von Rosmarin zu träumen, weshalb das alte Volkslied singt:

Ich hab die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.

Aber wunderbar! Ohne jegliche Beziehung zu all den erwähnten Symbolen dichtete man dem Rosmarin späterhin das Wunder an, das Gedächtnis zu stärken und sogar zu erzeugen, wenn keine Spur davon vorhanden, z. B. bei Blödsinnigen. Betrogene Betrüger bereiteten allerlei Mittel daraus, welche sie der gläubigen Menge gegen Gedächtnisschwäche anpriesen. Und viele waren einfältig genug, für das vermeintliche Wundermittel hohe Summen zu bezahlen. (Warnke, 86.)

## Die Salbei. Salvia.

Aus der Salbei soll, wenn sie vier Wochen in Mist gelegt wird, ein Vogel wachsen, der einen Schweif gleich einer Schlange hat und einer Drossel ähnlich sieht. Diesen Vogel zu Asche gebrannt, die Asche unter Öl in einer Ampel gemischt, die Ampel angezündet und zum Docht eine Schlangenhaut genommen, so dünkt es die Leute, das Haus wimmele von Schlangen.
(Bechstein I, 105.)

Die Gartensalbei (Salvia officinalis) wurde als Heilmittel früher sehr überschätzt und hatte sogar den Ruf eines Lebensverlängerungsmittels (Cur moriatur homo, cui salvia crescit in horto = Weshalb sollte der Mensch sterben, dem Salbei im Garten wächst).

## Das Ruhrkraut. Gnaphalium.

Das Ruhrkraut war die Blume der Diana. Nach dem Berichte des Themistagoras von Ephesus soll die Pflanze ihren (griechischen) Namen von der Nymphe Elichryse erhalten haben, welche mit diesen Blumen zuerst die Diana bekränzte; aber auch anderen Götterbildern wurde später diese Zierde gegeben. Tournefort erinnert, daß auch die Juno diesen Kopfputz trage. Davon, setzt er hinzu, kommen vielleicht die Kronen her, die man noch heutzutage den Verlobten in der Levante aufsetzt, wie denn diese Mode auch in Frankreich noch nicht ganz abgekommen ist.
(Dierbach, 160, 161.)

Am Himmelfahrttage pflückt man in Schwaben vor Aufgang der Sonne die sogenannten Himmelfahrtsblümchen, die man auch Mausöhrle oder Maushörnle und im Schwarzwald Schäppelein nennt, während die Botanik sie mit den Worten gnaphalium dioicum bezeichnet. Dieselben werden in Kränzen zusammengebunden, die man das ganze Jahr hindurch in den Stuben und Ställen hängen läßt, indem diese rötlichweißen Blümchen Menschen und Vieh vor dem Wetterschlag schützen sollen. Einige behaupten, daß man sich mit ihnen auch unsichtbar machen könne.

Auch in Tirol schützen die Mausöhrle, die man deshalb am Himmelfahrtmorgen sammelt und in Kränze gebunden vor das Haus hängt, vor dem Blitze. Gräbt man solche Blumen an einem Freitage, wo Vollmond ist, oder an einem „doppelten Sonntage", d. h. einem Sonntage, auf den zugleich ein Feiertag fällt, mit Kraut und Wurzel aus der Erde und trägt man sie dann in einem weißen Tuche auf dem bloßen Leibe, so kann einem keine Waffe Schaden thun. (Busch, 73, 139.)

## **Der Dosten.** Origanum. **Der Baldrian.** Valeriana.

Gegen die Tücke des Teufels leisten Dorant (antirrhinum arvense) und Dost oder Dust (origanum vulgare) gute Dienste. Letzteres führt in Westfalen auch den Namen „Jagdendüwel“. Es heißt von ihnen:

Dorant un Dust
Jagd den Düwel dor den Busk.

Und ein anderer Reimspruch lautet:

Dorant und Dust,
Dat heat de Hexe nit en wußt,
Hätt' et Dust un Dorant nit dan,
Sull de Kop imme Nacken stan.

Die Hexe hätte also jemand den Hals umgedreht, wenn er nicht Dost und Dorant bei sich getragen hätte.

Dorant und weiße Heid'
Thun dem Teufel viel Leid,

lautet ein westfälischer Zauberspruch gegen den Koller der Pferde.

In einem großen Teil Norddeutschlands gilt der Orant oder Dorant für ein Schutzmittel gegen Kinder stehlende Zwerge. In der Mark nahmen die Bauern früher Dorant, Gartheil, Kreuzraute und roten Knoblauch, banden einen Strauß davon und begruben diesen unter der Schwelle, über welche das Vieh hinwegschreiten mußte; dann konnten die Hexen, welche die Tiere krank machten, und die „Bilweisen“, die hier Zauberer zu sein scheinen, während sie anderwärts Feldgeister sind, welche das Getreide verderben (siehe unter Korn!), den Kühen die Milch nicht nehmen. (Busch, 125.)

Ein junger, neugieriger Bursche setzte sich auf den Kreuzweg, um in der Mainacht die Hexen auf den Brocken ziehen zu

sehen. Er machte sich aber einen Kranz aus Dosten und Baldrian und wand sich denselben um Kopf und Leib. Die Hexen kamen auf Enten und Gänsen; einige fuhren in Mulden, und andere ritten auf Besen und Ofengabeln, und zuletzt kam die oberste Hexe, die sagte: „Hättest Du nicht Dosten und Baldrian, so würde ich übel mit Dir umgehen!"

(Gillwald, 29.)

Am Altkönig hatte ein Weib am frühen Morgen des Himmelfahrttages gegraset. Es ist dies der sogenannte Kräutertag, wo man mit Aufgang der Sonne überall in Hessen nach heilsamen Kräutern suchet. Da sie nun zum Heimwege sich anschickte, trat ein Mann sie an, der war ein Hexenmeister. Das Weib erschrak heftig; er aber sprach: „Hättest Du nicht Braundosten und Baldrian, wöllt ich den Kragen Dir umgedrehet han!"

(von Pfister, 66, 67.)

Dosten und Dorant sind auch Schutzmittel gegen die Nixen.

(Wuttke, 233.)

Origanum dictamnus, der Diptam-Dosten, war eine bei den Alten sehr berühmte Heilpflanze, der Vergil auch die Eigenschaft zuschreibt, Pfeile aus dem verwundeten Körper zu ziehen.

(Leunis II, 832. Vergl. Dierbach, 205. 206!)

Baldrian ist aus Valeriana entstanden und heißt auch Polter-Johann oder Donnerkraut; nach dem Volksglauben schützt die Pflanze gegen Hexen und Teufel, weshalb auf manchen Meiereien der Rahm, welcher keine Butter geben will, durch einen Kranz aus Baldrian gegossen wird. (Leunis II, 949.)

## **Das Eisenkraut.** Verbena.

Das Eisenkraut nahm früher in der Volksmeinung eine sehr hohe Stellung ein. Es hatte allerlei sehr schätzbare Eigenschaften und nur die eine schlimme, daß es den Hexen Material zu ihrer Zaubersalbe lieferte. Die Pferde liefen schneller, wenn „Isenkraut" an ihrem Schweife befestigt war, womit die noch

jetzt in Passeier herrschende Meinung zu vergleichen ist, daß man nicht müde werde, wenn man Eisenkraut in den Schuhen trage. Kinder, denen man es in die Wiege legte, gediehen und lernten später fleißig; die Saat des Ackers, auf den man die Pflanze eingegraben, trug reichliche Frucht. Das Eisenkraut schützte ferner vor Verzauberung, es machte giftige Tiere unschädlich. Wer sich mit ihm bestrichen hatte, dem konnte niemand seine Liebe versagen. Es war auch „ein gut Kräutlein für unfriedsame Eheleute". Man durfte es aber nur einmal im Jahre, zur Zeit des Aufgangs der Venus graben, und dabei durfte kein Mond am Himmel zu sehen sein. Vorher mußte man das Erdreich mit Honig und Wab besprengen und Bienen opfern. Dann machte man mit einem Degen einen Kreis um das Kraut, worauf man, innerhalb dieses Cirkels stehend, die Pflanze samt ihrer Wurzel mit der linken Hand ausgrub. (Busch, 149. 150.)

Nimm Saft von Eisenkraut, koch ihn mit Honig in Wasser und gieb ihn einem jungen Gesellen zu trinken, so kann er nicht von dir lassen und ist in Liebe entbrannt zu dir neun Tage und neun Nächte; so du aber ein Geselle bist, so mußt du ihn dem Mägdlein bei steigender Sonne geben, sonst ist der Trank nicht kräftig. Auch mußt du das Eisenkraut sammeln vom 23. bis zum 30. des Monats, sonst ist der Trank nicht kräftig. (Witzschel II, 288.)

Das Eisenkraut galt als ein Friedens- und Freundschaftszeichen, Herolde schmückten deshalb ihr Haupt mit Kränzen von ihm; auch den Druiden wie der Isis soll es heilig gewesen sein. Gespenster und zauberische Unholden mußten ihm weichen; besonders wirksam war es, im Zeichen des Widders gebrochen. Kindern verlieh es Lernliebe und Gedächtnis, Häusern brachte es Gedeihen und reichliches Aus- und Einkommen, Äckern und Feldern guten Ertrag.

Aus dem Eisenkraut, wenn es über sieben Wochen in fettes Erdreich gelegt wird, entstehen kleine Würmlein, wen die berühren oder stechen, der muß alsbald sterben. Zwischen Liebende geworfen, verursacht es Krieg und Hader.

(Bechstein, 101. 113.)

Da man das Eisenkraut vorzugsweise auf den Altären brauchte, so hieß es das heilige Kraut, Hiera Botane, dem man außerordentliche magische Kräfte zuschrieb, daher es auch Dioscorides als Amulet zu Reinigungen und ähnlichen abergläubischen Zwecken empfiehlt. Auch die Thräne der Isis wurde die Verbena genannt und nicht minder die Thräne der Juno, sie hieß auch das Blut des Merkur, ferner Persephonion, Herba Demetrias oder Cerealis, Philtradates 2c., Benennungen, die auch ihren vielfachen Gebrauch bei religiösen Übungen und magischen Künsten andeuten. Wer einen Büschel geweihter Verbena besaß, hielt sich für unverletzlich. (Dierbach, 179.)

## Die gemeine Gundelrebe. Glechoma hederaceum.

Die Gundelrebe heißt auch Gundermann, Donnerrebe, Erdkränzlein, Erdepheu und galt als Heil- wie als Zauberkraut. Wer einen Gundelrebenkranz auf dem Haupte trug, erkannte alle Hexen; durch einen solchen Kranz die Kühe gemolken, wenn sie zum erstenmale ausgetrieben wurden, schirmte gegen Hexenbesprechung und Blutharnen. Im Lettischen heißt der Hederich Perkohnes, was an den slavischen Donnergott Perkannos mahnt.

(Bechstein I, 104. Vergleiche Leunis II, 837!)

Ein Kranz von Gundermann am Walpurgistage getragen, läßt seinen Träger die Hexen in der Kirche erkennen, indem sie sich von den andern Weibern der Gemeinde dadurch unterscheiden, daß sie Melkkübel auf dem Kopfe haben. (Busch, 52.)

Wenn man siebenundsiebzig Blättchen von der Wunderrebe auf eine Wunde legt, meint die Volksmedizin des Innthales, so heilt sie. (Busch, 128. Wuttke, 165.)

## Der Kohl. Brassica.

Geläufig und weit verbreitet ist es, aus dem Kraut im Hausacker auf eine Todesbotschaft zu raten. Weißgeflecktes Kraut der Ackerrübe und des Krautkopfes deuten auf einen toten Mann, dasjenige der Erddorsche auf eine tote Frau; wird es wieder grün, so hat es bloß Krankheit angekündet. So albern dies lautet, so alt uud verbreitet ist doch dieser Glaube, denn nach belgischer Volkstradition holt man sogar die Neugeborenen aus Kohlhäuptern, Knaben aus rotem, Mädchen aus weißem Kohl; und nach indischer Sage kommen alle Kinder aus dem kugelrunden Kürbis. Wie in Indien der Kürbis einheimisch und als Nahrung geheiligt war, so in Deutschland der Kohl; es läßt sich also schließen, diejenige Gottheit der Naturreligionen, welche im allgemeinen die Ackerfrüchte gedeihen ließ, habe auch den Kindersegen zu spenden und die Sterbenden zu sich zu nehmen gehabt. Im deutschen Volksglauben ist dies bekanntlich das Geschäft der Frau Holda gewesen, die unter den landschaftlich wechselnden Namen der Berchta, der weißen Frau, der Holle, die Kinder bald beschenkt und behütet, bald schreckt und raubt. (Rocholz I, 135.)

Beim Krautsetzen pflegt man sich gegenseitig hinzuwerfen oder zu sagen: „Haider wie mein Kopf, Blätter wie meine Schürze“. Man hofft dadurch schönes Kraut zu bekommen. Vor Raupen glaubt man dasselbe dadurch zu schützen, daß man sagt: „Barthel ins Kraut, Raupen aus dem Kraut in die Ruhl zur Kirmes“. (Markfuhl.) — Am Tage Jakobi gehen die Leute in den Ortschaften an der Werra und vor der Rhön durch ihre Krautäcker, um den Jakob hinauszujagen und den Barthel hineinzutragen. — Auf Bartholomäi geht man nicht aufs Krautfeld, um den Barthel nicht zu verscheuchen, der an diesem Tage die Häupter setzt. — Das Kraut muß, bevor der

Hirte nach Hause treibt, ausgesäet werden, weil es sonst den sogenannten Trandel bekommt. Unter Trandel versteht man in Salzungen und der Umgegend den durch einen Insektenstich am Stengel erzeugten Knoten, der die Ausbildung der Pflanzen stört. — Um die Raupen von seinem Acker zu vertreiben, hole man nachts um die zwölfte Stunde Erde von einem frisch gemachten Grabe, mache drei Teile daraus und setze diese an drei Ecken des Ackers, dann ziehen die Raupen zu der vierten hinaus. — Gegen die Kohlraupen wird an etlichen Orten ein sonderbares Mittel angewendet. An einem Tage nämlich, an dem in der Nachbarschaft Kirmes ist, geht der Feldbesitzer auf seinen Krautacker, klatscht mit der Peitsche und ruft: „Dort ist Kirmes!" und dann ziehen die Raupen fort. — Nach geendigter Arbeit müssen die, welche das Kraut gepflanzt haben, Semmel und Milch erhalten und Sauerkraut.

(Witzschel II, 217. 218. Vergl. Wuttke, 22. 35.)

In Mecklenburg stellen die Mädchen am Sylvesterabend drei Teller mit Sand, mit Wasser und mit Kohl hin, greifen dann mit geschlossenen oder verbundenen Augen darnach; treffen sie den Kohl, so werden sie im kommenden Jahre Braut, treffen sie den Sand, so müssen sie sterben, treffen sie das Wasser, so kommen sie zu Fall. (Wuttke, 52.)

Will man die Pferde das ganze Jahr hindurch wohlbeleibt haben, so muß man in der Neujahrsnacht Kohl stehlen und die Pferde damit füttern. (Wuttke, 182.)

Kohl muß man, wenn er gedeihen soll, am Gründonnerstage unter dem Kirchenläuten säen und ihn drei Freitage nach einander hacken. (Wuttke, 185.)

## Der Klee. Trifolium.

Eine sehr bedeutsame Rolle im Aberglauben spielt der Klee vermutlich, weil man in der Dreizahl seiner Blätter eine Hin-

deutung auf die Dreifaltigkeit erblickte, bei zwei- oder vierblättrigem aber im Gegensatz zu dieser etwas Unchristliches, Unnatürliches und Übernatürliches, also etwas Zauberhaftes vor sich zu haben glaubte. Im Altenburgischen muß man am Abend vor Johanni von den vier Ecken eines fremden Ackers stillschweigend eine Hand voll Klee mit nach Hause nehmen und das Vieh mit demselben füttern, weil dieses davon besonders gut gedeiht. In Mecklenburg, Holstein, Franken und am Harz weissagt eine Kleestaude, die weiße oder gelbe Blätter trägt, daß nächstens jemand im Hause stirbt. Allenthalben in Deutschland herrscht die Meinung, daß der, welcher vierblättrigen Klee findet, Glück hat. In Schwaben muß er ihn ungesucht finden. Ein Mädchen, das hier ein vierfaches Kleeblatt sich in den Schuh legt, kann den Namen ihres Zukünftigen erfahren; sie darf sich nur nach dem Vornamen des ersten Mannes erkundigen, der ihr dann begegnet. Wie der heißt, wird auch ihr dereinstiger Schatz heißen. — Zu Rottweil ließ sich einmal ein Seiltänzer sehen, der auf der Nase einen ungeheuren Wiesbaum trug und damit so leicht umherging, als ob es gar nichts wäre. Während die Leute ihn nun anstaunten, kam ein Mädchen mit einer Tracht Klee daher, unter der sich auch ein Vierklee befand, und durch diesen erkannte sie, daß der Gaukler mit dem Wiesbaum nur zauberhaftes Blendwerk trieb. Deshalb lachte sie und rief aus: „Ei, das kann ja ein jeder; der trägt ja nur einen Strohhalm auf der Nase!“ Zur Strafe aber täuschte nun der Zauberer auch sie, so daß es ihr vorkam, als müsse sie durch ein Wasser gehen, weshalb sie flink ihren Rock aufhob und zu waten anfing. Weil das Wasser aber immer tiefer zu werden schien, hob sie den Rock höher und höher, bis das versammelte Volk in ungeheures Lachen ausbrach, da hatte auch sie ihr Teil weg. — Wenn man im Lechthal jemand einen vierblättrigen Klee heimlich ins Haar steckt, so kann er in der heiligen Nacht vor dem Christfest beim Hochamt die Hexen der Gemeinde sehen;

sie stehen so, daß sie dem Altar den Rücken zugekehrt haben. Flicht man einer Jungfrau am Fronleichnamstag einen solchen Klee in den Zopf, so weiß sie, wenn sie rein ist, alle verborgenen Schätze. Wer im Unterinnthal einen Vierklee unter sein Kopfkissen legt, der träumt von seinem zukünftigen Schatze. Wer am Vorabend des Johannistages während des Avemarialäutens ein derartiges Blatt findet, der kann nach der Ansicht der Bauern im Vintschgau von da an mit Erfolg Zauberkünste treiben. — Sehr deutlich weist auf den unchristlichen Charakter des Vierklees der bei Absam in Tirol herrschende Aberglaube hin, nach welchem ein Ministrant, wenn er dem Priester heimlich ein solches Blatt in das Meßbuch legt, bewirken kann, daß dieser beim Messelesen irre wird und stockt. — Auch ein zweiblättriger Klee, wenn er am Sonnenwendabend während des Avemarialäutens gepflückt wird, bringt seinem Besitzer Glück; namentlich verhilft er diesem zu baldiger Verheiratung. Einen Fünfklee aber finden, bedeutet im tiroler Etschlande immer, daß dem Finder ein Unglück bevorsteht.

(Busch, 137—139.)

Die Siebenzahl, wo sie uns immer begegnet, ist stets mythisch. So heißt der Steinklee (Trifolium melilotus), das sogenannte Schabziegerkraut, auch Siebengezeit. Die Pflanze soll siebenmal des Tages ihren Geruch erneuern und verlieren, so lange sie im Boden wurzelt, ausgerissen aber den Geruch stets beibehalten; sie heißt auch Siebengeruch, Siebenstundenkraut.

(Bechstein I, 103.)

Liebende stecken einander heimlich, also daß der andere nichts davon erfährt, vierblättrigen Klee zu, um die Treue festzuhalten.

(Wuttke, 203.)

Ein Auswanderer, dessen Schiff am Nachmittage unter Segel gehen sollte, ging in den gepflegten Anlagen eines botanischen Gartens spazieren. Am Eingange stand eine Warnungstafel, wodurch das Verlassen der Wege untersagt war.

Der Heimatmüde achtete wenig darauf; träumerisch vor sich hinstarrend, heftete er sein Auge auf den üppigen Rasen, wo er zu seiner Freude ein vierblättriges Kleeblatt erblickte. Bei diesem Anblick tauchten alle Sagen und Märchen seiner Kindheit wieder in ihm auf. „Wie", dachte er, „wenn du das Blatt pflücktest! Es könnte dir Glück bringen, und Glück kannst du auf der gefahrvollen Fahrt, sowie in dem fremden Lande, wo dich niemand kennt, gebrauchen." Wohl sagte ihm eine innere Stimme: „Es ist nicht erlaubt, die Anlagen zu betreten," aber er beschwichtigte sein inneres Bedenken, indem er meinte, ein Kleeblatt, in dieser Absicht gebrochen, werde ihm niemand mißgönnen. Rasch sprang er vom Fußsteige in den Rasen und pflückte es. Doch eben so schnell stand der über den Garten gestellte Wächter hinter ihm und forderte ihn im Namen des Gesetzes auf, ihm zum Richter zu folgen. Der Ertappte erzählte, was ihn dazu verleitet, und beteuerte hoch und heilig, daß er nicht die Absicht gehabt habe, irgend etwas zu zerstören. Allein der Wächter wies auf die Warnungstafel am Eingange des Gartens und versicherte, er habe nicht das Recht, ihn ohne weiteres zu entlassen. Unser Mann sah nach der Uhr, um sich zu überzeugen, ob er noch vor Abgang des Schiffes das Gerichtsgebäude erreichen könnte, doch die Zeit war bald abgelaufen und der Weg dahin weit. Nun legte er sich aufs Bitten; er erzählte mit Angstperlen auf der Stirn, daß er mit dem nächsten Schiff auswandern wolle und die Überfahrt nach Amerika bereits bezahlt habe. Wenn er zur festgesetzten Stunde nicht erscheine, so sei er ein armer, verlassener Mann. Gern wolle er die darauf gesetzte Strafe erlegen, nur solle man ihn auf der Stelle fortlassen. Allein der Wärter blieb ungerührt. Es könnten wohl viele, so meinte er in der größten Seelenruhe, Blumen und Bäume abbrechen und nachher erklären, sie müßten mit dem nächsten Schiffe fort, er habe bereits Erfahrung in diesem Fache und glaube von alledem kein Wort; auch dürfe

er selber weder die Strafe festsetzen noch Geld annehmen. Da der Auswanderer einsah, daß alles Sträuben vergeblich sein werde, fügte er sich in sein Geschick, eilte, so schnell er konnte, nach dem Gerichtsgebäude, erlegte seine Strafe und rannte dann nach der Landungsbrücke zu. Doch als er dort ankam, sah er das Schiff bereits auf hohem Wasser. Sein Schmerz war grenzenlos. Er schalt und fluchte auf sich und auf die ganze Welt, aber nichts konnte helfen. Traurig schlenderte er wieder der Stadt zu, überlegend, was er beginnen wolle. Nach mehreren Tagen sitzt er eines Abends im Gasthause in tiefen Gedanken. Um sich zu zerstreuen, greift er zur Zeitung. Da liest er mit großen Lettern gedruckt: „Das Schiff N. N. ist auf hoher See mit Mann und Maus versunken." Es war dasselbe Schiff, mit dem er hatte fahren wollen. Nun erkannte er, daß das vierblättrige Kleeblatt sein Lebensretter geworden, und dankte Gott aus der Tiefe seines Herzens. (Warnke, 207, 208.)

## Die Bohne. Phaseolus.

Die Ackerbohne, Vicia faba, in der Umgegend des kaspischen Meeres einheimisch, scheint die älteste Hülsenfrucht zu sein, die man allgemeiner zu kultivieren pflegte. Auch ist nur sie unter allen Leguminosen mehrfach in die Mythologie der Alten verflochten, wozu neben ihrer Nützlichkeit und den sehr nahrhaften Samen insbesondere die eigene Koloration der Blumen und die besondere Gestalt der Samen beigetragen haben mag. Die Attiker hatten einen besonderen Heros, Kyamites oder Bohnengott genannt, dem sie die Wahl der Obrigkeiten durch Bohnen beilegten.

Bei den Festlichkeiten, die man zu Ehren der verstorbenen Anverwandten anzustellen gewohnt war, wurden vorzugsweise Bohnen als Speise vorgetragen; sie schicken sich, wie die Alten behaupteten, vor allen dazu, da auf ihren Blumen Trauerbuch=

staben sich vorfänden, worunter die schwarzen Flecken verstanden sind, welche sich an den beiden Flügeln der Schmetterlingsblume vorfinden; vielleicht gaben eben diese schwarzen Flecken zu dem Glauben Veranlassung, daß die Seelen der Verstorbenen in die Bohnen übergingen.

Bei den Lemurien oder Versöhnungsfesten der spukenden Manen ging der Hausvater, um sie zu versöhnen, in mitternächtlicher Stunde im ganzen Hause schweigend umher, warf dann schwarze Bohnen über den Kopf hinter sich und wiederholte die Worte: Mit diesen Bohnen löse ich mich und die Meinen. Die Lemurien fielen in den Anfang des Monats Mai, und ein Überbleibsel davon hat sich im Volksglauben an die Blocksbergversammlung in der ersten Mainacht erhalten. — Bei den Palilien oder dem Feste zu Ehren der Hirtengöttin Pales, das am Jahrestage der Stadt Rom begangen wurde, reinigte und räucherte man mit Bohnenstroh, zündete dann ein Feuer an und sprang darüber, eine Sitte, von der wohl unser noch übliches Johannisfeuer herrühren mag. (Letzteres ist wohl eben so wenig anzunehmen wie auch die Behauptung, der Volksglaube an die Blocksbergversammlung sei ein Überbleibsel von den Lemurien. In beiden Fällen haben wir gleichartige Erscheinungen, wie sie bei verwandten Völkern in reichem Maße nachzuweisen sind. Vergl. Schwartz, Indogerm. Volksglaube!) Der Göttin Carna, die für das Wachstum und die Stärke der Eingeweide sorgte, opferte man Speck und Bohnenbrei als die kräftigsten Nahrungsmittel.

Im Monat Juni wurden eigene Feste, Fabariae, gefeiert, wobei frische Bohnen den Göttern als Opfer dargebracht wurden. — Die Besorgung der Spiele bei den Floralien war ansehnlichen obrigkeitlichen Personen in Rom, den Ädilen, aufgetragen, welche jedoch diese Ehre teuer bezahlten, indem sie dem Volke Bohnen austeilen mußten und also gewissermaßen

die wohlthätigen Götter repräsentierten, denen zu Ehren die Spiele gefeiert wurden.

So häufig der Gebrauch der Bohnen bei den Römern war, so werden sie doch an manchen Orten für unrein gehalten, und ihren Genuß hatte Pythagoras seinen Anhängern verboten. Über dieses Verbot ist schon ungemein Vieles geschrieben, und die seltsamsten Gründe sind dafür angegeben worden, deren Erörterung aber nicht weiter hierher gehört. (Dierbach, 115. 116.)

Da Berchta, welche auch die Sterbenden zu sich zu nehmen hatte, nach den Aargauer Sagen 1225, weiße und gelbe Bohnen zu verschenken pflegt, die sich nachträglich in Silber und Gold verwandeln, so wird damit auch derjenige Glaube begreiflich, welcher die Todesankündigungen bis auf die Gartenbohnen ausdehnt, je nachdem diese frühzeitig in Blatt und Hülse gilben. (Rocholz I, 135.)

Warzen vertreibt man damit, daß man dieselben mit der inneren Sammethaut der Hülsen der jungen, großen Bohnen stillschweigend und kreuzweise bestreicht und die Hülse dann unter die Hausschwelle vergräbt; das Verfahren muß wiederholt werden. (Wuttke, 159.)

Bohnen müssen am Tage Christian, 14. Mai, mittags 12 Uhr, oder am Gründonnerstage gesteckt werden, so erfrieren sie nicht; auch muß immer eine ungerade Zahl gesteckt werden, sonst tragen sie nicht.

(Wuttke, 185.)

## Die Erbse. Pisum sativum.

Die Erbse war ehemals dem Donar geweiht, und daher kommt es auch, daß sie noch heute in manchen Gegenden, wie z. B. in der Mark, am Donnerstage, dem Tage dieses Gottes, gegessen wird.

Zu Ebingen in Württemberg pflegte man noch vor wenigen

Jahren am Tage Johannis des Täufers auf einem öffentlichen Platze, der die „Bürg“ heißt, ein Feuer anzuzünden und Erbsen daran zu kochen, welche dann den Kindern zu Essen gegeben wurden. Jetzt kocht man sie in den Häusern, und zwar nur mit Wasser und so, daß sie ganz bleiben und trocken aus der Hand verzehrt werden können, das soll „für allerlei gut sein“, weil, so dürfen wir hinzufügen, die Erbsen in Beziehung zu Donar standen.

Durch Erbsen kann man sich in Schwaben unsichtbar machen. Dabei ist aber folgendes Verfahren einzuschlagen. Man muß einen Totenkopf ausgraben, ihn mit Erde anfüllen und in diese in der Karfreitagsnacht drei Erbsen drücken. Der Totenkopf wird darauf unter der Traufe des Kirchendaches wieder eingegraben, und dann geht man in die Kirche hinein und sagt sein Glaubensbekenntnis her. Nimmt man von den Erbsen, die auf diese Weise gezogen werden, eine in den Mund, so wird man unsichtbar. Früher sollten sich die Wilddiebe häufig solcher Erbsen bedient und sich dadurch vor den Augen der Förster in allerlei leblose Dinge, z. B. in Baumstümpfe verwandelt haben. Ein Bursche aus Wurmlingen steckte einmal solche Erbsen auf dem Kirchhofe bei der dortigen Kapelle. Wie er aber nun in der Kapelle das Glaubensbekenntnis hersagen wollte, zog eine Menge Verstorbener, die er kannte, als Gespenster an ihm vorüber, worauf ihn ein solcher Schauder ergriff, daß er forteilte und heftig erkrankte.

(Busch, 80. 143. 144.)

Auf der Rhön wälzen sich die Leute in der ersten Christnacht auf unausgedroschenem Erbsstroh herum, um Erbsen auszuschlagen, die sie dann bei der Aussaat unter die übrigen Erbsen mengen. Sie glauben, damit der Saat ein besseres Gedeihen zu verschaffen. Will man Erbsen haben, die sich leicht kochen lassen, so säet man sie am Gründonnerstag nachmittags. Andere säen sie am hundertsten Tage des Jahres.

Sollte derselbe auf einen Karfreitag fallen, so sind sie wegen der guten Erbsenernte ganz untröstlich, denn an diesem Tage ist alle Feldarbeit aufs strengste untersagt. — Die Erbsen werden bei abnehmendem Monde gesäet und zwar die erste Handvoll gegen die Sonne; unter dem Zeichen des Steinbocks gesäet, werden sie hart. (Witzschel II, 175. 215.)

Ist zwischen grünen und gelben Erbsen eine mit roter Blüte, so bedeutet dies Krieg. Wenn sich während der Erbsenblüte ein gelbes, aber nicht etwa welkes Blatt an den Erbsen findet, so muß bald jemand im Hause sterben.

(Strackerjan I, 27.)

Erbsen und andere Hülsenfrüchte dürfen während der Zwölften nicht gegessen werden, weil man sonst von Ausschlag befallen wird. — Erbsen, die man in der Kirche in der Tasche gehabt hat, den Hühnern zu fressen gegeben, bewirken, daß diese viel Eier legen. Um das Fieber zu vertreiben, geht man nach Sonnenuntergang stillschweigend an ein (wahrscheinlich fließendes) Wasser und wirft eine Handvoll Erbsen hinein; der Krankheitsstoff geht aus der Hand in die Erbsen und wird mit diesen hinweggeschwemmt.

(Wuttke, 14. 109. 162.)

## Die Linse. Ervum lens.

Die Mädchen, welche ihren künftigen Bräutigam sehen wollen, nehmen in der Christnacht ein neues Thongeschirr, füllen es halb mit Linsen und halb mit Wasser. Dann wird ein Deckel darauf gelegt und dieser mit Lehm verklebt. Noch vor Mitternacht wird das Gericht gekocht, das Eßzeug verkehrt auf den Tisch gelegt, ein Stuhl mit den Füßen nach oben wird an den Tisch gelehnt. Die Linsen werden angerichtet, und das betreffende Mädchen geht nun aus dem Zimmer und schaut von außen durch ein Fenster hinein. Wird sie das künftige

Jahr heiraten, so erscheint alsbald der Bräutigam. Er setzt sich an den Tisch, verzehrt die Linsen und entfernt sich wieder. Im Falle die lauschende Person nichts sieht, wird sich auch kein Freier einfinden. Um eine glückliche Ehe zu haben, muß sie alle Geräte vernichten, welche ihr bei der Bräutigamsschau gedient haben, und darf höchstens Tisch und Stuhl davon behalten. (Vernaleken, 330.)

Linsen, die am Walpurgistage gesäet werden, gedeihen besonders gut. (Busch, 51.)

Linsengerichte, am Neujahrsabend gegessen, beugen dem Geldmangel im nächsten Jahre vor. (Bechstein I, 104.)

## Das Johanniskraut. Hypericum.

Im Mittelalter war vielleicht kein Gewächs berühmter als das durchlöcherte Johanniskraut (Hypericum perforatum). Allerlei Sagen waren von ihm im Schwange, worauf sich dann wieder der wunderlichste Aberglaube gründete. Sein Name steht zu der Blütezeit in Beziehung, denn es blüht um Johanni. (Nach Schwartz, Ind. Volksgl., ist jedoch Johannes das Substitut eines mythischen Wesens, dem die Pflanze einst geheiligt war. Die Stellung des Johanniskrautes im Volksaberglauben führt er auf die Gewitterscenerie zurück S. 87.) Die Blüte hat fünf Blumenblätter, die an die fünf Wunden Jesu erinnern sollen. Hält man die Blätter gegen das Licht, so scheinen viele Löcher darin zu sein. In Wirklichkeit aber gewahrt man nur kleine Öldrüsen, welche das Licht durchlassen. Die ersten Beobachter wußten sich diese sonderbare Beschaffenheit nicht zu erklären; sie rieten und sannen nach der Ursache, doch vergebens. Und da sie nun trotz allen Grübelns keinen triftigen Erklärungsgrund finden konnten, so vermuteten und glaubten sie zuletzt, der Teufel trage die Schuld, weil die Pflanze ein unschätzbarer Segen für die Menschheit sei. Die vermutete und

gesuchte Heilkraft und übernatürliche Wunderwirkung war denn auch bald gefunden. Preßt man nämlich die jungen Blütenknospen, so quillt ein rötlicher Saft hervor, den man Johannisblut nannte. Diese Erscheinung machte großes Aufsehen, und es war nach der damaligen Zeitrichtung natürlich, daß man sich die unsinnigsten Wirkungen davon versprach. Nach Verlauf von einigen Jahren erzählte man sich überall, das in der Johannisnacht gewonnene Blut schütze vor Verzauberungen, vertreibe die Hexen, heile die von den Hexen verursachten Leiden, banne die Gespenster und Spukgestalten und treibe selbst den obersten der bösen Geister, den Satan, zurück. Darüber wäre nun aber — wie die Sage weiter berichtet — dieser so erbost geworden, daß er in dunkler Nacht zu dem heilbringenden Gewächse geeilt sei, um es zu vernichten. Im furchtbaren Grimm habe er viele tausend Nadeln genommen und alle Blättlein durchbohrt, damit es rasch und sicher zu Grunde gehe. Allein die darin wohnenden Zauberkräfte halfen über den Tod hinweg. So blieb die Pflanze zum Ärger des Feindes, aber zur Freude der Menschen erhalten und zeigt noch jedem, der es sehen will, wie sehr sie einst vom Teufel mißhandelt wurde. Oftmals legte man einige Pflanzen auf das Dach, weil man dem Glauben ergeben war, ein solches Haus sei gegen alle Unglücksfälle gesichert. Überhaupt dichtete man diesem Kraute schließlich die wunderlichsten Dinge an. Wer es in der Schlacht trug, war gegen die Kugeln der Feinde gefeit, weshalb nicht selten eine sorgliche Mutter ihren in den Krieg ziehenden Sohn damit ausrüstete. Und wollte jemand die Liebe irgend eines Menschen erwerben, so legte er sich Johanniskraut auf die Brust. In einigen Gegenden soll es noch bis auf diesen Tag als Liebesorakel benutzt werden.

(Warnke, 177, 178.)

In der Mark hat das Johanniskraut in der Johannisnacht rote Tropfen, das „Johannisblut“, an seiner Wurzel, mit denen man das Gewehr inwendig bestreicht, wonach man dann bei

jedem Schusse sicher trifft. In Tirol bewirkt es, in die Schuhe gelegt, daß man bei weiten Gängen nicht ermüdet. Zu Kostersande bei Elmshorn in Holstein zog sich früher zwischen dem Pilgerberge und dem Kuppelberge eine Vertiefung hin, welche die Hexenkuhle hieß. Hier sieht man noch jetzt am Johannistage in der Mittagsstunde alte Frauen umherwandern, die auf den Pilgerberg wollen, um in dieser Zeit ein Kraut zu suchen, welches in seiner Wurzel Körner mit einem scharlachnen Safte hat, der sehr heilsam sein soll. Die Frauen sammeln das Kraut in blechernen Büchsen und bewahren es sorgfältig für den Gebrauch auf. Aber nur zwischen zwölf und ein Uhr gepflückt, kann es seine Wunder thun. Mit dem Schlage Eins ist seine Kraft weg. In Thüringen schneidet man von ihm so viel kleine Zweige ab, als Leute im Hause sind, und setzt jeden Zweig in ein besonderes Glas Wasser. Der, dessen Zweig zuerst verwelkt, muß zuerst sterben. (Busch, 120.)

Wer im westfälischen Volmethale wissen will, ob er ein Mädchen, das er gern möchte, bekommen wird, pflanzt am Mittsommertage zwei Stauden Johanniskraut; wachsen diese darauf mit den Kronen gegeneinander, so ist sie ihm bestimmt, weichen sie damit auseinander, so bekommt er sie nicht. Ähnlich erforschen dies andere, indem sie jeder von den beiden Pflanzen den Namen dessen oder derjenigen geben, über den oder über die sie Auskunft haben wollen. (Busch, 80.)

Wer die Johanniswurzel bei sich trägt oder in seinem Hause hat, kann nicht bezaubert werden. Wer einen Zauberer erkennen will, er mag sein bei einer Hochzeit oder bei einer anderen Gesellschaft, der nehme diese Wurzel und lege sie unter das Tischtuch, daß es niemand sieht; ist nun ein Zauberer vorhanden, so wird derselbe ganz bleich werden und vor Ängsten nicht sitzen können und gleich weggehen müssen. — Wenn Ochsen, Pferde und anderes Hausvieh von bösen Leuten behext sind, so teile man diese Wurzel zur Zeit des Vollmondes und thue sie

in Wasser, besprenge damit das Vieh oder lege ein Stück Tuch in solches Wasser und wische das Vieh damit ab, es wird bald wieder zunehmen. Es kann diese Wurzel auch dem Viehfutter beigegeben werden. — Diese Wurzel blüht dreimal: am Weihnachtsheiligenabend, am Osterheiligenabend, an Johannis des Täufers Tag; sie muß gegraben werden, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen geht. (Witzschel II, 275.)

Im Jahre 1601 ward in Erfurt ein Bürger mit dem Schwert hingerichtet. Als er niederknieen sollte, sprach der Scharfrichter zu ihm: „Ich höre, Du seiest fest, darum rate ich Dir, mache Dir und mir keine weitere Mühe und Ungelegenheit.“ Der arme Sünder antwortet: „Ja, es ist wahr; siehe, allhier steckt's unter meinem rechten Arme, nimm es hin!“ Da nahm er es und sagte nachher, es wäre gedorret St. Johannisblüte.

Es ist ein Wunderding mit dieser Blüte, man suche sie, wenn man will, so wird sie gar nicht gefunden als mittags zwischen 11 und 12 Uhr. (Witzschel I, 313.)

Das Johanniskraut führt auch noch den sagenhaften Namen Jagenteufel. Sagenkenner wissen, daß Hans Jageteufel ein Jägergespenst in der Nähe von Dresden war. Nun fragt es sich, wie kommt die Pflanze zu diesem Namen? Jedenfalls soll es heißen: Jag' den Teufel.

(Nach Leunis II, 624 wird es Flühdübel, fuga daemonum = Flucht der Teufel, genannt. Bechstein I, 106.)

## **Die Wegwarte.** Cichorium intybus.

Ein Zauberkraut ersten Ranges ist die weißblühende (männliche) Wegwart oder wilde Cichorie. Die Wegwartpflanzen sind nach schwäbischem Aberglauben verzauberte Menschen, und zwar waren die blauen, die sehr häufig sind, böse, die weißen gute Leute. In Franken heißt es, ohne daß man den Unterschied

der Farben beachtet: Wegwart, mit einem Goldstück ausgegraben, und zwar unter Anrufung der Dreieinigkeit, ist ein Schutzmittel gegen allerhand Zauber. In Schwaben dagegen sagt man, die Wurzel einer weißblühenden Wegwart habe nicht bloß die Kraft, Dornen, Splitter, abgebrochene Nadeln und ähnliche Gegenstände aus dem Fleische zu treiben, sondern sie mache auch unsichtbar und gefeit gegen Degen und Spieße, wenn man ein Stück davon in der rechten Westentasche trage, sichere vor Hexen und öffne gleich der Springwurzel Thüren und Schlösser. Diese Art der Wegwart ist jedoch sehr selten, und ihre Erlangung erfordert Wissen, entschlossenes Handeln und Mut. Findet man eine, so muß man sogleich einen Stock neben sie in die Erde stecken und sie daran festbinden, weil sie sonst „durchgeht.“ Alsdann muß sie am Jakobitage, vormittags zwischen 11 und 12 Uhr, „unbeschrieen“ mit einem Dukaten abgeschnitten werden. „Versieht“ man es, indem man ein einziges Wort dabei redet, so ist man verloren. So sah einmal in Mössingen ein Mann, als er eben im Begriffe war, die Wurzel einer weißen Wegwart zu schneiden, einen Mühlstein über seinem Kopfe schweben, der sich fortwährend umdrehte. Da entsetzte er sich so sehr, daß er, ohne die Wurzel mitzunehmen, davon rannte. Hätte er in seiner Angst aufgeschrieen, so würde der Stein herabgefallen sein und ihn zermalmt haben.

(Busch, 144.)

Als einstmals die Kriegstrompete durch das Land tönte, stand eine trauernde Jungfrau im kleinen, ärmlichen Zimmer, sah ihren Verlobten, welcher der Fahne folgen mußte, mit nassen Augen an und sprach: „Ach, wie ängstlich schlägt mir das Herz, da Du von mir gehst; es ist mir, als würde ich Dich nimmer wiedersehen. Doch ich will täglich für Dich beten, daß Dich Gott gesund wiederkehren läßt, vielleicht erbarmt sich der gütige Vater meiner.“ Schluchzend warf sie sich dem Geliebten noch einmal an das Herz und sandte ihn alsdann in das wilde

Kriegsgetümmel. Viele Jahre waren verflossen, ohne daß der Geliebte zurückkam. Eine Kugel hatte ihn in mörderischer Schlacht jählings niedergestreckt. Jammernd stand während des die arme Jungfrau tagelang am Wege und schaute weinend in die Weite, auf die Heimkehr des Vermißten wartend. Die Bekannten, welche ihrem Jammer lange schweigend zugesehen, sprachen endlich: „Gieb Dein Trauern auf, Dein Verlobter ist den Heldentod fürs Vaterland gestorben, er wird und kann nicht heimkommen. Gieb Du Dich dem Leben zurück, indem Du Deine Hand einem andern reichst, mit dem Du ein sorgenloses Leben führen kannst.“ Mit beiden Händen abwehrend, erwiderte sie:

„Eh ich laß das Weinen stehn,
Will ich lieber auf die Wegscheid gehn,
Eine Feldblum' dort zu werden.“

Sie blieb auf ihrer einsamen, kummervollen Warte wohl sieben Jahre und glich zuletzt einem Skelett. Da erbarmte sich der Herr ihres übergroßen Leides und verwandelte sie in eine blaue Blume, die Wegwarte am Wege, wo sie jetzt noch steht und auf die Rückkehr des Geliebten wartet. (Warnke, 211.)

Eine ähnliche Sage läßt Julius Wolff im „wilden Jäger“ (Seite 65) von Waldtraut erzählen:

Sie sieht von ungefähr am Weg
Ein blühend Kraut bescheiden stehen.
„O Wegwart!“ spricht sie, „armes Kind!
Will nimmer noch kein Tag ihn bringen,
Auf den du hoffst in Sonn' und Wind?“
Und wieder fängt sie an zu singen:

Es wartet ein bleiches Jungfräulein
Den Tag und die dunkle Nacht allein
Auf ihren Herzliebsten am Wege,
Wegewart! Wegewart!

Sie spricht: „Und wenn ich hier Wurzeln schlag
Und warten soll bis zum jüngsten Tag,
Ich warte auf ihn am Wege,
Wegewart! Wegewart!

Vergessen hat sie der wilde Knab',
Und wo sie gewartet, da fand sie ihr Grab,
Ein Blümelein sprießet am Wege,
Wegewart! Wegewart!

Der Sommer kommt, und der Sommer geht,
Der Herbstwind über die Heide weht,
Das Blümlein wartet am Wege,
Wegewart! Wegewart!

## Das Marienblümchen. Bellis perennis. Die Wucherblume. Chrysanthemum.

Als das Jesuskindlein drei Jahre alt war, wollte ihm die Mutter Maria einen Kranz zum Geburtstage schenken. Aber um die winterliche Weihnachtszeit war nirgends ein Blümchen zu finden, das sie zum freundlichen Kranze verwenden konnte, und gemachte Blumen gab es in dem kleinen Nazareth ebenso wenig. Da entschloß sich die liebende Mutter, selbst einige anzufertigen. Mit stiller Sorgfalt saß sie über ihrer Arbeit und stickte und flocht allerlei Blümchen, groß und klein, wie ihr Sinn sie lehrte. Von allen zeichnete sich eins aus durch seine Schönheit und Pracht. Sie hatte dazu ein Stückchen prächtiger, goldgelber Seide genommen, das noch von ihrem königlichen Stammvater David herrührte, und rund um dasselbe gar zierlich dicke Fäden weißer Seide gereiht. Bei der Befestigung der einzelnen Fädchen hatte sie sich mit der Nadel ein wenig verletzt, und feine Blutstrahlen waren auf die blendend weiße Seide gefallen, wodurch diese an einigen Stellen rötlich schimmerte. Als das Knäblein die „schmerzensreiche Freudenblume" sah, wurde es

wehmütig bewegt und erkor sie sich zu seiner Lieblingsblume. So lange der Winter dauerte, bewahrte es sie wie ein Heiligtum auf. Als aber der Lenz gezogen kam, nahm es sie und pflanzte sie ins Thal von Nazareth. In seliger Freude griff es alsdann zu seinem goldenen Becher, den ihm die Weisen aus dem Morgenlande geschenkt hatten, lief zu einer nahen Quelle, schöpfte daraus und tränkte das Blümchen mit dem frischen Wasser und hauchte es mit seinem göttlichen Munde an. Da wuchs es in stiller Pracht, überzog alle Erdteile und schmückte Wiese und Feld. Und von da an blüht es nun unaufhörlich fort vom ersten Frühlinge bis zum letzten Tage des kalten, stürmischen Herbstes. Jung und alt pflückten das reizende Blumenkind, das ihnen ein Gruß des allgütigen Gottes zu sein schien; sie faßten ihre Blumenbeete damit ein, pflegten es in ungetrübter Seligkeit und nannten es Marienblümchen. Der Name „Maßliebchen“ ist von dem Umstande abzuleiten, daß in früherer Zeit Jünglinge und Jungfrauen teils aus Scherz, teils aber in der abergläubischen Meinung, die Treue oder Liebe eines anderen daran erkunden oder ermessen zu können, die weißen Strahlenblütchen einzeln auspflückten und dabei sprachen: „Er liebt mich, liebt mich nicht“, traf es sich dann so glücklich, daß das letzte Wort des ersten Satzes: „Liebt mich“, mit der allerletzten Strahlenblüte zusammenfiel, so galt die Liebe für unwandelbar; mußte aber die letzte Blüte mit dem Worte „Liebt mich nicht“ gepflückt werden, so kehrte in das Herz des Fragenden Schmerz und Trauer ein, denn nun hatte sich nach dem allgemeinen Glauben die gewünschte Liebe in Falschheit verwandelt. — Gern setzen sich auch noch heute die Kinder in das grüne Gras, wo Gänseblümchen sprießen, um die Liebe der Eltern zu messen, indem sie sich gleich den Erwachsenen der Strahlenblüten als Orakel bedienen. Da sie aber wissen, daß sie von Vater und Mutter mehr geliebt werden, als sie verdienen, so suchen sie statt dessen zu erforschen, wie es ihnen im Verlaufe

des Tages geht. In Begeisterung fragen sie, ein Blättchen nach dem andern abpflückend: „Schläge, Schelte, gute Worte?“ Und jubelnd hüpfen sie davon, wenn die Weissagung günstig lautet. — In der nordischen Sage ist die Pflanze Ostara, der Göttin des aufsteigenden Lichtes, des strahlenden Morgens und des wiederkehrenden Frühlings, geheiligt. Ging zu Ehren der Ostara der Pokal mit dem schäumenden Met im Kreise fröhlicher Zecher herum, so war er mit einem Kranze von Marienblümchen umwunden. (Nach Mannhardt hat sich allerdings bis jetzt keine Göttin Ostara nachweisen lassen, obwohl Beda dies behauptet.) Nach der damaligen Schlußfolgerung mußte nun alles, was mit den unsterblichen Göttern in Verbindung gebracht wurde, wunderthätige Kräfte besitzen. So erging's auch dem Gänseblümchen.

Die Blätter wurden als Salat genossen, und seine medizinischen Eigenschaften standen noch im vorigen Jahrhundert in Ruf. In einer aus der damaligen Zeit stammenden Schrift heißt es: „Das Maßliebchen ist ein gut Leber-, Milz-, Brust-, Wund- und Gichtkräutlein, so immer seine Wirkung thut.“ Jetzt glaubt niemand mehr an die gerühmten Heilkräfte, und gewiß ist das liebliche Blümchen so unschuldig und harmlos wie irgend eins; denn es ist aller hervorstechenden Kräfte bar. Aber trotzdem kann kein gemütvoller Mensch es mit Haß verfolgen. Es schmerzt einen, wenn man hört, daß das sinnige Tausendschönchen im Jahre 1739 in Folge mehrfacher Amtsbefehle ausgerottet werden sollte, da es als ein lästiges und schädliches Unkraut angesehen ward. Glücklicherweise hatte es so viel Lebenskraft, dem Todesurteile zu trotzen und seine Nachkommen zu vermehren. (Warnke, 153—155.)

Das zuletzt Angeführte beruht jedenfalls auf einer Verwechslung mit der Saatwucherblume (Chrysanthemum segetum), deren starker Ausbreitung durch gerichtliche Maßregeln Schranken gesetzt wurden, da sie ein überaus schädliches Unkraut ist.

Leunis (II, 916) berichtet darüber: Zur Blütezeit mußte nämlich von einem der Beamten oft nachgesehen werden, und dann mußte für jedes Exemplar, welches derselbe sah, vom Besitzer des Grundstückes 1 Sgr. bezahlt werden. Die ausgerissenen Pflanzen werden in ein besonderes tiefes Loch, das Wucherblumenloch, geworfen, damit der Samen nicht wieder auf die Felder kommt.

Viel häufiger noch als das Gänseblümchen wird die weiße Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum) zu Liebesorakeln gebraucht. Ein Blättchen nach dem anderen abrupfend, sagt man: „Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, gar nicht". Oder „Edelmann, Bettelmann, Bauer, Soldat, Kaiser, König, Kurfürst, Rat ꝛc." Der Name, welcher zu dem letzten Blättchen genannt wird, giebt den Stand des Zukünftigen an. Gretchen im „Faust" benutzt die Wucherblume (Margaretenblume) auch als Liebesorakel, indem sie dabei spricht: „Er liebt mich, liebt mich nicht."

Im Ötzthale bricht man von der Blume die Randblätter nach einander ab und sieht zu, nach welcher Himmelsgegend das dritte Blatt fällt. Auf diese Weise erfährt man, nach welcher Richtung hin man heiraten wird. (Busch, 128.)

Die Stellung von Gänse- und Wucherblume im heutigen Volksaberglauben läßt wohl mit Sicherheit darauf schließen, daß beide einst im Freiakult Verwendung fanden. Auch die von Warnke mitgeteilte, an die Jungfrau sich anschließende Sage bestätigt dies, da das, was einst der Freia geheiligt war, in der christlichen Zeit auf die Jungfrau Maria übertragen wurde.

## Der Beifuß. Artemisia.

Der baumartige Beifuß (Artemisia arborea) war im Altertum der Isis geweiht, deren Priester bei öffentlichen Aufzügen Wermutzweige trugen. Nach Fr. Kösters „Altertümer und

Sagen" wurden im Herzogtum Verden gewisse Krankheiten, z. B. die sogenannte Rose, mit Wermut gebötet oder besprochen, indem man unter Hersagung bestimmter Worte den leidenden Teil mit einem Wermutstrauße schlug. In der Gegend von Grünberg in Oberhessen wurden nach Wiegand solche Menschen, welche man verhext glaubte, mit Elsen, d. h. mit Wermutstengeln, geschlagen, um sie zu befreien; daher leiten auch einige den Namen Beifuß ab von bifot, pipoz (pozan, bozen, schlagen). In einigen Gegenden Frankreichs bekränzt man am Vorabend des Johannisfestes als sicheres Mittel gegen Bezauberung das Haupt der Kinder mit Wermut.

(Leunis II, 909. Vergl. Dierbach 179!)

Der Beifuß galt für besonders heilig, er hieß St. Johannes-Gürtel und Sonnenwendgürtel, weil sich die Alten beim Sonnenwendfeuer damit gürteten und ihn unter Zaubersprüchen in die Flammen warfen. Wer Beifuß und Rainfarn, den die Alten für eine Art des Beifußes hielten, bei sich trug, dem schadete weder ein giftiges Tier, noch sonst ein Unfall. Fußwanderern vertrieb er die Müdigkeit, daher der beziehungsreiche Name. Seine Wurzel wurde gegen allerlei Übel über die Thore gehängt. (Bechstein I, 96.)

Unter dem Beifuß findet man eine kleine Kohle, die zwischen 11 und 12 Uhr stillschweigend ausgegraben wird und pulverisiert gegen die Krämpfe der Kinder hilft.

(Witzschel II, 209.)

Wenn man Beifuß und Eisenkraut bei sich trägt, das acht Tage vor oder nach Bartholomäi, wenn die Sonne im Zeichen der Jungfrau steht, gepflückt worden ist, so wird man nicht müde, auch beißt einen kein Hund und keine Schlange. In verschiedenen Gegenden Deutschlands und Englands sucht man unter Beifußstauden nach Kohlen, die aber nur abgestorbene und schwarz gewordene Wurzeln der Pflanze sind. Die muß man in Schwaben auf den Fruchtboden legen, weil sie das Ge-

treide vor Würmern und das Dach vor dem Wetterstrahl schützen. In Norddeutschland hängt man sie als Schutzmittel gegen das Fieber um den Hals. In England legen die Mädchen sie unter das Kopfkissen, weil sie dann von ihrem Zukünftigen träumen. (Busch, 121, 122.)

## Das gemeine Berufkraut. Erigeron acris.

Das gemeine Berufkraut verdankt seinen Namen dem Umstande, daß es in früheren Zeiten von abergläubischen Menschen gegen das Beschreien oder Berufen gebraucht wurde. — Es heißt auch Hexenkraut, gelber Andorn, Herba Sideritis (in den Apotheken) und wird auch heute noch gläubig in Anwendung gebracht, um Kinder vor dem Beschreien alter Hexenweiber zu bewahren. Wir haben es unzählige Male mit eigener Hand verabfolgt. Man muß in der That Apotheker sein, um die Überfülle des Kräuteraberglaubens, die noch im Volke lebt, gründlich kennen zu lernen. (Bechstein I, 105.)

In Deutschland findet sich in weitester Verbreitung und zwar selbst unter Gebildeten die altgriechische Scheu vor Überhebung oder die unklare Furcht vor einem neidischen Übermenschlichen, welche sich darin ausspricht, daß man sich hütet, sich seines Wohlbefindens, des guten Erfolges seiner Geschäfte, des Gedeihens seiner Kinder zu rühmen, und daß man, wo dies in einem unbewachten Augenblicke doch geschehen ist, sofort eine Formel hinzusetzt, welche nach dem Herkommen die auf solche Weise herausgeforderte Schicksalsmacht beschwichtigt. Wer seine Gesundheit preist, sich des schönen Standes seiner Saaten laut freut, sein Glück in Handel und Wandel lobt, der muß, um nicht bald das Gegenteil aller dieser Verhältnisse zu erfahren, sogleich ein „Unberufen“, ein Unbeschrieen oder „Gott behüt's“ oder auch einen Ausdruck scheinbarer Unzufriedenheit folgen lassen. Auch bei der Rückkehr von der besten Messe

wird der kleine Verkäufer auf die Frage, wie dieselbe ausgefallen, mit „So so, la la“, oder „'s hätte besser gehen können“, antworten, und wenn sich darin bisweilen auch ein ungenügsamer Sinn äußert, so läßt sich doch zugleich ein Anklang an die allgemeine Furcht vor Erweckung des Neides im Frager oder vor sträflichem Wohlgefühl gegenüber dem Schicksal heraushören. Maßvoll sein ist eine der ersten Regeln der volkstümlichen Ethik, „Hochmut kommt vor dem Fall“, eins der am häufigsten gebrauchten Sprichwörter. Gleichfalls hierher gehört der weit verbreitete Glaube, daß man die Kinder nicht wägen und nicht messen soll — man könnte auf das Ergebnis sich zu viel einbilden und die Kleinen damit „beschreien“. Ebenso ist hierherzustellen, daß altgläubige Leute das Zählen des Obstes an reichtragenden Bäumen untersagen, weil man den Baum durch „Berufen“ verderben kann. Wie man sich selbst durch zu starke Kundgebung der Freude über sein Wohlergehen oder das Gedeihen der Seinen schadet, so wird dies auch durch derartige unvorsichtige Äußerungen anderer bewirkt. Spricht man einem Waidmann, der auf die Jagd geht, die Hoffnung aus, er werde recht viel Glück haben, so trifft er nichts. Lobt jemand unsere Gesundheit, so müssen wir ausspucken, am besten dreimal, oder „Gott behüt's!“ sagen oder auch uns mit der Hand über den Mund fahren (Erzgebirge). Schaut ein Fremder dem tiroler Bauersmann in den Stall und sagt: „Hast du schönes Vieh!“ dann mag der Besitzer zusehen, daß den Tieren kein Schade geschieht. Bewundern wir in Sachsen die roten Wangen eines Kindes, sein schnelles Laufen- oder Sprechenlernen, so fügt die gewissenhafte Amme oder Muhme sicher ohne Verzug ein „Unbeschriggen“ hinzu, weil das Kleine sonst „drei Tage nicht wachsen thut.“ Spricht man in niederösterreichischen Dörfern zu einer hübschen Kuh: „Ach, ist die doch lieb!“ so meinen die Leute, sie werde dadurch verschrieen. Auch darf hier kein Fremder mit ungewaschenem Gesicht in einen Stall

gehen, weil das Vieh dadurch, d. h. durch die nichtgereinigten Augen, verschrieen wird — ein Aberglaube, der schon nicht mehr in das Kapitel von dem durch Bewunderung oder Scheelsucht Schaden stiftenden, sondern in dasjenige des giftigen Auges gehört und mit dem verwandt ist, nach welchem derjenige, welcher sich früh morgens nicht gesegnet hat, in Westfalen die Kraft des bösen Blickes erhält, in Schwaben aber besonders empfänglich für diese Kraft wird. In Wurmlingen lebte, wie Meier berichtet, früher ein Mann, der ganz allgemein für einen Hexenmeister gehalten wurde. Derselbe ging eines Morgens an der zehnjährigen Tochter seines Nachbars vorüber, griff dem Mädchen an den Kopf und sagte: „Du hast recht schöne Zöpfe." Hierauf lief das Mädchen wie wahnsinnig nach Hause und sagte, seit ihm der Hexenmeister an den Kopf gefaßt, sei es ihr darin ganz seltsam. Darauf ging der Vater zu jenem hin und drohte, ihn, der sein Kind verhext habe, zu erschießen, wenn er nicht auf der Stelle helfe. Da sagte der Hexenmeister: „Ich will ihr helfen. Aber das sage ich dir, man sollte die Kinder des Morgens nicht ungesegnet aus dem Hause lassen." Dann machte er etwas, und das Mädchen war hergestellt. — Die unwillkürliche Bezauberung durch Bewundern eines Menschen oder einer Sache, das Beschreien in gutem Glauben ohne irgendwelche schlimme Absicht hat also auch in Deutschland neben sich den bösen Blick, welcher nichts mit dem bewundernden und so den Neid des Schicksals weckenden und ebensowenig etwas mit dem neidischen Blicke zu thun hat, der sich in der Meinung erhalten findet, daß das Essen, um welches man von einem andern beneidet wird, einem nicht gedeiht. Jener böse Blick ist im Altertum ein rein magisches, außerhalb des bewußten und wollenden Geistes liegendes Wirken, welches an der Natur des Betreffenden aber, wie die Gabe, Geister zu sehen, haftet. Wie man zu dieser Gabe kommen kann, indem man einem heulenden Hunde auf den Schwanz tritt und ihm zwischen

den Ohren durchsieht, so kann man beim Kommunizieren das böse Auge bekommen; denn wer beim Umgang um den Altar sich umblickt, von dem wird künftig alles, was er ansieht, „verschrieen“ (Lauenburg). Besonders aber sind es alte Frauen, deren Blick unheilvolle Kraft ausstrahlt. Die Hexe war immer mit dem Basiliskenauge begabt, welches ihr, nachdem sie die letzte Prüfung bestanden, vom Teufel verliehen wurde. Wo der Ausdruck „böser Blick“ nicht mehr im Gebrauch ist, wird die Ansicht, daß die Behexung auch durch die Augen verübt werde, dadurch ausgesprochen, daß man den Hexen als Hauptattribut rote oder (wie in Schwaben) schielende Augen oder auffallend große oder in der Mitte zusammengewachsene Augenbrauen giebt. Allgemein gebräuchlich unter dem Volke ist die Bezeichnung „böser Blick“, wie es scheint, nur noch in Tirol, das an Italien grenzt. Die Sache kommt aber auch in anderen Alpenländern, sowie in Schlesien, in Schwaben, am Rhein, in Westfalen und Lauenburg vor. Wie in Tirol Menschen und Tiere auf diese Art „vermeint“ werden können, so glaubt man in der Nordschweiz, daß einäugige Frauen sogar den Pflanzen schaden; denn es heißt da, wenn eine solche dem Stecken von Kartoffeln zusehe, so würden sie ungenießbar. In Schwaben können die Hexen durch bloßen Blick ein Kind krank machen. In Niederösterreich sagt man, wenn es einer Hexe möglich geworden, ein Kind eine Weile anzusehen, so gewönne sie (mit ihrem verderblichen Einfluß) über dasselbe Gewalt. Solche Kinder heilt man dadurch, daß man sie in einen Backofen schiebt, aus welchem soeben das Brod herausgenommen worden ist, und sie einige Sekunden darin läßt. (Busch, 308—312.)

## Die Kornblume. Centaurea cyanus.

Als Ceres, die Göttin des Ackerbaues, einmal die wogenden Kornfelder durchwandelte, und sich ihres Segens freute,

den sie den Menschen spendete, da nahten sich ihr die Cyanen oder Kornblumen und klagten: „O Ceres, warum ließ dein Wink uns erblühen inmitten deiner Gaben, die das Land mit Ähren bedeckten? Der Erde Sohn berechnet nur die Menge des ihm winkenden Segens; uns aber schaut er nicht einmal an. So gieb auch uns ein körnergeschwelltes Haupt wie den schwergesenkten Ähren, wo nicht, so laß uns wo anders einsam blühen, wo wir den Blicken des Menschen und seiner Verachtung entzogen sind.“ Die Göttin aber erwiderte ihren holden Blumenkindern liebreich: „Nicht doch, ihr Lieben, ihr wurdet vielmehr von mir dazu ausersehen, hier im rauschenden Gewoge der Ähren zu blühen. Des Nutzens bedarf es hier nicht mehr; denn viel höher als dieser ist euer Ruf und Ansehen bei den Menschen; denn ihr seid die Priesterinnen im großen Volke der Ähren. Darum sollt ihr nicht ährengleich rauschen und schwerbelastet euer Haupt zur Erde neigen, sondern frei und fröhlich blühen und emporschauen als ein frommes Bild der stillen Heiterkeit und des zuversichtlichen Glaubens zu den Höhen des azurblauen Alls. Und darum habe ich euch als Priesterschmuck ein himmelblaues Gewand verliehen, euch auszuzeichnen als meine Priesterinnen des Himmels und der Menschen, zu predigen Glauben und Treue den Göttern. Und geduldet euch nur, die ihr jetzt scheinbar vereinsamt und verlassen steht, am Erntetage, wenn alle diese Halme und Ähren fallen unter der Hand des Schnitters, dann wird euch die Schnitterin suchen und pflücken, sich mit euch ihre Stirn bekränzen und ihren Busen schmücken.“ Das waren die klagenden Kornblumen zufrieden, und sie schieden dankerfüllt von dem milden Angesichte der hohen Göttin und freuten sich nun ihres bevorzugten Standes und ihrer hohen Bestimmung. Und so blühen sie denn weiter als schöne Priesterinnen inmitten des wogenden Halmmeeres und predigen den Menschen von des Himmels Gnade und Güte.

(Warnke, 157. 158.)

Ein aus der Blüte der Kornblume mit Schneewasser destillierter Auszug wurde einst von der französischen Akademie als ein Hauptmittel gegen geschwächte Augen empfohlen und die Pflanze deshalb sogar Cassé lunette genannt, ein Mittel nämlich, welches Brillen für die Zukunft unnötig mache.

(Leunis II, 931.)

Die Erinnerung an diese einstige Bedeutung der Pflanze auf medizinischem Gebiete, mehr wohl aber noch die Thatsache, daß sie die Lieblingsblume des unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. war, bewirken, daß ihr mitunter eine an das Abergläubische grenzende Verehrung zu teil wird. Aus diesem Grunde sei auch hier mitgeteilt, wie die Kornblume Kaiser Wilhelms I. Lieblingsblume wurde.

Der greise Heldenkaiser Wilhelm I. hatte die Blumen gern, und sein Geburtstagstisch war stets mit prachtvollen Sträußen bedeckt, welche mit Dankbarkeit entgegen genommen wurden. Dabei aber durfte die Kornblume unter ihren glänzenden Schwestern niemals fehlen; denn sie war seine „schmerzensreiche" Lieblingsblume. Diese Vorliebe wurzelte in dem Andenken an seine Mutter, die unvergeßliche Königin Luise, und ist auf ein an und für sich höchst unbedeutendes Begebnis aus den Jahren der tiefsten Erniedrigung Deutschlands zurückzuführen. — Die Königin Luise lebte nämlich zwei Jahre — von 1806 bis 1808 — in Königsberg und bewohnte während der Sommermonate eine vor dem Thore belegene ländliche Besitzung. Die Einsamkeit dieses Aufenthalts that dem leidenden Gemüte der schwergeprüften Königin wohl. Hier wandelte sie mit ihren Kindern oft unter den alten Waldbäumen und sprach zu ihnen sanfte, treue Mutterworte, welche den Geist, den Sinn und das Herz zu bilden vermochten. Eines Morgens, als die Königin mit ihren Kindern, darunter der nachmalige Kaiser Wilhelm I. und die Prinzessin Charlotte, die spätere Kaiserin von Rußland, sich wiederum in den Park begeben wollte, trat ein Land-

mädchen, das am Eingange der Pforte wartete, mit einem Korbe voll Kornblumen zu ihr heran und bot sie zum Kauf an. Luise wollte ihren Kindern eine Freude bereiten, da sie sah, daß die zehnjährige Charlotte die herrlichen blauen Blumen mit hoher Verwunderung betrachtete; sie beschenkte die kleine Verkäuferin reichlich und nahm die Blumen mit sich in den Garten. Als man auf einem Ruhesitz Platz genommen hatte, versuchte die Prinzessin nach Anleitung der Mutter von den Kornblumen einen Kranz zu winden, und so groß war die Freude über das Gelingen der Arbeit, daß die gewöhnlich bleichen Wangen der Prinzessin vom hellsten Rot überhaucht wurden. Und als sie dann den fertigen Kranz auf ihr Haar drückte, da jubelten die übrigen Geschwister über das wundervolle Aussehen ihrer lieblichen Schwester. Was für Empfindungen mochten sich bei dem Jubel in dem Herzen der vom Unglück heimgesuchten Mutter regen? Wie konnte es ihr und ihren Kindern ergehen, da das Ende ihrer Leiden nicht abzusehen war? Wer konnte damals ahnen, daß die jetzt mit einem Kranz von Feldblumen Geschmückte einst das Diadem einer Kaiserin auf der Stirn tragen würde? Wer konnte ahnen, daß Luisens Sohn das geeinte Deutschland als Kaiser beherrschen würde? Allein die Königin richtete den Blick von der trüben Gegenwart auf die Zukunft; sie sah in dem einfachen Sinn und der schuldlosen Freude ihrer Lieblinge die Gewähr spätern Glücks, das jeder Mensch sich selber schaffen muß. In tiefster Rührung zog sie die Geliebten an ihr Herz, und die Kornblume, welche ihr so Schönes offenbart, wurde ihre und ihrer Tochter Charlotte Lieblingsblume. Als Charlotte dann 20 Jahre später als Kaiserin von Rußland ihre Heimat durch einen Besuch erfreute, glaubten die Bewohner von Königsberg in der mächtigen Kaiserin die angenehmsten Erinnerungen zu wecken, wenn die jungen Mädchen, welche beim feierlichen Einzuge der Fürstin Blumen streuten, mit Kränzen von Kornblumen geschmückt, vor

ihr erschienen. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Die Kaiserin sprach ihren Dank und ihre Freude darüber aus, daß man die Kornblume zu ihrem Empfange gewählt hatte. (Warnke, 158—160.)

Eine blaue Kornblume, am Fronleichnamstage (oder am Johannistage) mit der Wurzel ausgerauft, stillt das Bluten der Nase, wenn man sie so lange in der hohlen Hand daran hält, bis sie erwärmt ist. (Witzschel II, 286. Vergl. Wuttke, 165!)

## Die Schwarzwurz. Symphytum officinale.

Nimm bei abnehmendem Monde ein Stückchen Schwarzwurzel zwischen Daumen und Zeigefinger und gehe damit früh vor Sonnenaufgang stillschweigend zu dem Kranken, drücke mit der Wurzel drei Kreuze auf den Schaden und sage bei jedem Kreuz: „N. N. (vollen Namen), im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Ist dies geschehen, so gehe an einen Ort, wo der Patient so bald nicht hinkommt, mache ein Loch in die Erde, halte die Wurzel ins Loch und sage: „N. N., hier stecke ich die Wurzel in das Loch, davon vergehet dir dein Bruch, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dies sprich dreimal. Ist dies geschehen, so lasse die Wurzel im Loche stecken, mache das Loch zu und gehe stillschweigend nach Haus. Hilft es das erste Mal nicht, so kann man es dreimal ausführen, aber jedesmal bei abnehmendem Monde. Die Wurzel muß an einem Orte vergraben werden, wo sie bald und gut verfault.

(Witzschel II, 289.)

## Die Knabenkräuter. Orchideae.

Bei manchen Orchideenarten bleibt das untere Ende der Wurzelknollen einfach (Orchis Morio, mascula), bei anderen teilt es sich in mehrere Zweige (Orchis maculata, latifolia).

Diese letzteren, handförmig zerteilten Knollen, vom Volke nach der Blütezeit der Pflanzen auch Johannishändchen genannt, werden in manchen Gegenden noch gegenwärtig von spekulativen Landbewohnern auf dem Gemüsemarkte als „Glückshändchen“ feilgeboten, von Köchinnen u. a. in dem guten Glauben gekauft, daß sie zur Verwahrung und Vermehrung des Geldes vorteilhaft wirken, sobald sie in der Börse mit letzterem zusammen liegen. (Wagner I, 127.)

Manche Knabenkräuter werden vom Volke Kuckucksblumen genannt, weil sie um die Zeit der Zurückkunft des Kuckucks blühen, oder weil sich öfters der Schaum der Schaumcikade, Kuckucksspeichel genannt, daran findet. In der Schwalmgegend singen die Kinder, während sie ein Blatt der Pflanze in der Hand halten:

Der Kuckuck hat geschrieben
Auf ein grünes Blatt;
Mutter, gieb mir Grieben (die übrig gebliebenen Stücke vom ausgelassenen Fette),
Aber nur recht satt! 2c.

In Landstrichen, die von den Nachkommen der alten Sachsen bewohnt werden, wurde das Knabenkraut ehemals als Liebesorakel benutzt, wenigstens ist dies in englischen Dörfern der Fall. Hier pflanzen die Mädchen am Johannistage Knabenkraut in Lehm auf eine Schieferplatte, was man „einen Mitsommermann machen“ nennt. Neigt sich der Stengel am Morgen zur Rechten, so weiß das Mädchen, daß ihr Schatz ihr treu bleiben wird, neigt er sich nach links, so ist das Gegenteil zu befürchten. (Busch, 121.)

Die Griechen glaubten, eine Orchidee sei die Lieblingsblume der Demeter, welche den Ackerbau beschützte, und dieselbe benutze sie als zierliche Fußbekleidung, wenn sie über die Felder ginge, um ihre Gaben auszustreuen. Daher bezeichneten sie dieselbe kurzweg als Weltsandale (gemeiner Frauenschuh, Marienschuh, Venus-

schuh, Cypripedium calceolus). Infolge dieser Weihe spielte sie bei allen Festen, die zu Ehren der Göttin des Ackerbaues gefeiert wurden, eine hervorragende Rolle. Bei den veranstalteten feierlichen Umzügen waren die Knaben, die den Zug eröffneten, in weiße Gewänder gehüllt und mit Orchideenkränzen geschmückt. Ebenso trugen die Frauen und Männer, welche die Prozession mitmachten, Orchideenblüten. Nach dieser Sitte legte man den Pflanzen den Namen „Knabenkraut“ bei.

(Vergl. Dierbach, 139, 140 und Leunis II, 1088, 1089!)

Wie die Griechen, so kannten auch die alten Deutschen diese Blumen in frühester Zeit. Sie weihten die gefleckte Orchis (Orchis maculata) der Göttin Frigga (Freia), der hehren Himmelskönigin, und nannten sie wohl gar Friggagras. — Das Christentum, welches das alte Heidentum erst allmählich verdrängen konnte, benutzte die alten heidnisch-religiösen Überzeugungen, suchte sie aber auf andere Wesen und Personen zu übertragen. So wurde auch die heilig gehaltene Orchis auf die Mutter Maria bezogen. Die gefleckte Orchis nannte man Mariathräne oder „unserer lieben Frauen Zähre“, denn man erzählte, die auf den Blättern vorkommenden dunkleren Punkte seien durch die heißen Thränen entstanden, welche die Mutter Jesu unter dem Kreuze weinte.

Auf der Landenge von Panama giebt es eine Art, die einer weißen Taube mit hängenden Flügeln und rosarotem Bande ähnlich ist, weshalb sie von der dortigen Bevölkerung als die Blume des heiligen Geistes angesehen und verehrt wird.

(Warnke, 209, 210.)

## Die Brennessel. Urtica.

Unsere Vorfahren, die alten Germanen, hielten die Nessel für heilig. Sie war dem Donnergott Donar geweiht. Mit dieser Verehrung hängen noch viele abergläubische Gebräuche

zusammen, die man hier und da im Volke vorfindet. So legt man in Tirol beim Gewitter Nesseln ins Feuer, damit der zündende Blitz abgehalten werde; und am Abend der Sommersonnenwende, d. i. am Johannistage, backt man Brennesselkuchen, um sich gegen Hexerei und bösartige Krankheiten zu schützen. Ganz besondere Wirkungen sollen die am Gründonnerstage gepflückten Nesseln haben; sie gelten nicht nur für ein untrügliches Mittel gegen schädliche Gewitter, sondern auch gegen boshafte Zauberei, gegen Jammer und Elend. Es ist auch ein weitverbreiteter Glaube, böse, beängstigende Träume würden abgehalten, wenn man auf einem Schaffelle schliefe und vor dem Zubettgehen eine Tasse Thee von Brennesselwurzeln nehme. Desgleichen sollen Furcht und Angst durch Tragen von Brennesseln, mit Schafgarbe untermischt, gebannt werden. — Es ist bekannt, daß man die Nessel auch für den Menschen brauchbar gemacht hat. In manchen Gegenden webt man ein feines Gewebe daraus, das Nesseltuch, aus dem Hemden gefertigt wurden, welche ehemals in eifriger Nachfrage standen. Zu Eberstein geht darüber folgende Sage:

Es war einmal ein hartherziger Vogt, der einer Dirne, deren Eltern gestorben waren, nicht erlauben wollte, ihren Geliebten, den Schloßgärtner, zu heiraten. „Ich will dir", sprach er heimtückisch, „die Heirat nicht gänzlich verbieten, aber nicht eher sollst du dein Glück genießen, bis du mir zwei feine Hemden aus den Nesseln bereitet hast, welche auf dem Grabe deiner Eltern wachsen. Das eine soll dein Brauthemd sein, das andere will ich zu meinem Totenhemde haben. Keins von beiden darf größer sein, als genau notwendig ist." Heimlich aber dachte er bei sich: „Sie wird den Auftrag bis zu ihrem Ende nicht erfüllen können und daher ledig bleiben müssen." Die Dirne ging rüstig an die Arbeit, doch bald merkte sie, daß sie dieselbe bis zu ihrem höchsten Lebensalter nicht vollenden könne. Da ward sie sehr betrübt und weinte bitterlich. In diesem

Elende kam bei dunkler Nacht ein gutes Bergweiblein, das tröstete sie, setzte sich an den Webestuhl und machte die Hemden fertig. Mit freundlichen Worten reichte sie die hohe Gabe der Trauernden dar und sprach: „Sei nicht mehr so traurig, gehe zu dem harten Vogt und zeige ihm die Hemden, daß er sie messe, er wird dir deinen Verlobten nicht mehr vorenthalten können." Bald darauf fand die Hochzeit zwischen dem Gärtner und seiner Erwählten statt, und die beiden führten ein gottesfürchtiges Leben und lebten vergnügt bis an ihr seliges Ende.

(Warnke, 214—216.)

Die gewöhnliche Brennessel ist ein gar mächtig Kraut. Wer es mit Schafgarbe zusammen in die Hand nimmt, ist sicher vor aller Furcht und Phantasie. Wer Fische fangen will, salbe sich mit Nesselblatt und Saft von Hauswurz die Hand; die Fische kommen ihm dann von selbst in die Hand. Nesselwasser ist auch gut für Frauen bei allerlei Vorfällen.

(Witzschel II, 287. Vergl. Wuttke, 18. Leunis II, 976. 977!)

## Der Bärlapp. Lycopodium.

Die mehlartigen Sporen des Kolben-Bärlapp (Lycopodium clavatum), bisweilen auch die der anderen Arten, werden gesammelt und unter dem Namen Bärlappsamen, Hexenmehl, Blitz-, Streu- oder Moospulver zu verschiedenen Zwecken benutzt. Sie stellen ein zartes, leichtes, blaßgelbes, geruch- und geschmackloses Pulver dar und sind vom Wasser äußerst schwer benetzbar, wirken daher trocknend. In den Apotheken werden sie unter dem Namen Pulvis s. Semen Licopodii gehalten und dienen zum Bestreuen der Pillen, um das Aneinanderkleben derselben zu verhindern, desgleichen zum Betupfen wund geriebener Stellen bei Säuglingen. Ferner werden sie zu manchen physikalischen Versuchen, z. B. zur Darstellung der Lichtenberg'schen elektrischen Figuren und der Chladni'schen Klangfiguren gebraucht. Wegen

ihrer leichten Entzündbarkeit werden sie auch auf Theatern zur Nachahmung des Blitzes angewendet. — Das Kraut von Lycopodium clavatum soll die Kraft besitzen, Weine zu verbessern, wenn sie umschlagen wollen, daher auch der Name „Weinkraut“. In Rußland, Ungarn und Galizien soll der Absud dieser Pflanze ein Volksmittel gegen die Wasserscheu sein. In alten Zeiten nagelte man diese Pflanzen gegen Hexen an Stallthüren, hing sie, in Form eines Kranzes gewunden, unter dem Namen Unruhe — weil der Kranz sich der gleichmäßigen Dicke wegen sehr leicht bewegte — in Schlafkammern auf und trug sie auch als Gürtel um den Leib. (Leunis III, 1442.)

## Die Mannaflechte. Lecanora esculenta.

Die Mannaflechte wächst in den Ländern von der Krim bis zur Kirgisensteppe, in Kleinasien, Persien und Nordafrika, in großer Menge. Die auf den Bergen getrocknete und von den Winden fortgeführte Flechte gelangt mit dem Wind und Regen in die Thäler oder wird auch in benachbarte Gegenden getrieben, wo sie dann bisweilen massenhaft gleichsam vom Himmel zu fallen scheint und den Mannaregen verursacht. Sie ist eßbar und wird von den Tataren „Erdbrot“ genannt und zur Bereitung eines Brotes gesammelt. Trocken ist sie hart, feucht weich und läßt sich zu einem fast geschmacklosen Brei zerkauen. Nach Göbels Untersuchung enthält sie 23 % Gallert, 65,91 % oxalsauren Kalk, 2,50 % Inulin und außerdem stickstoffhaltige Bestandteile.

Pallas entdeckte diese Flechte 1769 in den Kirgisensteppen wo sie stellenweise bis 18 cm hoch den Boden bedeckt. Später wurde sie von Eversmann und Ledebour ebendaher mitgebracht und genauer beschrieben. Solche „Mannaregen“ haben sich in verschiedenen der genannten asiatischen Länder ereignet in den Jahren 1824, 1828, 1841, 1846 und 1864. Von den in den

drei letztgenannten Jahren gefallenen Mannaregen erhielten Miquel, Reissek und Reichardt Proben und erkannten sie als diese Flechte. Gleiches ist auch von der in der Krim und auf Kreidebergen des Donflusses vorkommenden Mannaflechte erwiesen. Diese Flechte soll auch die Manna der Israeliten gewesen sein und muß von der Manna der Wüste unterschieden werden, welche von Tamarix und von Hedysarum Alhagi abstammt, weil letztere nicht zu Brot diente und keine Ähnlichkeit mit jener hat. Moses hat beide Stoffe zusammengeworfen, weil beide vom Himmel zu fallen scheinen. (Leunis III, 1683.)

2. Mose 16, 13—15 heißt es: Und am Morgen lag der Tau um das Heer her. Und als der Tau weg war, siehe, da lag es in der Wüste rund und klein, wie der Reif auf dem Lande. Und da es die Kinder Israels sahen, sprachen sie untereinander: „Das ist Man," denn sie wußten nicht, was es war. Mose aber sprach zu ihnen: „Es ist das Brot, das Euch der Herr zu essen gegeben hat."

Als das biblische „Himmels-Manna" wollen manche die ausgeschiedenen Gummiperlen des Hedysarum Alhagi (Mannaklee, türkischer Süßklee), eines kleinen, stachligen Hülsengewächses, ansehen, das in Syrien, Persien und Ägypten massenhaft auftritt. Diese Manna verdichtet sich während der Nacht zu rötlichen Körnern, welche vor Sonnenaufgang in Töpfe und irdene Krüge gesammelt und als Nahrungs- und leichtes Abführungsmittel bei Brustleiden im Oriente gebraucht werden.

(Leunis II, 400.)

Das gewöhnliche Manna unserer Apotheken ist ein Erzeugnis der Manna-Esche (Ornus europaea) und wird in Sizilien und Kalabrien gewonnen, indem man Einschnitte in den Baum macht, in denen der ausquellende Saft verhärtet. Eine andere Sorte wird von der Tamariske, dem Tarfabaume (Tamarix mannifera), gewonnen, die Südeuropa, Nordafrika und

Arabien bewohnt und jenen Stoff teils freiwillig, teils nach Verwundungen durch ein Insekt (Coccus manniparus) aussondert. Das gewöhnliche weiche, butterähnliche Manna dient in den Ländern des Orients als Zuthat zur Speise, in Gemeinschaft mit Honig zu Scherbet, auch als Heilmittel. Eine bessere, feste Sorte wird durch die Mönche der Klöster des Sinai gesammelt und Terandschabin genannt.

(Wagner II, 53.)

## Die Pilze. Fungi.

Die Fäulnisbewohner unter den Pilzen (die größeren) besitzen ihrer chemischen Zusammensetzung nach eine große Düngkraft.

Mit Erde vermischt, sind sie schon nach 4—6 Wochen verfault und können als Dünger verwendet werden. Auf diesem Verfaulen von Pilzen beruht die Bildung der sogenannten Hexen- oder Zauberringe auf den Wiesen und Weideplätzen. Dies sind kreisförmige, mitunter bis 16 m im Durchmesser groß werdende Stellen, welche von einem freudig grünen, üppig wachsenden Grasringe eingeschlossen sind, auf welchen bisweilen ein innerer Ring aus unregelmäßigen, abgestorbenen Flecken folgt. Die Kreise wachsen mit jedem Jahre, und in dem grünen Ringe zeigen sich mehr oder minder zahlreiche Hutpilze, in manchen Jahren so reichlich, daß sich die Hüte stellenweis durch gegenseitigen Druck quetschen. Dergleichen Hexenringe, die man, wie der Name sagt, früher mit den Hexen in Verbindung brachte, werden vorzugsweise gebildet von Agaricus campestris, multifidus, oreades und giganteus. Die Erscheinung erklärt sich aus dem centrifugalen Wachstume des im Erdboden befindlichen Myceliums und dem Absterben seiner ältesten Teile, wodurch ein Mycelring gebildet wird, welcher die zahlreichen Hüte hervorbringt, deren Zersetzungsprodukte düngend auf die Grasnarbe

wirken. Die Fehlstellen scheinen von einer direkt tödlichen Wirkung des reichlich entwickelten Myceliums auf die Graswurzeln herzurühren. (Leunis III, 1712.)

Die Wundermonade (Micrococcus prodigiosus oder Monas prodigiosa) bildet blutrote, kleinere und größere Schleimtröpfchen an der Oberfläche gekochter Kartoffeln, im Brot, auf Mehl, auf verschiedenen Speisen und Stärkekleister, zu manchen Zeiten und in manchen Lokalen besonders häufig. Sie wurde früher als Blut im Brote für eine unerklärliche Erscheinung gehalten; auch das Wunder der „blutenden Hostie“ beruht auf diesem Vorkommen. Vor ungefähr 30 Jahren zeigte sich der Pilz häufig in Frankreich in dem Brote, welches in Kasernen, Hospitälern rc. verwendet wurde; besonders erschien er in erschreckender Weise 1843 in dem Brote, welches aus Militärbäckereien zu Paris hervorgegangen war.

Die darauf angestellten wissenschaftlichen Erhebungen stellten fest, daß ein Pilz die Ursache dieser Erscheinung sei, welche nicht durch das Getreide oder den Sauerteig bedingt wird, sondern einem schlechten Aufgehen, zu schnellem Backen und zu großem Zusatze von Wasser zuzuschreiben ist. Auch auf der Milch erscheint manchmal dieser Pilz in blutfarbenen Tropfen an der Oberfläche, und da der Farbstoff in den Fetttropfen der Milch löslich ist, so färbt sich die letztere ganz rosa. Die Schleimtröpfchen reagieren sauer. Der rote Farbstoff ist löslich in Alkohol, und die Tinktur färbt Wolle und Seide, aber die Farbe verschwindet nach wenigen Tagen. (Leunis III, 1960.)

Die „blutende Hostie“ spielt im Blutaberglauben des Volkes eine hervorragende Rolle. Von ihr berichtet Strack (Seite 48, 49): Die Beschuldigung rituellen Blutgebrauches findet sich sehr häufig neben Wunderberichten, die auf die Eigenschaft der Geschichtlichkeit keinen Anspruch erheben können, und neben anderen gegen die Juden gerichteten Anklagen, welche bei der ersten

genauen Untersuchung als unglaubwürdig sich erweisen. Daraus ergiebt sich mindestens eine hohe Wahrscheinlichkeit für die Berechtigung, auch jener Beschuldigung den Glauben zu versagen. — Die hohe Wertschätzung der Hostien seitens eines großen Teils der Christenheit infolge namentlich der im Jahre 1215 auf der vierten Lateransynode geschehenen Feststellung der Transsubstantiationslehre, welche Lehre schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts Papst Paschasius Radbertus vorgetragen hatte, war aus mehr als einem Grunde geeignet, in Juden den Wunsch zu erwecken, solche Hostien z. B. als Pfand für Darlehen zu besitzen. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts gab die Erscheinung der „blutenden Hostien" vielfach Anlaß zu der Anklage, daß Juden die Hostien durchstochen oder durchschnitten und so geschändet hätten, und diese Anklage führte zu zahlreichen Judenverfolgungen. Der Berliner Naturforscher Ehrenberg hat das Verdienst, in diese dunkle Angelegenheit Licht gebracht zu haben. In den „Verhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin" vom 26. Oktober 1848 lesen wir (S. 349): Herr Ehrenberg zeigte das seit alter Zeit berühmte Prodigium des Blutes im Brote und auf Speisen, als jetzt in Berlin vorhandene Erscheinung im frischen Zustande vor und erläuterte dieselbe als bedingt durch ein bisher unbekanntes monadenartiges Tierchen."

Daselbst giebt E., S. 349—362, ein reiches Verzeichnis von Fällen, in denen das scheinbare und daher für wirklich gehaltene Sichtbarwerden von Blut auf Hostien und ähnlichen Gegenständen aus dem Auftreten einer bis zum Jahre 1819 (Dr. Sette in Padua) ganz unbekannten, erst im Jahre 1848 durch den Vortragenden genauer untersuchten Bakterienart zu erklären sei, woraus sich zugleich ergebe, daß man auf Grund dieser Erscheinung den Juden den Vorwurf der Hostienschändung mit Unrecht gemacht habe. S. 362: „Auf Oblaten habe ich die Erscheinung sehr leicht fortpflanzen können. Am schönsten

erscheint sie auf gekochtem Reis. In zugedeckten Gefäßen und Tellern entwickelt sie sich in warmer Luft auffallend leicht. — Welche Produktionsfähigkeit! Welcher Einfluß!“ — Ehrenberg rechnete diese kleinen Lebewesen zu den Infusorien, während man sie gegenwärtig allgemein unter die Spaltpilze oder Bakterien (Schizomycetes) rechnet.

## Die Farnkräuter. Filices.

Das Farnkraut mit seinen schönen Blattformen zog schon in den frühesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich. Sie beobachteten es, sahen, daß es sich vermehrte, wußten aber nicht, in welcher Weise dies geschah, und brachten es daher mit übernatürlichen Mächten und Kräften in Verbindung. So kommt es, daß das Farnkraut im Volksaberglauben so oft auftritt.

Die Alten unterschieden ein Farnkrautmännlein und ein Farnkrautweiblein; das erste ist das Engelsüß, Polypodium, das zweite, größer und schöner, ist der Saumfarn, die Adlerwurz, Pteris aquilina, deren Wurzel, schräg durchschnitten, Figuren zeigt, die einen Doppeladler (bei lebhafter Phantasie) erblicken lassen. Noch heutiges Tages schneiden betrügerische Wurzelgräber ein Stück der schuppigen Wurzel so, daß die Reste von fünf Blattstielen, die schwarz und glänzend sind, als Finger daran bleiben; so ähnelt das Ding lebhaft einer kleinen Teufelskralle, jene aber nennen es St. Johannishand, und abergläubische Landleute hängen es um Kindersegen über ihre Ehebetten an Fäden auf oder binden es an die Dornhecken ihrer Ackerraine, wo es die Felder vor Gewittern und vor Hagelschlag bewahren soll. Vom Farnkrautsamen, Fahrsamen, giebt es viele Sagen. Er macht seinen Träger unsichtbar, aber es ist Fahr bei seiner Gewinnung. Daher der zweite Name. Früher galt der Farn für

ein dem Teufel zuwidres Kraut; selten weilte der Böse an Stätten, wo jener wuchs, und mied die Häuser, darin Farn aufbewahrt wurde; auch schlug der Blitz in solche nicht ein. Blühendes Farnkraut (wohl vom Rainfarn, Tanacetum) wurde über die Hausthüren geheftet, dann ging alles gut, so weit der Peitschenschlag reichte. Der Farnsame reift nur in der Mitternachtsstunde der Johannisnacht oder der Dreifaltigkeitsnacht. Leute, denen er von ungefähr in die Schuhe fiel, machte er unsichtbar. Zu Benshausen auf dem Thüringer Walde spukt noch ein Jäger, der absichtlich Fahrsamen gewann, indem er zur Sonnenwendzeit in die Sonne schoß. Solchen bringt der Same Glück im Spiel, wie in der Liebe, sie fehlen auf kein Wild, was sie wünschen, erfüllt sich — darum hieß schon vor Alters und in Minneliedern der Farnsame Wünschelsame.

(Bechstein I, 107—108.)

Das vornehmste unter allen Zaubermitteln aus dem Pflanzenreiche ist der Farnsamen oder, wie man in Schwaben sagt, der Faarsamen. Welcher Pflanze er angehört, und wie er aussieht, ist nicht klar. Sicher ist nur, daß er eine Menge wunderbarer Eigenschaften hat, daß er in Norddeutschland unsichtbar macht, in Tirol zum Heben der Schätze gebraucht wird, auch, zum Gelde gelegt, dieses nie abnehmen läßt, in Schwaben seinem Besitzer eine solche Kraft verleiht, daß derselbe täglich soviel arbeiten kann, wie zwanzig oder dreißig andere, endlich, daß er nur in gewissen Nächten des Jahres, in Westfalen, Thüringen, Franken und Tirol in der Johannisnacht, in Schwaben in der Christnacht zu gewinnen ist. In Westfalen sagt man, der Farnsamen ist schwer zu finden, denn er reift nur in der Nacht vor Mittsommertag von zwölf bis ein Uhr; dann fällt er sogleich ab und ist verschwunden. Im nördlichen Franken hegt man dieselbe Meinung. Einem Manne in dem westfälischen Dorfe Bergkirchen ging es damit recht wunderlich. Er suchte in jener Nacht ein Füllen, welches sich von der Weide

verlaufen hatte. Dabei kam er zufällig über eine Wiese, wo gerade solcher Samen reifte, und so fiel ihm etwas davon in die Schuhe. Gegen Morgen kehrte er nach Hause zurück, trat in die Stube und setzte sich. Es dünkte ihm sonderbar, daß Frau und Hausgenossen ihn nicht beachteten. Da sagte er: „Das Fohlen habe ich nicht gefunden.“ Alle, die in der Stube waren, erschraken; denn sie hörten die Stimme des Mannes und sahen doch niemand. Da rief ihn die Frau bei seinem Namen; denn sie meinte, er müsse sich versteckt haben. Er aber stand jetzt auf, stellte sich mitten in das Zimmer und sagte: „Was rufst du nur? Ich stehe ja hier, ganz nahe vor dir.“ Da wurde der Schreck der Frau und der übrigen noch größer denn man hatte ihn den Stuhl rücken und über die Diele gehen hören. Der Mann aber merkte jetzt, daß er unsichtbar war, und zugleich fiel ihm ein, er möchte wohl Farnsamen in den Schuhen haben; denn es drückte ihn, wie wenn Sand darin wäre. Er zog sie aus, schüttelte den Samen heraus, und jetzt konnten ihn aller Augen erkennen wie früher.

In Tirol erzählt man im Dorfe Eggenthal, daß die Farnkräuter in der Nacht, die dem längsten Tage vorangeht, blühen und in der Geisterstunde ihren Samen abwerfen. Will man diesen erhalten, so muß man Tücher oder Papierbogen um den Stengel hinbreiten. Noch besser eignet sich dazu ein Kelchtuch aus der Kirche. Während der Nacht fällt der Samen auf diese Unterlage. Dann muß er mit derselben aufgehoben werden und zwar vor Sonnenaufgang und ohne daß man ihn berührt; denn sonst verschwindet er. Auch ist noch zu beobachten, daß der Stein, mit dem man die Unterlage zu beschweren hat, nicht bergan weggeworfen werden darf, weil sonst den Sammler schweres Unglück treffen würde. Wer mit einer solchen Farnblüte in der Hand in der Johannismitternacht auf das dortige Bergjoch steigt, der findet eine Goldader. Farnwurzel zu Johanni gegraben und an freier Luft getrocknet, sichert nach dem

Volksglauben im Lechrain jeden Ort, an dem sie aufgehängt wird, vor dem Wetterstrahl, doch ist dabei zu beobachten, daß sie während des Trocknens nicht von der Sonne beschienen werden darf.

In Schwaben muß man sich, wenn man Faarsamen zu besitzen wünscht, an den Teufel (einst war es wohl Wodan) selbst wenden, und man hat dann schwere Proben und Gefahren der schlimmsten Art zu bestehen. Zunächst darf man vier Wochen vor Weihnachten, während der ganzen Adventzeit, kein Gebet verrichten und keine Kirche besuchen, sondern muß stets an den Teufel denken und den Wunsch sich durch den Sinn gehen lassen, daß einem derselbe zu Geld verhelfen möge. Dann begiebt man sich in der Christnacht zwischen elf und zwölf Uhr auf einen Kreuzweg, über den schon Leichen zum Gottesacker geführt worden sind. Hier gehen nun Spukgestalten aller Art an den Zaubernden vorüber: verstorbene Bekannte und Verwandte, Doppelgänger von noch lebenden Freunden u. a., die ihn fragen, was er da treibe, und ihn sonst zum Reden zu bringen suchen. Dann umtanzen ihn mit allerlei Possen und Grimmassen kleine Teufelchen und Kobolde in der Absicht, den Menschen, welcher der Hölle den köstlichen Samen abgewinnen will, zum Lachen zu verleiten und ihm so das Spiel zu verderben. Denn wer alsdann nur ein Wort spricht oder eine Miene zum Lachen verzieht, der wird auf der Stelle vom Teufel zerrissen. Hat man aber diese Prüfungen gelassen überstanden und still und stumm bis Schlag zwölf Uhr gewartet, so kommt zuletzt ein grüner Jäger, der Teufel, der reicht einem eine Papierdüte voll Faarsamen, den man wohl verwahren und sein lebenlang bei sich tragen muß.

Mehrere Beispiele werden erzählt, wo junge Burschen das Wagnis unternahmen, aber nicht bestanden, da sie vor dem Spuk, der sie auf jede Weise neckte und versuchte, davon liefen. So hatten sich vor etwa dreißig Jahren zwei Burschen aus

Kiebingen vorbereitet, den Faarsamen zu holen. Sie begaben sich zu dem Zwecke in der Christnacht auf die Straße zwischen jenem Orte und Bühl, und als sie hier eine Weile gewartet hatten, kam eine Menge von Gespenstern und zuletzt auch ein Jäger mit einem großen Hunde. Der Jäger blieb dicht vor ihnen stehen, sah sie starr an und redete nicht ein Wort. Der Hund aber, der feurige Augen hatte, lief um sie herum, wedelte mit dem Schwanze und schlüpfte endlich dem einen von den Burschen zwischen den Beinen durch, worauf es ihnen beiden so höllenangst wurde, daß sie plötzlich davon sprangen und über Hals und Kopf nach Hause liefen. Ähnlich erging es etwas früher drei ledigen Gesellen aus Wurmlingen auf der Kreuzstraße zwischen Wurmlingen und Pfäffingen.

Dagegen soll ein Holzhauer in Rotenburg a. N. den Faarsamen glücklich erlangt haben und dann so stark und gewandt geworden sein, daß er täglich fünfhundert Büschel Holz fertig gemacht und das Holz dazu überdies noch selbst gefällt hätte. Auch ein dortiger Webergesell hatte sich den Faarsamen „auf seine Profession“ geholt. (Jeder kann ihn nur für das Handwerk bekommen, welches er betreibt.) Er arbeitete dann nur am Sonnabend und verbrachte die ganze übrige Zeit der Woche mit Spielen und Zechen im Wirtshause, webte aber an jenem einen Tage weit mehr, als ein anderer geschickter Weber in sieben Tagen. Nur hielt seine Arbeit nicht, wenn sie mit heiligen Dingen in Berührung kam, und so passierte folgende sonderbare Geschichte. Als einst in der „Oktavzeit“ dieser Gesell an einem einzigen Sonnabend ein Stück Leinwand von hundert Ellen Länge gewebt hatte und seine Meisterin es noch denselben Abend abliefern wollte, kam sie damit an der Ehinger Kirche vorbei, und als sie dort zum heiligen Segen schellen hörte, stellte sie ihren Korb mit der Leinwand hin, kniete nieder und empfing den Segen. Sie wollte darauf weiter, aber siehe da, der Segen hatte bewirkt, daß das ganze Stück wieder zu

Garn geworden war. — Hierzu noch die Bemerkung, daß Theophrastus Paracelsus den Farnsamen dadurch bekam, daß er „Wullekraut“, wie in manchen Gegenden die Königskerze nach ihren rauhen, haarigen Blättern heißt, unter das Farnkraut legte, und daß auch Shakespeare vom Farnsamen redet. In König Heinrich IV. (1. Teil, Akt 2, 1. Scene) sagt Gadshill zum Hausknecht — nach der Schlegelschen Übersetzung: „Wir haben das Rezept zum Farnsamen, wir gehen unsichtbar umher.“ (Busch, 145—149.)

Nach anderen soll der in der Christnacht gereifte Farnsamen alsobald mit großer Kraft zur Erde fallen und hierbei selbst einen metallenen Mörser durchschlagen, in dem man ihn etwa auffangen wolle. Nur ein kohlschwarzes Bockfell könne ihn aufhalten. (Wagner II, 247.)

Die Abergläubischen suchen am Johannistage die Blüte des Farnkrautes, welche nach der Meinung des Volkes nur um diese Zeit sich entfaltet und in einem Augenblicke wieder abfällt. Wem es gelingt, eine solche Blüte zu finden, der könne zu jeder Zeit unsichtbar werden; alle gesperrten und verriegelten Thüren oder sonstigen Behältnisse öffnen sich sogleich von selbst bei Berührung mit dieser wunderbaren Blüte. Mit ihrer Hilfe ist man auch imstande, die unter der Erde tief verborgenen Schätze zu finden. Das Volk erzählt sich hierüber folgendes:

Einst ging ein Landmann an demjenigen Tage, da die Samstagfeuer angezündet werden sollten, in einen abgelegenen Wald, um seine Kuh zu suchen; allein seine Mühe war vergebens. Während er aber im Walde umherging, fiel ihm zufälligerweise die Blüte des Farnkrautes in den weiten Oberteil eines Stiefels, so daß er davon nicht einmal eine Ahnung hatte. Und alsbald wußte er den Ort, wo die Kuh sich befand; doch nicht etwa dieses allein, sondern es war ihm auch der Ort und die Stelle bekannt, wo reiche Schätze von der Erde bedeckt sind. Da ihm aber die nötigen Werkzeuge fehlten, so eilte er schnell

nach Hause, um solche zu holen. Vor der Arbeit zog er aber die Stiefel aus und verlor die wunderbare Blüte. Nun wollte er hinausgehen, um die Schätze heimzubringen, allein nach dem Verluste jenes Zaubermittels vergaß er sogleich den Ort, wo die Schätze sich befanden, und mußte unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren. Alles schien ihm jetzt nur ein Traum gewesen zu sein. (Vernaleken, 309, 310.)

Der „Skythische Schildfarn", Aspidium Baromez, wächst in China, Cochinchina und der Bucharei.

Der längliche, horizontale, über 30 cm. lange, dicke, fleischige und sehr vielgestaltige Wurzelstock steht einige Centimeter über der Erde und ist mit Nebenwurzeln auf dem Boden befestigt, überall dicht mit langen, Wollhaaren ähnlichen, tiefgelben Spreuschuppen bekleidet und enthält einen beim Aufritzen herausdringenden rötlichen Saft. Wegen dieser Gestalt und Beschaffenheit verglich man den Wurzelstock, welcher in seiner Heimat gegen Blut- und Schleimflüsse und Ruhren angewendet wird, mit einem Lamm, nannte ihn skythisches oder tatarisches Lamm (agnus scythicus) und fabelte wunderbare Dinge davon. Ältere Schriftsteller beschrieben ihn als ein Geschöpf halb Tier, halb Pflanze, welches mit vier Füßen in der Erde befestigt sei, Blut vergieße, um sich her alles abweide und dann verhungere. Linné, welcher eine solche Pflanze aus China erhielt und sie als einen Farn erkannte, desgleichen Loureiro in seiner Flora cochinchinensis, klärten diese Fabel auf. Die haarförmigen, gelb- bis rotbraunen, stark seidenglänzenden Spreuschuppen kommen jetzt aus dem Orient unter dem Namen Baromez, Seidenmoos (agnus scythicus) als blutstillendes Mittel zu uns.

(Leunis III, 1472.)

Frankenstein & Wagner, Leipzig.

Diebach
Warnke
Grube